Korff um Afrika

1895/96.



Emanuel Korff.

1895/96.

Weltreise-Tagebuch.

Sechster Band.

Um Afrika.

Als Manuscript gedruckt.



Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

Inhalt.

Am Afrika

1895/96.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt!

Wenn ich bei meinem neuen Weltgang wiederum die Feder ergreife, so mögst Du, verehrter Leser, es mir nicht verargen. Zeit und Gedächtniß sind trügerisch. Was ich hier zu geben beabsichtige, ist nichts weiter, als eine Plauderei aus der Cavalierperspective über Materien, die immerhin noch unbekannt genug sind, als daß es nicht der Mühe werth wäre, damit meinen Freunden eine Zerstreuung zu bereiten. Ich erbitte mir daher nicht strenge Kritik, sondern Geduld. Mich treibt die Wißbegier wieder einmal ins Weite und zwar „Um Afrika" und zu einer Rundfahrt um die südliche Hemisphäre unserer Erde. Wer kommt mit? Von ganz besonderem Interesse bei solchen Reiseprojecten sind für mich immer die Vorarbeiten gewesen und auch dieser Ausflug hat mir viele Stunden freudiger Arbeit geschaffen. Ueberall kann man nicht

1*

persönlich gegenwärtig sein, außerdem sind Thatsachen immer bedeutungsvoller als meine Empfindungen.

Dem gütigen Leser wird es wohl begegnen, Gegenstände besprochen zu finden, die ihm vielleicht besser bekannt sind, die ich aber zur Abrundung des Bildes nicht habe ausschließen wollen.

Wenn man sich mit den Vorarbeiten für eine Reise „Um Afrika" beschäftigt, so ist es erstaunlich, wie viel Schwierigkeiten der Schifffahrt dabei entgegen stehen. Wenn ein Kriegsschiff die Küste entlang fährt und ein Regierungs-Commissar wie Nachtigal hier und dort die Nationalflagge hißt, dann sind das unter Schutz gestellte Colonien; der Lebensfaden aber, der sie mit dem Mutterlande verbindet, ist an der Westküste denn doch ein etwas zu dünner. Die Verbindungen sind bis jetzt so mangelhaft, daß sie gar nicht so bleiben dürfen, weil sie geradezu widernatürlich sind. Ab und zu gehen Schiffe der Firma Wörmann aus Hamburg, verschiedene Punkte berührend, bis Loando oder Walfischbai und kehren von dort zurück. Der Verkehr nach Süden hin aber ist dann dem Zufall preisgegeben mit wochenlangem Zeitverlust auf mehreren Stationen.

Man kann ja zuweilen die Häfen der Westküste erreichen und zuweilen auch wieder von dort weiter kommen, der ganze Verkehr aber steht da noch im Anfangsstadium und ist kostspielig und überaus zeit-

raubend. Sollte es nicht im Interesse der Wörmann-Rhederei liegen, ihre Fahrten bis zur Capstadt auszudehnen? Es würde frischen Lebensathem in unsere Colonien bringen und müßte sich das auch rentiren.

Spanien und Portugal thun kaum so viel für ihre überseeischen Besitzungen als der Anstand erfordert, und Frankreich ist mit Senegambien augenblicklich zu sehr beschäftigt. Es ist geradezu unglaublich, in welche Lage Jemand kommen kann, der an der Küste bei einer Art Wellblech-Schilderhaus „mit Flagge" auf den Sand gesetzt wird und Wochen lang dasitzen muß, um irgend eine zufällige Gelegenheit abzuwarten, weiter zu kommen. Die Schwierigkeiten beginnen schon in Lissabon, wo man nur zweimal im Monat Verbindung mit Madeira findet. Doch lassen wir uns auch dadurch nicht zurückhalten. Ehe wir die afrikanische Westküste betreten, werfen wir einen Blick auf die davorgelagerten Inselgruppen.

Der griechische Philosoph Plato läßt in seinem Timäus und Kritias einen Priester aus Sais zum Weisen Solon sagen, daß in unvordenklichen Zeiten im Atlantischen Ocean jenseit der Säulen des Herkules ein wunderbares Königreich lag, größer als Lybien und Asien, dessen Macht sich weit über Afrika und Europa erstreckte. Da kam ein großes Naturereigniß; die Erdrinde platzte und unter Feuer und Beben versank an einem Tage das Land im

Meer und hinterließ nur Schlamm, der die Schifffahrt hindert. Sagenhafte Andeutungen der versunkenen Atlantis sollen sich in uralten Handschriften tibetanischer Klöster finden.

Die Tiefe des Meeres um Madeira ist 16,000 Fuß und die vulkanischen Formationen nebst dem Pic von Teneriffa weisen vielleicht darauf hin, daß der Herd dieser Naturerscheinung hier in dieser Gegend gelegen haben kann. Der Geologe wird die Atlantischen Inseln als eine natürliche Fortsetzung des Atlas ansehen müssen und das große Ereigniß auf das Ende der Tertiärzeit bestimmen. Der Botaniker kommt dabei zu Hülfe, indem er in der Flora der Inseln unleugbaren Zusammenhang mit Afrika und mit Amerika beobachtet. Mit heiliger Scheu schreiten wir auf den Felsgebilden und der Lava. Es beschleicht uns das Gefühl, um uns her Zeugen einer großen Katastrophe zu sehen, welche sich eben so gut wiederholen könnte, und das Bewußtsein, daß wir nichts als elender Staub sind.

Die Azoren,

die nördlichste der westlichen Inselgruppen, gehört zwar in das Bereich unserer Betrachtung, fällt aber

durch ihre vereinsamte Lage etwas aus dem Rahmen. Acht bis zehn Inselchen mit Landbau treibender, armseliger, herabgekommener Bevölkerung werden weidlich durch Erdbeben geängstigt und in große Aufregung versetzt, wenn durch irgend welchen Zufall sich Schiffe dorthin verlieren. Man lebt dort von der Hand in den Mund, hat Hoffnungen und Wünsche nie gehabt und Alles athmet die einförmigste Langeweile. Die sämmtlichen Inseln zeigen Höhenbildungen. Jede hat ihren Vulkan, von denen der Salfotts auf Terceira, 6000 Fuß hoch, noch in voller Thätigkeit ist. Habichte, die den Inseln den Namen gaben, durchkreuzen hungrig die Lüfte, finden aber kaum ihre Nahrung. Die Luft ist milde, immer feucht, der Weinbau durch Reblaus zerstört. Die Hauptstadt Ponte Delgado hat 20,000 loyale portugiesische Einwohner, die sogar ein Theater und einige Schulen haben. Der Bewohner der Azoren wird aber selbst in Oporto und Lissabon gleich als Provinzial erkannt.

Die andern Inseln heißen San Miguel mit Ribeira, Fayal mit Horta, Pico mit Lages, Santa Maria, San Jorge und Graciosa. In Angra do Heroismo auf Terceira ist der Centralsitz der portugiesischen Verwaltung. 1431 wurde die Inselgruppe erst von Portugiesen entdeckt und von dort aus angesiedelt. 100 Jahre herrschten dort die Spanier und seit

200 Jahren stehen sie wieder unter portugiesischer Ignoranz. Gott helfe ihnen weiter.

Madeira

ist zwar schon seit dem 14. Jahrhundert ziemlich willkürlich auf Karten angedeutet, wurde aber erst durch die Seefahrten des Infanten Heinrich von Portugal mehr bekannt. Der Besitz der Inselgruppe regte die Portugiesen an, von hier aus den Blick weiter über den Ocean schweifen zu lassen, und ein paar glückliche Ausfahrten drängten abenteuerlich die Seehelden des kleinen Portugal, den ganzen Erdball zu umschiffen. Heinrich der Seefahrer, die drei Dias und Vasco di Gama und später Maghellan pflanzten zum Zeichen der portugiesischen Besitzergreifung die steinernen Pfeiler mit Landeswappentafeln auf. Zahlreiche solcher Denkmäler sieht man an der Küste um ganz Afrika und Indien bis Calcutta. Noch heute würden die Portugiesen dort herrschen, wenn sie sich nicht überall mit den niedrigsten Volksschichten vermischt hätten. Ansehen, Autorität und Macht ist ihnen meistens mit den Ländern selbst dabei verloren gegangen.

Unmittelbar nordöstlich neben Madeira liegt die Insel Porto Santo, die von Muniz de Perestrello verwaltet wurde. Columbus hatte bereits bedeutende Seereisen, unter anderen auch eine Nordlandfahrt bis zum Nordcap gemacht, als er in Lissabon die Tochter jenes Perestrello zur Frau nahm. Er lebte nun mehrere Jahre in Porte Santo und sah durch den Golfstrom aus dem fernen Westen fremde Hölzer und Früchte anschwemmen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn dorthin, neue Länder und Völker zu finden, deren Existenz ihm zur Gewißheit geworden war. Werkzeuge, geschnitztes Holz, ein fremdartiges Boot mit einer braunen Leiche, die man bei den Azoren aufgefischt hatten, drängten ihn, den Westen aufzuklären; sein Aufenthalt in Porte Santo hatte ihm dazu die Zuversicht eingeflößt. 1575 starb mit Diego II. die männliche Linie der Familie aus; der jetzt lebende Herzog von Veragua, der auf der Ausstellung in Chicago fast für Geld gezeigt wurde, ist ein Nachkomme des weiblichen Zweiges. Mit ihm zugleich war die Prinzeß Eulalia von Spanien, Herzogin von Montpensier, dort, deren Namen die Amerikaner stets Dutschess of Mondpinscher aussprachen.

Um die Seefahrt etwas abzukürzen, thut man gut, von Lissabon mit dem portugiesischen Boot nach Madeira zu fahren; auch ist es gerathen, sich auf dem Schiff, das man zur Weiterfahrt benutzen will, vorher

schon eine gute Cabine zu sichern, da Länge der Fahrt und Temperatur es wünschenswerth machen, nicht noch mit Unbequemlichkeiten belastet zu sein.

Die Ueberfahrt von Lissabon nach Madeira währt zwei Tage. Das Boot ist klein, alt, unsauber, natürlicherweise versteht man nicht portugiesisch und kein Portugiese spricht etwas anderes als seine Muttersprache Eigentlich ist das auch ganz gleich, denn man mag in allen sonstigen Sprachen der Welt warmes Wasser oder Handtücher bestellen, man bekommt statt dessen in Oel gekochte Feigen oder Gefrorenes von Pistazien. Excellenza wird jeder Mensch dabei genannt und auf Deck braucht man sich nur von seinem Privat-Schiffsstuhl zu erheben, so hört man ihn schon unter der Last eines Eingeborenen krachen, der viel mehr wie ein Stierfechter als wie ein Nachkomme von Camoës aussieht. Als Zerstreuung blättert man in der Henciada, denkt aber dabei, ob der Infant Heinrich auch an Seekrankheit gelitten haben mag. Nelson und andere große Seefahrer sollen ja nicht davon befreit gewesen sein. Ob Einem das wohl ein Trost sein kann?

An Porto Santo vorüber nähert man sich endlich der Insel Madeira. Von Westen nach Osten gestreckt wird sie durch einen compakten Basaltgebirgsstock durchsetzt, der sich 4—5000 Fuß hoch erhebt und fast immer in weißen Wolkenschleier gehüllt ist. Quergrate

bilden tief zerklüftete Seitenthäler, in denen Gebirgsgewässer ihr Spiel über Felsblöcke in malerischen Cascaden und Stromschnellen treiben. Gegen Osten hin bröckelt das Gebirge in verlorenen Felspartien ins Meer. Nach Norden hin sind die Ufer steil, imposant geformt und von wunderbarem Zauber. An der Südseite breitet sich ein üppiges fruchtbares Niederland gegen die Küste hin aus, in dem in paradiesischer Fülle und Pracht die üppigste Gartencultur ununterbrochene Ernten herrlicher Früchte bietet. Der späte Nachmittag zeigte uns die Nordseite bei sinkender Sonne in traumhafter Beleuchtung. Die Felsen dunkel-ponceauroth mit vergoldeten Kanten, die Thäler ultramarinblau, dann ins grünliche schimmernd. Der Wolkenschleier trieb in allen Farben ein wechselndes Spiel. Wer kennt nicht die Madeiraskizzen von Hildebrandt, wie auch sein Bild der blauen Meereswogen? Beide Bilder sind viel angezweifelt worden von klugen Leuten, die Alles besser wissen. Sieht man aber die Originale der Natur, so kann man nur den Künstler bewundern, der einen solchen Farbenzauber annähernd wiederzugeben im Stande war. Das sind Eindrücke, die man niemals vergessen wird, das sind Lichtblicke fürs ganze Leben.

Man umschifft das Felsengewirr der Ostkante, um von Süden her sich der bezaubernden Hauptstadt Funchal zu nähern. Ein Kranz von weißen Häusern

zieht sich am Hafen entlang, wie ein Diadem steigt die Stadt die Berge hinan, geschmückt mit herrlicher tropischer Vegetation. Das Auge weidet sich an der Pracht dieses Bildes. Einen eigentlichen Hafen hat Funchal nicht. Gegen Westen hin ist die Rhede durch eine Felsenbefestigung Ilheo geschützt. Die Schiffe ankern ziemlich weit vom Ufer. Ehe man alle Formalitäten der Sanita und der hohen Polizei erledigt hat, entrollt sich ein eigenartiges befremdendes Getriebe. Die schönen, braunen schwarzäugigen Menschen, welche zu viel schwarze Haare und zu kleine Kopfbedeckungen haben, erheben in den Böten unter leidenschaftlicher Geberdensprache ein Geschrei, um so viel Passagiere und Gepäck in die Boote zu bekommen, wie gar nicht hineingehen. In jeder Gestalt glaubt man den Violinvirtuosen Sarasate zu sehen und wundert sich nur über den ungebührlichen Spektakel. Endlich hat man den Sarasate ausfindig gemacht, der das deutsche Hotel Hortas vertritt und befindet sich bald in dem richtigen Boot. Arglos entzückten Auges und mit bezauberter Seele gleitet man dem Ufer zu, sieht aber bald, daß hier etwas Außerordentliches bevorsteht. Obgleich das Meer nicht ungewöhnlich bewegt ist, zeigt sich die Brandung doch fast haushoch.

Die Bootführer warten nach 6 geringeren Wellen die 7. stärkere ab, werfen mit aller Kraft das Boot herum, so daß die Spitze nach der See zu steht und

lassen sich nun von der starken 7. Woge in hohem Bogen durch die Brandung auf den Strand werfen. Dort stehen eine Menge anderer Sarasates, die eiligst ins Wasser springen, um das Boot nun vollends aufs Trockene zu ziehen. Der geehrte Lustreisende ist natürlich pitschenaß, hat den Eindruck, als wäre er wie durch ein Wunder aus einem Schiffbruch gerettet und fühlt sich erst wieder Mensch, wenn er am Zollhaus alle Plackereien und Trinkgelder hinter sich hat. Diese schauderhafte Art ans Land befördert zu werden, hatte ich auf meiner letzten Reise um die Welt in Madras triefend kennen gelernt und kann zur Beruhigung für Afrika-Neugierige nur hinzufügen, daß diese Methode der Landung die allgemein übliche an der Westküste bis zur Kapstadt ist.

Die Begeisterung für die schöne Senchelstadt ist nunmehr schon ein wenig eingewässert, die Belästigung durch Krüppel und Bettler, der Schmutz und Gestank in den Straßen, vor allem aber ein halsbrecherisches Marterpflaster aus spitzem Basalt machen jeden Schritt zur Pein. Es ist aber auch nicht üblich zu gehen, doch wird einem Anfangs die Wahl des Vehikels schwer gemacht.

Da steht ein wunderbares Ding Carro genannt. Ein viersitziger vorsündflutlicher Kutschkasten auf Schlittenkufen. Zwei Ochsen davor. Von einem jungen und einem alten Sarasate geführt, geliebkost,

beschimpft, mit scharfem Stachelstab gestoßen und unter Duettgeschrei mit Steinen geworfen, so gleitet diese Arche mühselig den steilen Felsensteg aufwärts. Während die eine Hand das arme Vieh maltraitirt, streckt sich die andere zum Empfang des gewünschten Trinkgeldes aus. Der Moço, d. h. der Junge, traktirt die unglückseligen Ochsen mit Steinwürfen und ehrenrührigen Namen und besänftigt die fremde Excellenza durch Ueberreichung von Blumensträußen, um sein Trinkgeld zu erhöhen.

Bergab hat man eine andere Art der Beförderung und zwar auf dem Mount-Carro. Es ist dies ein korbgeflochtener Sitz auf größeren Schneeschuhen. Der geehrte Fremde sitzt in dem geflochtenen Salzfasse, dahinter steht ein älterer Sarasate mit Bergstock und vorn auf den Kufen der Moço. So geht es auf dem tollen Pflaster die steilen Straßen wie der Wind hinunter und zwar in zehn Minuten den Weg, zu dem man im Ochsen-Carro eine Stunde nöthig gehabt hat. Außerdem stehen Pferde und Esel zur Miete bereit. Die begleitenden Moços nennen sich Arrieros. Sie schreien wie am Speer beim Dingen des Preises, erschrecken den Reiter durch plötzliches unartikulirtes Grunzen und schlagen aus Leibeskräften auf die Thiere immer in dem Augenblick, wo dem Fremden gerade irgend etwas Interessantes aufgefallen ist, das er sich in Ruhe ansehen möchte.

Kranke ziehen es meistens vor, sich von zwei bis vier Trägern in Hammoks fortbringen zu lassen. Sie liegen dabei in Hängematten, die nebst einem Schutzdach an der Tragestange befestigt sind. Die Träger erleichtern sich die Arbeit durch rhythmische Betonungen ihrer Schritte, durch kleine Volkslieder oder improvisirte Verherrlichungen der fremden Excellenza, um das Trinkgeld zu steigern. Mit Verwunderung wandelt man durch die Stadt. Man weiß, daß man in Funchal auf Madeira ist und sieht lauter Sachen, die da nicht hin zu gehören scheinen. Jedes Haus, jede Villa ist für englische Gewohnheiten hergerichtet, die Verkehrssprache auf der Straße wird englisch radegebrochen. Truppweise walkern blonde Miß und rüdige Jünglinge, das Raket schwingend, nach den Tennisplätzen, Funchal scheint ein Vorort von London zu sein. Im deutschen Hotel Hortas wird whisky and Soda getrunken, die kurze umgekehrte Pipe geraucht, englisch geredet, gegessen, gelesen, geflucht. — Abends Frack und weiße Kravatte, nie Handschuhe. Beim schönsten Wetter aufgekrempelte Hosen.

Madeira ist stark bevölkert. Im Vorbeigehen haben alle Nationen, wie es scheint, das dort zurückgelassen, was zu viel Haare hatte — es waren auch Neger dabei. Der liebe Gott läßt die Sonne scheinen über gute und böse Menschen. Diese Menschen hier

aber haben von allen Nationen die üblen Seiten anererbt, vorzugsweise die Neugier und die Faulheit. Die erste Folge davon ist die, daß die Frau zum Lastthier erniedrigt ist und auch so aussieht. Ihr liegen alle Feld- und Gartenarbeiten ob und außerdem muß sie den Mann sorgenfrei erhalten. Sie verhüllt ihr Haupt und stets mindestens das halbe Gesicht mit einer schwarz seidenen Schürze, cappa genannt, und thut gut daran, denn der ewig milde Himmel hat ihr die Schönheit versagt. Die Männer machen den Eindruck von stellenlosen italienischen Kellnern. Die dunkle Hautfarbe und die kindische Putzsucht erinnern an Beimischung von Negerblut. Sammet in gewagten Farben, bunte Westen und Schärpen, silberne Ringe, Talmi-Uhrketten, kleine Stöckchen und fliegende rothe und grüne Halstücher sollen ihn nun durchaus zum Pariser Elegant stempeln.

Jeder Einzelne trägt dabei ein von einem schwindsüchtigen Engländer zurückgelassenes Stück auf. Im Alter wird der Madeiraner dann wieder ein braver tüchtiger Portugiese, d. h. engherzig, kleinlich, kurzsichtig, kleinbürgerlich, pietistisch und geizig. Er verliert sogar die Haare. Der Marktplatz, Passeo, ist der Salon von Funchal. 2000 Fremde gehen jeden Tag einmal darüber hin, 30,000 Ureinwohner gehen hin, um die Fremden zu sehen; zuweilen spielt Militairmusik. Die Läden stehen auf der Höhe der

50 Pfennigbazare. Consuln, Bankhäuser, Schiffsagenturen schmücken ihre Häuser mit Flaggen. Jedes Begräbniß wird verheimlicht, damit gar kein Grund gegeben wird, an der gesunden Luft der Insel zu zweifeln. Für Brustkranke ist Madeira ja meistens der letzte Versuch der Rettung, wo keine Hülfe mehr abzusehen ist. Die Herren Aerzte sind dann schnell dabei, solche Kranke nach Madeira zu schicken, selbst wenn die Familie durch Aufbringung der immerhin nicht unbedeutenden Kosten für lange Zeit derangirt wird. Es ist herzbrechend, so viel Kranke zu sehen, die nicht leben uud nicht sterben können.

Wenn man alle diese kleinen Stadtdetails zu sich genommen hat, zieht es den Nordländer hinaus ins Freie, um sich dem ganzen Zauber südlicher Vegetation hinzugeben. Von der Marina aus schweift der Blick aufwärts in die amphiteatralisch aufgebaute blanke Stadt. Viele Häuser haben Thürme, flache Dächer, Aussichtsperrons. Alles ist Licht und Glanz und alles strahlt aus saftigem Grün heraus. Die Straßen sind mit Akazien, Mimosen, Platanen und Tulpenbäumen bepflanzt; die Teppichbeete der Vorgärten sind von Cypressen eingefaßt. Dattelpalmen, Papaja, Mamao und Mangobäume, Bananen, Kampfer und Gummibäume, Magnolien und vor allem Yuca und altehrwürdige Drachenbäume ziehen das Auge bald hier bald dort hin. Oft möchte man aufjauchzen,

diese Herrlichkeiten in einer Zeit genießen zu dürfen, wo in unserer Heimat die Natur sich zu ihrem kalten Winterschlaf rüstet. Agaven, Camelien- und Fuchsiabäume von überraschender Größe winken aus jeder Villa einladend herüber. Am Mauerwerk ranken sich Epheu, Kakteen, Feigen und bilden Brücken, der vertrauten schnellen Lazzarde zum Weg, den Wanderer neugierig zu begleiten. So geht es in Treppen und vielgewinkelten Stegen aus der Stadt hinaus durch Pinien- und Lorbeerwälder am Kloster Santa Clara und dem Fort Pico vorüber mit dem Blick nach dem 6000 Fuß hohen Gipfel des Pico Ruivo. Doch halt! man steht wie durch eine Zauberei in Farbenpracht verlockt. Rückgewendet schweift der Blick über Zuckerfelder, Ananas und Krapp auf das tiefe Blau des unendlichen Meeres. Man freut sich des Glückes, so viel Schönes sehen zu dürfen. Am Horizont sucht man ferne Ziele. Was wird die Zukunft uns bringen?

Im katholischen Madeira giebt es keine Heiligenbilder an den Straßen und in den Ortschaften ist der Pfarrer immer der Besitzer des Wirthshauses. Er bedient seine Gäste höchst eigenhändig und beide Theile sind zufrieden. Bei der Entdeckung der Insel fand man sie dicht mit dem herrlichsten Holz (Bau-Material, daher der Name Madeira) bewachsen und nur spärlich bewohnt. Um Raum für die Landfrüchte zu erlangen,

wollten die Colonisten einige Flächen abbrennen, wurden aber des Feuers nicht mehr Herr. Sieben Jahre währte der Brand, der den ganzen Holzbestand der Insel damals vernichtete und mehrmals mußten sich die Bewohner auf Schiffe retten. Vier Jahrhunderte haben in dem idealen Klima und bei fleißiger Arbeit dann Manches wieder ausgeglichen. Zuckerrohr wurde aus Sicilien, die Weinrebe aus Cypern und Creta eingeführt. 1815 war die Weinernte so überschwänglich, daß von dieser Zeit alle Prachtbauten und der Privatreichthum hergeleitet werden. Die englische Flotte unter Beresford hatte damals Madeira besetzt und seither sind auch die englischen Beziehungen zu Funchal lebendig geblieben. Niemand sollte versäumen, den vier Stunden von der Hauptstadt entfernten Nonnengrund (Curral das Freiras) aufzusuchen. Es ist dies eine enge Schlucht, deren Wände sich 1–2000 Fuß hoch senkrecht erheben und in Farbe und Form die interessantesten geologischen Durchschnitte zeigen. Man sieht in den übereinander gehäuften Schichten von Basalt und Lava, Gestein, Asche und wiederum Lava, die zahllos wiederholten vulkanischen Kämpfe in dem alten Krater.

Das Wildwasser Soccoridas hat das Seinige dazu gethan, Felsmassen zu unterspülen und zu zerreißen. In staubbachartigen Fällen von 300 und mehr Fuß erreicht das Silberband die Sohle der

2*

Klamm und macht von oben gesehen den täuschenden Effekt, als ob das Wasser bergauf flösse. Hier oben auf dem Encumiado alta wird man vollständig überwältigt, wenn man sich so unmittelbar mitten in der Wirkung von unermeßlichen Naturkräften sieht. Ich habe in meinem Leben fast alle feuerspeienden Berge der Erde kennen gelernt, stand in Java in 28 vulkanischen Kratern, sah im Yellowstonebezirk 1200 Geyser, nirgends aber erschreckte mich so wie hier im Curral die Gewalt der Naturkraft. Die vulkanischen Ausbrüche der Karakatao und auf Hawai müssen Kinderspiele gegen die Eruptionen gewesen sein, die hier stattgefunden haben – und was geschah, kann wiederum geschehen! Die Bergkegel in den Wolkenschleiern sind grau-röthlicher Basalt, auf dem das goldene Sonnenlicht in allen Regenbogenfarben malt; von da an, wo sich der erste Wassertropfen zeigt, ist alles Gestein mit grünem Pflanzenteppich überzogen. Das Eiland des Schreckens ist zum Eiland der Wonne geworden. Die Erinnerung ist der Genuß der Gegenwart geworden und Gesunde wie Kranke blicken nur noch hoffnungsreich über das blaue Meer in neue lebendige Zukunft. Als im vorigen Jahrhundert ein Erdbeben Lissabon zerstörte, wobei 30,000 Menschen umkamen, empfand man in Madeira nur geringe Erschütterung, nach zwei Tagen jedoch stieg eine plötzliche Flutwelle für wenige Augenblicke fünf-

zehn Fuß hoch über die Ufer und richtete erheblichen Schaden an.

Ich habe mich über Madeira etwas ausführlicher ausgelassen im Interesse derer, die vielleicht genöthigt sind, hier einem nordischen Winter aus dem Wege zu gehen. Im Hafen pfeift und raucht es aber schon, meine Sachen sind schon, reichlich mit Wasser getränkt, durch die Brandung gebracht. Endlich saß auch ich in einem Boot mit vier Ruderern und sechs Leuten daneben, welche bei Rückgang der starken Welle das Boot in die See stießen. Südwind hatte die Brandung sehr verstärkt und erst nach dem dritten Versuch gelang es, sie zu durchschneiden. Aufregendes Geschrei der Menschen trug nicht dazu bei, das Gefühl der Sicherheit zu erhöhen, dabei pfiff das Dampfboot so dringend und drohend, als wollte es auch ohne mich weiterfahren; bis ich schließlich triefend naß mich geborgen fühlte, um meinen Weg anzutreten nach den

Canarischen Inseln.

18 Stunden von der afrikanischen Küste, da, wo die Südspitze des marokkanischen Gebietes liegt, erhebt sich aus dem Atlantischen Ocean eine Inselgruppe von

sieben größeren und mehreren kleineren Eilanden. In braun-röthlichem Felsgebilde steigt alles zuckerhutartig bis zu 3- und 4000 Fuß auf, doch auf Teneriffa erhebt sich der Pic fast bis zur Höhe von 12,000 Fuß. Die Basis dieser Kegel ist mit frischem Grün bis an die Ufer umsäumt. Das Meer aber arbeitet in Zorn und wüthender Brandung, als sollte dies Inselreich in einem Tage wieder von den Fluthen verschlungen werden. Der ganze Anblick muthet uns bekannt an. Man hat dies Bild schon oft auf japanischen Theebrettern gesehen, so unnatürlich und unwahrscheinlich ist es. Die Grundstockfelsgebilde mit schichtenweis aufgelagerten Eruptionsmassen von Lava, Asche und wiederum Gestein geben Zeugniß, in wie vielen Wiederholungen hier große und kleinere Krampf- und Explosionszuckungen des Erdinnern stattgefunden haben müssen. Jeder Fußbreit ist vulkanisch verbildet, pfropfenzieherartig in die Höhe getrieben. Manche Spitze hat den Halt verloren und ist in sich zusammengesunken, nun einen Knauf bildend. Die Orgelpfeifen sind nun verstopft, doch zeigen sich alle diese Gebilde so, als ob sie gestern erst fertig geworden wären.

Zu trauen ist der Sache übrigens durchaus nicht, denn kaum hat sich das Auge hier in der Nähe des Wendekreises über die Schneekuppe des Pic's von Teyde auf Teneriffa gewundert, so hört man, daß oben der 90 Meter weite Krater sich stets voll Dampf

befindet. Die üblen Landungsverhältnisse haben die Inseln von jeher sehr isolirt und erschweren den Verkehr mit der übrigen Welt, ihre Lage aber in der Nähe der directen Wege nach Capstadt und Südamerika hat ein paar Häfen für diese Linien zu Kohlenstationen gemacht.

Die westlichste Insel ist Palma mit Santa Cruz, südlich davon liegt das Felseneiland Ferro, das nur dadurch bemerkenswerth ist, daß man den ersten Meridian von hier aus rechnet. Unweit davon ist Gomera, dadurch berühmt, daß Columbus bei seiner Ausfahrt zur ersten Entdeckungsreise hier längere Zeit durch Reparaturen seiner Caravellen aufgehalten wurde. Im Hafen San Sebastian will man heute noch davon Erinnerungen haben Nun folgt das imposante Teneriffa in unvergleichlicher Großartigkeit. Strahlenförmig ist der Pic in schroffe wilde Thäler, Baranos, eingerissen, die, oben wild schroff und unzugänglich, nach unten durch künstliche Bewässerung unterstützt, üppig und fruchtbar sind. Diese Thäler sind wie von der Natur zu von einander unabhängigen Baronien geschaffen und sind es auch lange gewesen. Vor 100 Jahren war der Pic das letzte Mal in gefahrdrohender Thätigkeit. Wie zum Schutz der cultivirten Flächen umgeben ihn wallartig die Trachit-Cañadas. In alten Festungsmauern, Citadelle und Thürmen liegt Santa Cruz de Santiago,

der Haupthafenort der Inselgruppe und Sitz der spanischen Verwaltung.

Nach Osten hin folgen nun die Inseln Gran Canaria mit las Palmas, dann Fuerteventura und zuletzt Lanzarote. Um ein kühnes Gleichniß zu gebrauchen, könnte man sagen: Die westliche Hälfte der Inselgruppe zeige brasilianische Vegetation, die östliche dagegen viel Verwandtschaft mit der Wüste Sahara. So vieles nach beiden Richtungen hin zeigt sich im Extrem. Die Lage im anbrausenden Meer, auf der Rinde nur halberkalteter Vulkane die sengende Sonne, westliche Stürme und östliche Sandwehen machen das Leben hier zu einem harten Kampf um die Existenz. Tägliche Arbeit ums liebe Leben und Abgeschlossenheit von der Welt haben den Ehrgeiz und Pläne in die Weite abgetödtet. In beschaulicher Stille wird hier das Gemüth bescheiden, stille und zufrieden und ehe der Einfluß der sogenannten Culturvölker an sie herantrat, verdiente dies Eiland den Namen, den es schon im frühesten Alterthum führte: Die glücklichen Inseln.

Wenn man Jemand fragen würde, was er von den Canarischen Inseln weiß, so würde sich das in den meisten Fällen darauf beschränken, daß von dort die Canarienvögel herkommen. Das ist nun zwar durchaus nicht zu leugnen, doch würde man in dem graugrünlichen Sperling, der hier in großen Flügen und

Massengepiepse die Inseln verheert, schwerlich den reizenden klugen hellgelben Freund aller Junggesellen und später Jungfrauen Tröster wiedererkennen, der wie das Klavier bei uns in keinem Hause fehlt. Ein Bergmann in Andreasberg im Harz hat mit Sachkenntniß und Liebe vor etwa 80 Jahren begonnen, in Heckenzüchtungen den wilden Canariensperling im Laufe der Zeit nicht allein bis auf sein reines hellgelbes Kleid zu verschönern, sondern sich auch besonders angelegen sein lassen, Talente für Triller, Roller und Cadenzen auszubilden und in Racenabtheilungen zu befestigen. Die erstaunlichen Erfolge und der schnelle Absatz bildete die Canarienzucht in Andreasberg zur Localindustrie aus und heute kommt kaum ein Schiff aus deutschen Häfen nach den glücklichen Inseln, das nicht eine Anzahl rein hellgelber Harzer Virtuosen dorthin bringt, um den verwilderten Stammesbrüdern zu zeigen, wie weit man es in der Cultur bringen kann.

Eine andere Eigenthümlichkeit auf den Canarischen Inseln ist das häufige Vorkommen sehr großer Hunde, die Aehnlichkeit mit den dänischen Doggen haben und ihrer Stärke und Wachsamkeit wegen sehr geschätzt werden.

Plinius berichtet zuerst von den Inseln und erzählt, man hätte dem König Juba II. etwa um 400 unserer Zeitrechnung von dort eine mit hellen Haaren

stark bewachsene Jungfrau und sehr große Hunde nach Numidien gebracht. Im 12. Jahrhundert treten Araber auf und 100 Jahre später belehnte Portugal in partibus den Admiral Bracamonte mit diesem Besitz. Einen Theil verpfändete dieser an Johann von Bethencourt, der die Inseln lange beherrschte. Aus dieser Zeit sieht man Normannenschlösser und Befestigungen vorzugsweise auf Lanzarote. 1414 eroberten die Spanier die ganze Gruppe und haben sie noch heute in Besitz. Nach nunmehr fast 500 Jahren spricht das Völkergemisch durchweg spanisch, es fehlt ihm jedoch an den Haupteigenthümlichkeiten dieser Nation. Sie sind nicht so brünett wie die Spanier und es fehlt ihnen an dem Theaterstolz und der edlen Dreistigkeit, die den heutigen Iberier so wenig angenehm macht. Es sind dicke Bücher geschrieben, die sich mit dem Ursprung der Bevölkerung beschäftigen, ohne ein überzeugendes Resultat erreicht zu haben. Selbst wenn man gänzlich unvorbereitet den Fuß ans Ufer setzt, ist man überrascht, lauter Menschen zu begegnen, die man schon einmal in der Prenzlauer Gegend gesehen hat.

Hohe, breite, blonde Menschen mit graublauen Augen, bescheidenem Wesen, festen ruhigen Bewegungen, Gottvertrauen und Treue in jedem Wort — aber im spanischen. Man fühlt sich gleich verwandt mit ihnen und wie zu Hause, überläßt ihnen Gepäck und Werth-

sachen, ohne zu fragen. Man braucht die Sprache nicht, das kluge Auge hat es schon ausgedrückt. In Haus und Hütte, auf Hof und Feld, auf dem Weg oder im Boot findet man germanische Anklänge. Im Einzelnen wie im ganzen Volke sind germanische Vorzüge und germanische Uebel vorhanden. Die persönliche Unabhängigkeit, die Familien- und Stammesabgeschlossenheit sind so ausgebildet, daß trotz des Heldenmuths im Kampf gegen die fremden Eroberer ihre Unterwerfung dennoch möglich war, weil sie sich nicht entschließen konnten, selbst im Augenblick der Noth und Gefahr sich zu vereinigen, um gemeinsam zu handeln, sondern unbekümmert um das Schicksal des Nachbarn jeder seinen eigenen Weg ging. Im 17. Jahrhundert waren noch neun unabhängige einheimische Häuptlinge übrig geblieben. Sie wurden mitten im Frieden zu festlicher Bewirthung nach Spanien eingeschifft und keiner von ihnen hat seine Heimat wiedergesehen. Heute wissen die guten Canarier selbst kaum noch etwas davon.

Dies seltsame Volk nennt sich selbst Guanchen, was spanisch Wandschen oder Windschen ausgesprochen wird. Es giebt nun Forscher, die den Klang dieses Wortes mit Wendischen, andere mit Vandalen in Verbindung bringen und namentlich Löher ist überzeugt, daß hier die Ueberreste der von Belisar in Numidien geschlagenen Vandalen zu suchen sind.

Auch Westgothen zogen, als Spanien von den Arabern überflutet wurde, von dort an der Afrikanisch-Atlantischen Küste südwärts. Den Canarischen Inseln gegenüber hören die Spuren auf, merkwürdigerweise aber findet man dort zahlreiche Ueberreste burgartiger zerstreuter Ansiedelungen, wie man sie unter Berbern niemals wieder findet.

Auch habe ich selbst auf dieser Linie zwischen Tanger und dem Sebu zweifellos germanische Grabstätten bestätigt. Es waren dolmenartige, aufrecht stehende Steine, wie sie im Norden, aber sonst nirgends in ganz Afrika zu finden sind.

Es muß schon der Mühe werth sein, in dieser Sache nach Klarheit zu forschen, da die Meinungen so sehr auseinandergehen. Humboldt hielt die Guanchen für Berber, Champollon für alte Aegypter. Andere haben in manchen Sprachbezeichnungen Gleichheit mit den Worten der alten Peruaner gefunden und sie deshalb für Reste der Urbevölkerung des mythischen alten Atlantis angesehen. Auch Nachkommen gescheiterter Wickinger oder Normannen sollten es sein. In Boccaccios Tagebuch findet man von gescheiterten Spaniern sehr interessante Bemerkungen über die „wiedergefundenen" Inseln. Die Bewohner werden in paradiesischem Zustande, nackt, ohne persönliches Eigenthum, in freier Liebe gefunden. Sie besitzen kein Metall, kennen kaum das Feuer, essen Fleisch

und Früchte roh. Alle Namen der Orte wie Menschen klingen sehr peruanisch. Bei weißer Haut und langem, glatten, blonden Haar, zeigen sie friedfertiges und heiteres freundliches Wesen. Zu festlichen Gelegenheiten malten sie sich den Körper in bunten Farben.

Zahlreiche Autoren berichten die interessantesten Einzelheiten über dieses merkwürdige Völkchen. Trotz der großen Nähe zu einander zeigen sich in der Bevölkerung der verschiedenen Inselchen sehr bemerkenswerthe Unterschiede in Lebensweise und Anschauungen.

Es ist eine Bibliothek von Büchern darüber geschrieben worden. Wie ein rother Faden geht aber von der Zeit des Erscheinens des Normannen Bethencourt von etwa 1400 bis 1700 die schandbare Art der Ausbeutung dieser sogenannten „glücklichen Inseln". Ueber 2000 Menschen wurden in Ueberfällen und Hetzen gewaltsam aus dem Lande geführt und verkauft, mehr als 2000 in diesen Sklavenjagden wehrlos erschlagen. 400 Jahre kennt man nur Friedens- und Vertrauensbruch und unter dem Vorwand der Einführung des Christenthums Niedertracht, Habsucht und Inquisition. In den Städten, in den Aemtern und reicheren Gauen pressen Spanier bis zum heutigen Tag die Kräfte aus den armen, zerschmetterten, decimirten, friedfertigen Guanchen.

Die

Capverdeschen Inseln,

14 an der Zahl, mögen der Vollständigkeit wegen hier gleich mit erwähnt werden. Vulkanisch erheben sie sich, in zwei Reihen gegliedert, nach Westen aufsteigend aus dem Meer. Jede Insel ist ein erloschener Vulkan. 100,000 vernegerte Bewohner haben die Wälder abgebrannt und fristen ihr kümmerliches Dasein in dem Bewußtsein, von einem paar Tausend Portugiesen regiert zu sein. In San Jago ist wegen der Kohlenstation einiger Verkehr durch die Dampfer der Afrikalinien der Westküste. Da die Besteigung der zerklüfteten Krater zu anstrengend ist, kann man sich wenigstens mit Kabeltelegraphiren nach Lissabon beschäftigen.

Nachdem diese nicht unwichtigen Inselgruppen leicht berührt sind, wendet sich unser Blick nunmehr dem dunkeln Erdtheil zu. Als ich den Entschluß faßte, dorthin zu gehen, wurde ich von allen meinen Freunden gewarnt, die Westküste zu besuchen. Ich ginge nur Täuschungen entgegen, sagte Professor Jost, und mein Reisegefährte aus Aegypten und Nubien, Dr. Güsfeld, meinte: Er begriffe nicht, wie es mich

dort hinzöge. Dort könnten sich nur Rauhbeine wohl fühlen. Es ist nun das 15. Mal, daß ich Afrika betrete. Den Norden Afrikas habe ich meinen Freunden im vierten und fünften Band meiner Weltreise vom Rothen Meer und Aegypten über Tunis, Algier und Marokko beschrieben und wenn ich mich entschlossen habe, mit 70 Jahren noch diese Fahrt um Afrika zu machen, so geschah es nicht, um Hochgenüsse zu suchen, sondern meine Eindrücke für mich selbst zu vervollständigen und mit diesen Mittheilungen einen Baustein mehr zu geben für den Ausbau der Kenntniß einer Materie, die in vielen Kreisen doch noch sehr unbekannt ist. Ich erhebe durchaus nicht den Anspruch, hier neue Entdeckungen oder Lösung von Principienfragen zu erledigen, sondern nur wiederzugeben, wie mir die Verhältnisse erschienen sind. Vielleicht finden sich darunter nützliche Winke für Leute, die so denken, wie ich. Andere werden bessere Quellen finden. Also nichts für ungut — und fröhlich vorwärts — immer rein in die Kartoffeln.

8000 Kilometer lang und 8000 Kilometer breit, mitten durch den Aequator und den Meridian von Königsberg durchschnitten, liegt Afrika, dreimal so groß wie Europa. Wege giebt es nicht, die Flüsse sind nicht schiffbar, die Bevölkerung feindselig. Ist es da wohl zu verwundern, wenn wir davon noch recht wenig wissen? Der Norden ist Wüste, die Mitte

ist Urwald, der Süden Steppe. Im Westen kann man nur mit Gefahr landen, im Osten nur, wenn man abenteuerlich dort Vortheil sucht. Der Weg, den Wißmann, Stanley, Götze bei der Durchquerung genommen haben, ist so lang wie von Lissabon bis Königsberg. Der colossale Reichthum Amerikas ist durch die rücksichtslose Ausbeute vorhandener Naturproducte geschaffen. Zur Nutzbarmachung eignet sich in Afrika nur die äquatoriale Urwald-Region und das Congobecken. Hier kann für lange Zeit genommen werden was da ist. Andere Landstriche sind Zukunftshoffnungen in Mühe und Arbeit, verlorenem Capital und Verlust noch mancher Knochen Pommerscher Grenadiere. Wir haben uns zu spät entschlossen, Colonien zu erwerben und sind bei der Auswahl zu bescheiden und zu wenig energisch gewesen. Dieser Fehler wird der Nation noch einiges Herzblut kosten, ehe wir den Lohn haben. Wir erleben das nicht mehr. Vom Aequator bis zur Capstadt ist es so weit wie vom Aequator bis Tripolis. Die kältere Temperatur des südlichen Eismeeres influirt das Klima in Capland. Außerdem steigt in drei Terrassen dort das Hochplateau zu einer Höhe auf, daß dort das südliche Land kälter ist als ihm nach seinem Breitengrade zukäme. Im Allgemeinen zeigt ganz Afrika horizontale Schichterhebung, so daß Gebirgsformationen überall als senkrechte Thaleinschnitte, die Berge als horizontal

aufeinandergelagerte Platten erscheinen. Nur der ältere Atlas und der von Nord nach Süd streifende abessinische Hochgebirgsstock zeigen andere Formationen. Sehr eigenthümlich ist der schluchtartige tiefe Einschnitt, der zwischen dem oberen Nil und der Somaliküste beginnt und südwärts sich gegen den Sambesi hinzieht. Es ist dies ein Hinderniß für alle Kriegs- und Karawanenzüge, dessen Ueberwindung stets Zeit und Kräfte verbraucht. Alles, alles in Afrika ist für uns noch in den Anfangsgründen. Aegypten mit einer Cultur von 5000 Jahren hat aufs Neue erst entdeckt werden müssen. Wir thun uns ungeheuer wichtig mit unserm Wissen, trotzdem Alles doch erst von vorgestern ist. Was man von Afrika wußte, als ich in die Schule ging, war äußerst wenig. Zwar hatten schon vor 100 Jahren kühne Männer wie Mungo Park vom Senegal, Hornemann, Clapperton sich bis Timbuktu und Murzuk gewagt, wurden dort aber erschlagen. Burkhardt, Lichtenstein, Burtchell, Andersen erweiterten die Kenntniß des dunkeln Erdtheils. Auf Anregung Humboldts begannen vor 50 Jahren Männer wie Barth, Overweg, Vogel, Nachtigal, Rohlfs, Schweinfurth durch ihre vortrefflichen Reiseberichte die Schleier der Sahara zu lüften. Burton und Speke suchten die Nilquellen, Livingstone stieg dreimal von Süden her bis ins Herz von Afrika. Von Zansibar bis zur Congomündung operirten Wißmann, Bumüller, Pogge,

Lenz, Brazza, Gravenreuth, Pinto, Emin Schnitzler, Peters, Decken, Stanley, Stuhlmann, Götzen, Prittwitz, Junker. Vorzügliche Reiseberichte schufen Licht in so vieles Unbekannte und erleichterten strebsamen Forschern, in so bewährte Fußstapfen zu treten. Ich bin mit fast allen diesen Pionieren der Civilisation in persönlichem Verkehr gewesen, habe mit lebhaftestem Interesse jede neue Erforschung verfolgt und auch selbst Manches dazu beigetragen; da ist es denn wohl sehr natürlich, daß man den Wunsch hat, mit eignen Augen zu sehen, was im Studium das Gemüth so lebhaft bewegt hat.

Im fünften Bande meiner Weltreise haben meine Freunde mich nach Marokko begleitet, nunmehr blicke ich von den Capverdeschen Inseln nach dem Festlande zur Weiterfahrt nach dem Süden.

Gegen alles giebt es Schutz, nur nicht gegen menschliche Leidenschaften. Die Neugier trieb die Seefahrer hierher. Sie überwanden die gefahrvolle Brandung und fanden arglose, unbewaffnete, schwarze Menschen. Für Schnaps und Glasperlen bekamen die Fremdlinge Gold und Elfenbein. Sie lehrten das Christenthum und lernten den Sklavenhandel und damit begann eine Menschenjagd und Negerhetze, an der sich alle civilisirten Nationen auf das Empörendste betheiligten. Der Place de concorde in Paris stinkt noch von den Opfern der französischen Revolution, die Inquisition in

Spanien hat mehr als 30,000 Menschen gemartert und hingeschlachtet unter dem Vorwand christlicher Liebe — die Sklaverei aber bildet einen Schandfleck in der menschlichen Gesellschaft und ein Brandmal an der Stirn der sogenannten civilisirten Völker, die sich durch Sklaven in den letzten 500 Jahren zu bereichern gewußt haben. Entdecker fremder Länderstriche raubten deren Einwohner, um sie in der Heimat als Zeugen ihrer Heldenthaten zu benutzen. Jeder Kauffahrer lockte vertraute Küstenbewohner aufs Schiff, um durch den Verkauf die vielleicht fehl geschlagenen Handelsvortheile auszugleichen. Als die Sache Erfolg versprach, wurden Schiffe ausgerüstet, Razzias zur Menschenjagd gemacht und die Beute in öffentlichen Sklavenmärkten in Cadix, Lissabon, Sevilla und Madeira meistbietend verkauft. Fast keine Nation hat sich davon ausgeschlossen. Vielleicht wird eine schwarze Literatur der Zukunft sich mit diesem Gegenstand befassen, ich fürchte aber nicht zum Ruhme Europas. Als die Beherrscher der neuen Welt dieselbe so gründlich ausgeplündert hatten, daß drüben alles von Grund aus zerstört war, hier aber nicht viel mehr davon übrig geblieben ist, als spanischer Hochmuth und ein paar dunkle Cathedralen, ging man daran, dem Boden des Landes zu entreißen, was noch möglich war. Der Europäer zeigte sich gegen das Klima nicht widerstandsfähig genug und nun begann

3*

die Sklavenpressung und Ueberführung nach Amerika im Großen. Was bei diesen Gelegenheiten in 500 Jahren ertrunken, erschlagen, erlegen ist, wieviel Familien dabei auseinander gerissen, wieviel Thränen geflossen und Bitten und Seufzer ungehört verklungen sind, davon redet heute niemand mehr. Jedes schwarze Gesicht, das man zu sehen bekommt, ist aber eine laute Anklage der christlichen Kulturvölker, für die der Tod von ein paar Forschungsreisenden eine sehr geringe Sühne ist.

Nicht dem Verständniß für diese niederträchtige Gewaltthätigkeit, sondern einem allgemeinen Drang nach Humanität ist es zu danken, daß man erst in unserem Jahrhundert mit der Abschaffung der Sklaverei vorgegangen ist. Von dem besitzenden Theil des Volkes ist es ja nicht überall als segensreiche Maßregel aufgefaßt worden und in Brasilien hat es sogar dem Kaiserhause den Thron gekostet. In allen Sklavenstaaten aber hat es zu den eigenthümlichsten Wandlungen geführt. In Südamerika und Westindien zur Anarchie, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aber hat der Neid der Parteien bei den Wahlkämpfen lieber für die höchsten Verwaltungsämter einen Neger die Stimmen finden lassen, als einen Candidaten der gegnerischen weißen Partei. Die Neger haben diesen Zwiespalt auch reichlich ausgenutzt. Die Staaten, in denen sie an der Spitze der Regierung stehen, haben in

einem halben Dutzend von Jahren ihr öffentliches Vermögen, Domainen, Waldungen etc. eingebüßt und sind mit erdrückender Schuldenlast gelähmt; der einzige Ersatz dafür ist in Paris zuweilen der Anblick eines Negers mit zu engen Lackstiefeln, weißer Cravatte und Brillantknöpfchen, in der Oper oder in maison doré. Der plötzliche Sprung in die Freiheit treibt da eine Menge belustigender Blüten, die Voreingenommenheit der öffentlichen Anschauung aber will sich nur schwer dazu verstehen, den Schwarzen als Bruder anzuerkennen.

Bei der Annectirung von afrikanischen Landstrichen wollte, wo alles liebt, Spanien allein nicht hassen und beflaggte die Saharawestküste in einer Ausdehnung von 7 Breitegraden. Diese Arbeit in Hitze und Sand muß viel Mühe gemacht haben, denn der einzige Ertrag von diesen Riesenlande ist nichts weiter als ein bischen Fischfang an der Küste. Die Kartenzeichner malen das Land auch spanisch an, gerathen aber wie die Spanier selbst landeinwärts in die größte Verlegenheit, da Niemand mit Bestimmtheit sagen kann, wo dies zweifelhafte Glück anfängt und wo es aufhört. Nur ganz zerstreut findet man in der baum-, orts- und menschenleeren Wüste ein Lebenszeichen, selbst das Thier meidet diesen unwirthlichen Sandstrich. Aber die spanische Flagge weht dort und Spanien protestirt, wenn sich dort eine andere

Nation ein Sandfaß füllen wollte. Dieser Landstrich wird wohl noch geraume Zeit der dunkle genannt werden können Von der Senegal-Mündung an gewinnt die Culturfähigkeit des Continents. Frankreich hat sich hier in

Senegambien

mit weitem politischen Blick etablirt und an der Küste durch das Fort St. Louis seine maritime Verbindung gesichert. Es hat hier nur den Kummer, bei Bathurst und Freetown von den Engländern und bei den Bisagos-Inseln von den Portugiesen durch ihre Gegenwart gestört zu werden. Damit sie hier auch diesem Uebelstand abhelfen, halte ich einen gelegentlichen Gebietsaustausch nur für eine Frage der Zeit.

Im Süden an der Sklavenküste zwischen unserm Togo und englischen Niederlassungen an der Nigermündung liegt das Königreich Dahome, das die Franzosen nun auch bereits zu sich genommen haben, nachdem durch Conflikte mit dem guten König Behanzin sie dazu gezwungen worden waren. Nun beginnt der Wettlauf in das Hinterland bis an den Niger, um die Handelswege möglichst dahin zu leiten, wo die Küstenbesitzer den möglichst größesten Vortheil haben.

Senegal und Niger haben ihre Quellen ziemlich nahe aneinander. Die Flüsse schwingen sich erst in großem Bogen nordwärts: der Senegal, um ins Meer zu fließen, der Niger, um an seiner nördlichsten Stelle der größesten Sahara-Metropole Timbuctu ihre Bedeutung zu geben. Der Senegal ist ein großer gewaltiger Strom, der aber, wie alle afrikanischen Ströme und alles Gute, was aus Afrika kommt, auch seine üblen Seiten hat. In der Regenzeit ist seine Gewalt zerstörend, er erweitert sich in den breiten Thälern bis zu 3000 Metern. Seine Tiefe ist wechselnd und oft unberechenbar. Von der Küste bei St. Louis an können Seeschiffe ihn 25 deutsche Meilen stromaufwärts befahren, dann hemmt eine einen prachtvollen Wasserfall bildende Felsbarre ein unübersteigliches Hinderniß. Wie bei den Nilkatarakten müssen Waaren auf flachere Fahrzeuge umgeladen werden. Es zeigt weiter aufwärts der Fluß seine Tücken in Stromschnellen, Felsriffen und Untiefen und dennoch ist er zur Lebensader großer französischer Colonialbestrebungen geworden, die auf ihm dem Niger und Timbuctu zugestrebt haben.

Man macht sich zuweilen nicht ganz richtige Vorstellungen von der Größe der afrikanischen Flüsse. Der Niger ist erst der drittgrößte und hat eine Länge von mehr als 4000 Kilometern. Nur im ersten Theil seines Laufes braust er über Klippen durch

romantische Thalengen in Wirbeln und Katarakte. Von Timbuctu an bis zur Mündung aber hat er so geringes Gefälle, daß er sich, wo es die Landschaft nur irgend erlaubt, seeartig verbreitert und in der heißen Jahreszeit scheinbar ganz zu fließen aufhört. Die Regenzeit führt ihm dann wieder so enorme Wassermassen zu, daß seine durchschnittliche Breite bis 3000 Fuß wird. Merkwürdiger Weise wird er am unteren Lauf von seinen Anwohnern stellenweise Nil genannt. Auch die Bezeichnung Niger, Fluß der Neger, deutet darauf hin, daß der Fluß den Namen von fremden Stämmen erhalten haben mag, vielleicht solchen, die bereits den Nil gesehen hatten. Unsere Kenntniß des Nigerthales ist erst von vorgestern d. h. etwa 50 Jahre alt und hat manches Opfer der Wissenschaft gekostet. Mungo Park wurde bei Bussa erschlagen. Timbuctu, jetzt im Bereich der Franzosen, ist der Angelpunkt, der das centrale Afrika mit Europa verbinden soll. Die Senegaleisenbahn, welche die Verbindung des Niger mit St. Louis am Atlantischen Ocean verbinden soll, ist bereits im Bau begriffen und wird unzweifelhaft Senegambien neue Lebenskraft zuführen, wie auch wesentlich dazu beitragen, das südliche Saharagebiet der Cultur zu erschließen. Der weite politische Blick der Franzosen aber gedenkt Algerien mit Timbuctu durch eine Eisenbahn zu verbinden. Die Vorarbeiten von Laguat im mittleren

Atlas in directer Linie sind bereits im Gange und wie hoffnungsvoll man dabei dem Wunsche gegenüber steht, zeigt uns, daß man herausgerechnet hat, daß ein solches Projekt auch sogar verzinsbar sei.

Als Maßstab sind dabei die Werthe von etwa 50 Karawanen jährlich angenommen, die sonst den Weg durch die Wüste zurücklegen. Da, wo die Wasser- und Kohlenfrage anfängt fadenscheinig zu werden, werden die Fortschritte in der Elektricität vielleicht weiter helfen. Elephantenbahn! Künftige Geschlechter werden ganz ernstlich die directe Verbindung des Niger über den Tschadsee nach dem Nil bei Chartum ins Auge zu fassen haben. Diese Entfernung beträgt kaum 2000 Kilometer und sind in Amerika schon schwierigere Probleme gelöst worden. Den europäischen Culturbestrebungen in Afrika steht nur die egoistische Interessenzerstückelung der einzelnen Staaten im Wege.

Mit dem französischen Senegambien ist es hier nothwendig, zugleich das an der Sklavenküste gelegene

Dahome

zu erwähnen. Man kennt weniger von der Geschichte des Innern Afrikas als man geneigt ist anzunehmen.

Es fehlt die Schrift, und die Ueberlieferungen in Sagen und Erzählungen sind sehr dürftig. Trotzdem müssen sich aber auch hier große historische Ereignisse zugetragen haben, welche wir nur mit feinem Forscherinstinkt nachzufühlen im Stande sind. Es scheint als ob im 14. Jahrhundert im Quellgebiet des Nil und des Congo sich große gewaltsame Veränderungen vollzogen haben, welche die Negerstämme siegreich bis an die Küste des atlantischen Oceans getrieben haben. Alle diese Siege und Bewegungen werden partielle gewesen sein, da dem Neger der Gedanke der Vereinigung und des gemeinsamen Handelns nach einem festen Plan bis heute gänzlich fremd ist. Daher zeigt sich nirgends eine Spur von einem großen Reich, sondern nur von Zeit zu Zeit Auftreten von Localtyrannen, die ihre Macht auf die Vernichtung der Nachbarn gründeten und ihr Ansehen im eigenen Stamm durch Aberglaube, Zauberei und scheußliche Grausamkeit aufrecht erhielten. Solche Stämme sind die Aschanti- und die Dahomeneger Erstere, unter englischem Schutz, haben bereits den Werth des Capitals kennen gelernt, ihre Sitten und wilden Gebräuche schon etwas gemildert und sind auf dem besten Wege, im Handelsverkehr mit Europäern menschliche Formen anzunehmen. Dahome dagegen hat in isolirter Selbstüberschätzung seine Tatze im Norden des Duodezreiches in das Fleisch von unter französischem Schutz stehenden Stämmen geschlagen

und auch wirkliche Franzosen umgebracht. Da die Bewegungen der Franzosen stetig auf Timbuctu gerichtet waren und solche Störungen in der Flanke sehr hemmend wirken konnten, nahm Frankreich die günstige Gelegenheit wahr, energisch einzuschreiten. Das Ende vom Liede war, daß in kürzester Frist das Land erobert, anectirt wurde. Im Museum des Louvre in Paris zeigt man den Elfenbeinthron, Krone und Scepter des verflossenen Königs Behanzin, ihm selbst wird auf irgend einer fernen Insel Volapük beigebracht. Der arme Mann muß recht viel entbehren, denn er lebte im Gefühl der Unfehlbarkeit und ihm geschah so zu sagen vieles zur Liebe. Eine Armee von 10,000 Mann lag in Palisadenforts im Lande zerstreut und lebte von der Plünderung der Unterthanen. In der Hauptstadt Abomé sorgte ein Amazonencorps von 300 braunen Cölibat-Jungfrauen für die Sicherheit des Herrschers. Es war in drei Corps getheilt, Artillerie, Infanterie und Leibbogenschützen. Letztere Elitetruppe soll noch jungfräulicher als ihre Kriegskameraden sein. Uebrigens sind diese Amazonen durchaus nicht zum Spaß da, wie man das im vorigen Jahr in Berlin im Castan'schen Panopticum anzunehmen geneigt war, da ihnen große Ausdauer und Tapferkeit nachgesagt wird und bei verschiedenen Gelegenheiten durch die Furia ihres Angriffs gefährliche Kämpfe zum Siege gewendet wurden.

Wenn der König niest, schlägt alles vor Freude die Hände über den Kopf zusammen, wenn er aber hustet, windet sich alles in Stöhnen um ihn her und reibt sich den Bauch. Wenn der Schah von Persien niest, wäre es eine nichtssagende Redensart, „zur Gesundheit" zu sagen. Der wahre Verehrer greift daher bei solcher Gelegenheit in den Gürtel und legt ein Goldstück zu Füßen des gebenedeiten Herrn. Er soll viel niesen und wehe dem, der geringe Theilnahme zeigt. Auf der Seefahrt nach Aegypten fühlte sich in allen Triumphen der Kaiser Hadrian nicht ganz glücklich, weil er in Zweifel war, ob irgend Jemand seiner Bewunderer für ihn das Leben lassen würde. Im selben Augenblick sprang sein Liebling Antinous ihn freundlich grüßend über Bord und ertrank. Hadrian brachte ihm die prunkvollsten Opfer und bis auf den heutigen Tag wird der Selbstmord des Jünglings als das höchste Symbol der Freundschaft angesehen. Diese Anschauung ist in Dahome so eingewurzelt, daß man kein größeres Glück kennt, als für den gewaltigen Herrscher in den Tod zu gehen. Will man ein Lächeln von ihm erhaschen, so schlachtet man ein liebes Familienmitglied. An seinem Geburtstag erfreut man ihn durch den Tod einiger Sklaven. Wenn er gar stirbt, wäre es eine Rücksichtslosigkeit seines Hofstaates, seiner Frauen, seiner Freunde, wenn sie nicht freiwillig ihm in die andere Welt folgten. Hat der

König seinen geliebten Ahnen eine höfliche Mittheilung zu machen oder ihnen Grüße zu bestellen, so schickt er einen Hofbeamten, der ihm wahrscheinlich unbequem geworden ist, ins Jenseits und der Bote fühlt sich beglückt und geehrt. In gewöhnlichen Zeitläuften, wo keine großen Familienereignisse statthaben, beträgt die Strecke der Opfer reichlich 2000 Unterthanen pro Jahr, findet aber ein Thronwechsel, Tod des Herrschers, Sonnenfinsterniß oder Friedensschluß statt, wächst die Zahl der abgeschlachteten Menschen auf 30 bis 50,000 in einem einzigen Jahr. Trotz des Geheimnisses, das gegen die Fremden daraus gemacht wird, findet die Vermuthung Raum, daß ein beträchtlicher Theil davon aufgefressen wird. Die Köpfe aber sind der schönste Schmuck der Häuser, Zeichen der Liebe, der Freundschaft und Opferfreudigkeit. In Abome stinkt es nach Menschenblut und das menschliche Leben ist ungemein billig. In den 70er Jahren, zur Zeit des Balkankrieges, war ich längere Zeit in Cettinje am Hofe des Fürsten von Montenegro. Dort war der Thurm des alten Klosters mil Türkenköpfen geschmückt und wer sich rühmen konnte, fünf davon aufgesteckt zu haben, wurde in das goldene Buch der Helden geschrieben. Ein Parjanik von der Leibwache, den ich danach fragte, entschuldigte sich mit den Worten: „O Herr, wenn wir gewußt hätten, daß ein so vornehmer Herr herkommen würde, hätten wir bessere Köpfe schaffen

können, was du hier siehst, ist nur schlechtes Gesindel." Als ein Jahr darauf der Fürst von Montenegro bei der Durchreise durch Berlin mich mit seinem Besuch beehrte, nannte seine Begleitung die Mohrenstraße nie anders als die Straße, wo die Verbrecherköpfe ausgestellt sind, weil das Schaufenster des Maskenfabrikanten Hoppenworth für den Richtplatz gehalten wurde. Die Dahome-Hauptstadt Abome hat kaum ein einziges ansehnliches Haus, aber etwa 25,000 Leute, die noch nicht aufgefressen sind, wohnen in Lehm- und Schilfhütten, die auf eine ziemlich große Fläche in einem Palmenwald gestreut liegen. Mißtrauen und Fremdenhaß hatte Dahome jedem Verkehr so gut wie verschlossen. Das energische Vorgehen der Franzosen aber hat bereits vielen Einwohnern die Augen geöffnet und das Land befindet sich augenblicklich in einer Wandlung der unmöglichen alten Gebräuche in Formen, die dort noch keine feste Gestalt gewonnen haben. Die Fetischpriester in ihren Schlangentempeln, in denen oft mehrere hundert Schlangen gehalten werden, beten, räuchern und zaubern was sie können, um die Weißen zu vernichten. Man beginnt aber bereits Holzschachteln oder Beutel mit Goldsand, Waffen und Geräthe an die scheußlichen Eindringlinge gegen bunte Tücher und blanke Messern zu vertauschen und zu begreifen, daß man keinen Weißen schief ansehen darf, wenn man nicht bald darauf gehauen sein will.

Diese an der Südküste wohnenden Negerstämme haben nichts mit denen zu thun, die am Senegal und oberen Niger wohnen. Letztere sind später dort eingewandert, gehören den Sulbe-Negern an und brachten den Mohamedanismus mit. Die Aschanti- und Dahome-Leute scheinen gar keine reine Negerrace zu sein, sind in der Farbe heller und in der Schädel- und Gesichtsbildung den Ariern näher, achten das Familienleben geringer und leben im Fetischdienst.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß alle Negerstaaten kein festes Gefüge haben, sondern sich meistens nur auf einzelne Schrecken verbreitende Gewaltherrscher gründen. Ueberhaupt ist die Neigung zu staatlicher Vereinigung nur da erkennbar, wo die Neger mit Europäern in Berührung getreten sind.

Frankreich operirt schon über 200 Jahre am Senegal. Alle fünf Jahre sind Strafzüge und alle zehn Jahre ein kleiner Krieg nöthig gewesen, um einen Stamm nach dem andern in Botmäßigkeit zu bringen. Der in der Campagne 70 bei der französischen Nord-Armee rühmlich genannte General Faidherbe hat sich hier seine Sporen verdient. Heute noch macht der alte Häuptling der Mandingo-Neger, Samory, den Franzosen am oberen Niger viel zu schaffen. Die französischen Colonien sind 14 mal so groß wie Frankreich selbst, die Zahl der Bevölkerung aber wird der von Paris gleichkommen. Die Besitzergreifungen

der Ländereien stehen hier auf sehr improvisirten elementaren Umständen. Wenn die politische Klarheit maßgebend wäre, würde ein vernünftiger Gebietsaustausch den eigenen Interessen wesentlich nützen und die Verwaltung vereinfachen; das geht aber nicht an, weil eine Macht die andere nur zu intruguiren und zu behelligen sucht.

England sperrt Frankreich von der Nigermündung ab, Portugal erstickt das Congoreich durch Besetzung der Flußmündung, Deutschland klemmt sich mit Togo wie ein Keil ins französische Fleisch. England sucht die südafrikanischen Staaten von der Verbindung mit den Häfen abzudrängen, und ganz vorzugsweise an der Zambesemündung hätte ich gern im Interesse von Ostafrika eine Correctur der Karte.

Der General Monteil hat in diesem Frühling nichts gegen den Widerstand Samory's ausrichten können. Zwei Millionen Francs hat die verunglückte Expedition gekostet, doch wäre es sehr übel angebrachte Sparsamkeit, wollte man hier nicht seine Macht entwickeln, da man sonst dort mehr verlieren als erhalten kann. Natürlich sollten zuerst die Intriguen der Deutschen in Togo schuld an dem Mißerfolg sein, bis Monteil selbst nachwies, daß die Ausrüstung ungenügend gewesen sei. Der Senator Isaak brachte im corps legislatif dabei mit Entrüstung zur Sprache, daß bei dem Rückzug des französischen

Corps Sklavenmärkte abgehalten, friedliche Einwohner gemißhandelt und widerstandslose Orte niedergebrannt seien. Wenngleich die Neger alle diese Sachen hinreichend gewohnt sind, tragen sie doch nicht dazu bei, der Cultur und dem Christenthum dort die Thore zu öffnen. Dem Senator Chautemps passirte in dieser Sitzung das Malheur, daß er den Congo immer nach Ostafrika verlegte. Die Franzosen erkannten sehr bald, daß die Ausdehnung der deutschen Machtsphäre von Togo nach dem nördlichen Hinterland ihren Länderheißhunger beeinträchtigen könne. Die Expedition des Dr. Gruner wurde mit scheelen Augen angesehen und sogleich zwei Gegenexpeditionen ausgerüstet. Kapitän Toutée zog in 49 Tagemärschen von Dahome bis zum Niger. Die Expedition Decoeur stand sogar im Sultanat Nupe am Ostufer des Niger. Der Gouverneur Ballot war bis Bussa vorgedrungen, das waren Verletzungen der Togomachtregion im Gebiete von Salago. Der nunmehr zurückgekehrte Dr. Gruner wird darüber Auskunft geben müssen. Der englische Lindwurm krümmte sich aber, als ob er getreten würde und protestirte nach rechts und nach links. In aller Eile wurde eine Huldigungsfahrt des Fürsten Ono von Aschanti an die große Mutter des Weltalls nach London abgesandt, von der man sich den größten Erfolg versprach. Es kam aber ganz anders. Die milde Queen hatte gelesen, daß der Aschantikönig

eine gewisse Vorliebe für Menschenfleisch hätte und das Gelingen seiner Reise von den Göttern eben erst durch Abschlachtung von ein paar Dutzend schwarzen Biedermännern erfleht hatte. Sie war nun nicht zu bewegen, ihren verehrten Collegen zu empfangen. Die Aschantis wurden gleich in Liverpool wieder zurück verladen. Diese Schmach hat noch vielen schwarzen Unterthanen das Leben gekostet. Das Land wurde den Fremden verschlossen und bis jetzt ist's noch nicht gelungen, Ono zu besänftigen.

Einen eigentlichen Hafen giebt es an der ganzen Küste nicht, die Schiffe bleiben außerhalb der jede Landung ungemein erschwerenden, oft gefahrvollen Brandung auf der Rhede draußen liegen. Dort haben auch verschiedene Firmen Hulks liegen. Das sind abgetakelte alte Schiffskörper, die als Waarenlager und Kaufhäuser dienen. Geschrei giebt es immer, Streitigkeiten sehr viele und Hiebe öfter.

Am Lande wohnt dann ein Mann, der eine große Flagge über seiner Hütte hat, das ist der Consul. Er steht im Verdacht, daß er blos den Finger an die Nase zu nehmen braucht, um die ganze Flotte seiner Nation hierher zu zaubern, in Folge dessen steht er im höchsten Ansehen und seine Frau, wenn er eine hat, giebt sich den Anschein, als wäre sie die Prinzessin Pumfia. Diesen billigen Sport muß man ihnen gönnen, denn der Aufenthalt

in den Breiten erzeugt oft noch größere Phantasiegebilde.

In den 50er Jahren reiste hier der Franzose Du Chaillu und schrieb ein Buch voll von so unerhörten Beobachtungen, daß er nur den Ruf seiner Wahrheitsliebe dadurch einbüßte.

Jetzt erst holt man das alte Buch wieder hervor und findet alle Angaben voll bestätigt. Es liegt aber einmal in unserer Zeit, daß wir von allen Seiten zugleich das Neueste und Beste wissen und haben wollen und uns dabei nichts unangenehmer ist, als dem Spender dafür danken zu sollen. Außerdem ist in der Eile der Zeit das Neueste und Beste schon werthlos dadurch geworden, daß man es eben schon hat. Der Mensch eilt mit affenartiger Geschwindigkeit von Ast zu Ast in Sprüngen der Cultur voraus. Zum Ausbau der dabei von den Bäumen fallenden Erfindungen und Entdeckungen ist sogar oft nicht recht Zeit; es soll alles gleich fix und fertig sein. Du Chaillu erzählt in seinem Buch, daß ein Riesen-Schimpanse eine Frau bei der Feldarbeit überfallen und in sein Lager ins Urwalddickicht verschleppt hätte. Erst nach $1^1/_2$ Jahren hätte man die Frau, welche mittlerweile gänzlich verthiert war, ihren Angehörigen wiederbringen können. Nach kurzer Zeit aber sei die Frau, von Sehnsucht getrieben, wieder zu ihrem geliebten Schimpanse zurückgeflohen und auch

ferner dort geblieben. Da soll doch noch Einer sagen, was ein Affe nicht alles vermag.

Neuerdings höre ich, daß das französische Gouvernement den Dahomekönig Behanzin, den sie nach dem Fort de France auf die Antilleninsel Martinique geschickt hatten, nach der Strafkolonie Lambessa in Algerien überführen lassen will, da ihm dort das Klima nicht gut bekommt. Auch sein Sohn Glégle fängt an, dort schwindsüchtig zu werden Vielleicht sind das alles nur Folgen des mangelnden Menschenfleisches. Der General-Gouverneur mit Residenz in St. Louis am Senegal verwaltet nunmehr die früher getheilt gewesenen Kolonien am Senegal, im Sudan, in Guinea und der Elfenbeinküste einheitlich. Der Fischreichthum an der Küste ist ganz erstaunenswerth; die Auster ist keine Delikatesse, aber Nahrungsmittel.

Liberia

ist ein Küstenstrich an der Pfefferküste bis zu den Dünenterrassen, die es von dem französischen Schutzgebiete trennen. Philanthropen hat es immer gegeben, denn das kostet nichts und macht sich sehr schön.

Sie schlagen sich an die Brust, gebrauchen das Wort Freiheit, wo ihnen sonst ein Gedanke fehlt und sind des Beifalls der Menge stets gewiß. Oft sammeln sie für milde Zwecke, das kostet auch nichts. Meistens liegt ihnen an der Beglückung der Menschheit viel weniger, als an einem Orden, es gehört aber zum guten Ton, daß die öffentliche Meinung nicht durch Zweifel behelligt wird. Es müßte denn sein, daß ein Versehen wegen Mißbrauch mit fremden Geldern nicht mehr zu umgehen ist. Es soll mich gar nicht wundern, wenn nächstens mal ein Apostel aufsteht, dafür zu arbeiten, daß die Pferde nicht mehr zu Fuß gehen sollen. Das Schicksal der in Afrika gestohlenen Neger, die in Amerika in den Plantagen schmachteten, hat ja zu allen Zeiten allgemeine Theilnahme erweckt und zu verschiedenen Malen die civilisirte Welt damit beschäftigt, alte Sünden wieder gut zu machen. Eine solche Strömung ging etwa 1816 in Nordamerika durch die Vereinigten Staaten und wurde Veranlassung, einem sehr schönen Gedanken praktischen Ausdruck zu geben. Ein Ausschuß nahm die Sache in die Hand, kaufte ein Territorium an der Pfefferküste, nannte es Liberia und siedelte als freie Männer so viel Negersklaven aus Amerika hier an, wie es möglich war, sie frei zu kaufen. Seit 1823 sind die schwarzen Menschenbrüder sich nun selbst überlassen und leben dort so glücklich, wie sie es für gut finden.

Monrovia wurde zum Sitz der Regierung auserſehen, ein Präſident gewählt, Geſandte nach Amerika, Paris und London geſchickt, Steuern erhoben, Schutzleute ernannt, Spielbanken conceſſionirt, Weißen das Beſitz-recht verſagt und ſo ſind ſie nun ungeheuer glücklich geworden. Etwa eine Million Bewohner werden in vier Hauptmannſchaften regiert. Ein halbes Hundert Küſtenſchiffe mußten von den Nachbarmächten ſtrenge von dem beliebten Sklavenhandel abgehalten werden. Man ſpricht Recht und bildet ſich viel ein, nun auch mal den Herrn ſpielen zu können.

Im Sommer ſinkt das Thermometer nie unter 30 Grad Reaumur. Die Luft iſt fieberverpeſtet, dabei gedeihen die Früchte prächtig und ſind die Büſche übervoll von Affen und Schlangen. Alle übrigen Thiere ſind ſo klug geweſen, ſich geſundere Landſtriche auszuſuchen. Unſere Hausthiere und weiße Menſchen erliegen ſehr bald dem Klima. In den zweiſtöckigen Häuſern werden nur die oberen Etagen der Schlangen wegen bewohnt, unten ſind Waarenlager, Depots und nur Aufenthalt der arbeitenden Neger. Das Experiment dieſes ſchwarzen Freiſtaats kann man als vollſtändig mißlungen anſehen, denn hier findet man alle übeln Seiten und Leidenſchaften der ſchwarzen Race in Freiheit dreſſirt. Die Sache iſt eine traurige Carricatur auf einen geordneten Staat und Offenbach fände hier Stoff zu den luſtigſten Operetten. Selbſt das

Christenthum hat hier seine burleske Seite, indem wenigstens 20 verschiedene Sekten hier ihr Wesen treiben, ohne eine Spur von christlicher Grundlage aufzuweisen. Tausch von Frauen, Verpfänden von Familiengliedern ist an der Tagesordnung, Bestechung, Untreue, Bankerotte landesüblich. Aberglauben und Zauberei, Schlangendienst wird in den Missionsberichten mit dem Mantel christlicher Liebe zugedeckt. Boden und Klima ist dem Kaffeebau sehr günstig und alle Kaffeeplantagen in Westindien, Java und Ost-Afrika sind genöthigt, sich mit Liberiakaffeepflanzen aufzufrischen. Bei der nationalen Faulheit der Neger aber profitiren sie dabei recht wenig, denn ihre Hauptfreiheit in Liberia ist die, nichts thun zu brauchen. Den Namen der Hauptstadt Monrovia ist zu Ehren des amerikanischen Präsidenten Monroë benannt, der die neue Ansiedelung förderte.

Die englischen Besitzungen nördlich des Aequators

bestehen aus der Colonie Freetown an der Sierra Leoneküste, dem Aschantilande an der Goldküste und dem Bereich am unteren Niger. Der Wunsch und die

Hoffnung dehnen die Interessensphäre in dem ganzen inneren Nigerbogen und nordwestlich bis ins Reich Bornu am Tschadsee. Ueberall wo sich ein schwarzer Dorfschulze findet, wird er vergoldet mit englischen Flaggen beschenkt, dafür muß er einige Zettelchen unterschreiben, die sich schließlich als Staatsverträge herausstellen und ihm in seinem Unverstand später Land und Leben kosten. Xbeliebige Privatreisende machen es ebenso, stellen sich dann in den Schutz des britischen Consuls und Gottes Segen ruht dann auf der Länderhabgier. Ueberall wo die Engländer hinkommen, finden sie nur Franzosen, die es ebenso machen. Statt sich zu einigen, hetzen die großen Mächte diese kleinen Winkelstämme auf, bewaffnen sie, geben ihnen Instructeure, um sich gegenseitig so viel Hindernisse in den Weg zu legen, als nur denkbar möglich sind. Einige Deutsche hat man auch dort schon bemerkt und nun geht in der Presse ein gereizter Spektakel los, als ob man der Mutter das Kind geraubt hätte. Alles was man den Franzosen androhen will, schreibt man gegen die Deutschen, weil die Erfahrung lehrt, daß das eine ganze Weile ungestraft geschehen kann.

Die nachbarliche Liebe hat sich schon so systematisch entwickelt, daß wenn einer eine Uhr hat, der Engländer schon überzeugt ist, daß sie ihm gestohlen ist. Daß Frankreich nun den Handel von

Timbuctu nach dem Senegal ziehen will, ist den Briten doch über allen Spaß. Capitain Lugard war im Begriff, ihnen alles so schön vorzubereiten, und nun ist's doch anders gekommen. Sie sollen aber die Hoffnung doch nicht aufgeben — wo das Geld ist, findet sich oft auch das Recht. Das Nigerdelta und die ganze Küste in dieser Afrikaecke ist wohl der ungesundeste Landstrich in der ganzen Welt und nur Neger sind organisirt, diesen Fieberdünsten zu widerstehen. Diese Neger haben infolgedessen sich den Handel im Großen von den Engländern erlernt und sind so zu sagen mit ihnen associirt. Alle hiesigen Negerdörfer sind Speicherorte von importirten englischen Waaren. Hierher kommen die Händler aus dem Hinterlande und machen Tauschgeschäfte. Die Engländer rechnen dann ab und müssen sich mit Provisionen begnügen. Hier ist der Neger der Kaufherr, an der ganzen übrigen Westküste bleibt im Handel der Neger nur Commissionair. Hier standen Factoreien unter dem Schutz der Königin von England, die noch im Jahre 1840 jährlich viele tausende von Negern für bunte Taschentücher aus Liverpool ankaufte und sie für baares Geld in die Sklaverei nach Amerika vertrieb. Jetzt eifern sie heftig gegen die Menschenopfer und das hier übliche Essen von Menschenfleisch; ganze Schiffsladungen von englischem Schnaps verfuseln und bedufeln die schwarzen Schutzbefohlenen.

Vom Jahre 1680 bis 1700 wurden 600,000 Sklaven von hier durch England nach Westindien expedirt. Im Jahre 1848 betrug die jährliche Zahl noch 30,000. Heute finden in den englischen Besitzungen am Niger noch Sklavenmärkte statt, trotzdem an der ganzen Westküste jetzt mehr als 20 englische Schiffe den Transport verhindern sollen. Die Landkarte ist hier sehr geduldig. Wenn die Regierung für 1000 Pfund Sterling einen Hafen kauft, malt das Colonialamt mit Farbe wie Kinder die Grenzen der Interessensphäre bis an den Nordpol. Wer's glaubt, wird selig.

Im unteren Lauf scheint der Niger keine Ufer zu haben, ungeheuere träge Wassermassen stagniren bald hier bald dort hin, meilenweit neben sich alles in Sumpf verwandelnd. Wie der Ganges schiebt der Strom in unzähligen, stets ihr Bett ändernden Armen eine drei mal größere Kubikmeterzahl Wasser als der Nil ins Meer. Flache Dampfboote manövriren sich an Felsen und Stromschnellen, durch Sumpf und und Untiefen vorbei.

Undurchdringliche Mongrove-Urwälder begleiten die Landschaft. Etwas Rauch und viel Geschrei verräth eine Ansiedelung und wenn man ein Boot begegnet, glaubt man es gerade so schon auf ägyptischen Denkmälern gesehen zu haben. Im heutigen Wirkungsbereich der Engländer an der Goldküste des Aschanti-

reiches, westlich vom Cap tres Puntas und ebenso weit östlich von Axim liegen die Ruinen der alten

churbrandenburgischen Veste Groß-Friedrichsburg.

Es hat damit folgende Bewandtniß. Der junge Churfürst Friedrich Wilhelm hatte schon früh, angeregt durch die maritimen Erfolge chur-brandenburgischer Schiffe gegen das schwedische Geschwader bei der Belagerung von Stralsund, dem Ausbau seiner Flotte volle Hingebung entgegengebracht. Sein hoher Sinn und seiner Zeit vorauseilend drang sein Scepter über die engen Landesgrenzen hinaus; dem Handel, der Industrie und dem Ruhme neue Bahnen zu erschließen, hatte ihn schon 1650 mit dem Plane beschäftigt, Trankebar an der Küste Koromandel zu erwerben. Zu der damaligen Zeit wurde ein Seekrieg quasi in Entreprise gegeben und der Holländer Raule, dessen Häusercomplexus, mit Lagern und Comptoirs, in Berlin zwischen der Reichsbank und der Münze, heute noch den Namen Rauleshof führt, war der Mann, der den genialen überseeischen Gedanken des großen Churfürsten praktischen Ausdruck gab. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kreuzten schon Geschwader unter brandenburgischer Flagge an den

Küsten von Spanien, um sich der aus Amerika erwarteten Silberschiffe zu bemächtigen. Bei solcher Gelegenheit wurde im Canal das spanische Kriegsschiff Carolus secundus mit 50 Kanonen erbeutet und dieses Schiff war das erste, an das sich später anreihend die stattliche brandenburgische Flotte entwickelte. Der Name Carolus secundus wurde in „Markgraf von Brandenburg" umgetauft und 1680 bestand die Flotte bereits aus 28 Kriegsschiffen. Die Armirung bestand fast durchgehends aus 50 Kanonen, 150 Matrosen und 50 Soldaten, was im Vergleich zur heutigen Zeit nicht uninteressant zu wissen ist.

Auf Anregung des Churfürsten stiftete Raule „die afrikanische Compagnie". Der churfürstliche Schutzbrief lautet wörtlich:

„Wir etc. entbieten hiermit an alle und jede, denen dieses vorkommen möchte, oder zu wissen nöthig nach jeden Standes Gebühr, Unsern Gruss und fügen denselben zu wissen: Demnach Wir erwogen wie das der höchste Gott einige Unserer Landen mit wohlgelegenen Seehäfen beneficiret, und dannen hero Vorhabens sein unter andern Mitteln, so Wir zur Verbesserung der Schiff-Fahrt und des Commercii als worin die beste Aufnahm eines Landes bestehet, einzuführen bedacht, vermittelst Göttlicher Hülfe und Segens eine nach der in Africa belegenen so genannten Guineischen Küste handelende Com-

pagnie aufzurichten und zu Publiciren, welche unter Unserer Flagge Autorität und Schutz, und mit Unseren See-Pässen versehn, den Handel an freye Orte daselbst treiben sollen und mögen. Wir versprechen diese Compagnie wider alle und jede, die sich unternehmen möchte, selbige in Ihrer Handlung an freyen Orten auff der Küste von Guinea, Angola, und durchgehends in freyer See zu troubliren zu incomodiren oder einiger massen zu beschädigen, durch alle zulässige Weise und nach der Macht so Uns Gott gegeben zu schützen und zu mainteniren und zu dem Ende die Schiffe mit tüchtigen Soldaten, so viel auf jedem, ausser den Matrosen so die Compagnie giebt, nöthig zu montiren. Jedoch ist die Compagnie schuldig, die Soldaten mit essen und trinken gleich den Matrosen zu unterhalten. Und wollen Wir im Uebrigen alles dasjenige thun und vornehmen, was zur Maintenirung der Compagnie und sothanen Handels erfordert wird."

Capitain Blonk ging im Auftrage des Churfürsten 1681 mit zwei Schiffen nach Guinea und Angola, um Verträge mit Küstenhäuptlingen abzuschließen, ob man künftig Jahr „allda nicht ein Fort machen und Krigsvolk ans Land bringen könnte".

Das eine Schiff wurde von den Holländern gekapert. Blonk auf dem Morian aber gelang es, mit dem König von Axim an der Goldküste und einigen anderen Punkten Grundbesitz und Handelsverträge

abzuschließen, sodaß der 16. Mai 1681 als der Beginn unserer Colonialbestrebungen anzusehen ist.

Im Frühjahr 1682 rüstete Raule in Hamburg die Fregatte Curprinz und Morian aus. Der Große Churfürst beauftragte den schon im Orient viel gereisten Major Otto Friedrich von der Gröben aus Neudörfchen mit der Besitznahme der durch Verträge erworbenen Landstriche an der afrikanischen Küste. Es war dies ein 150 Meilen langer Küstensaum Arguin, beim Cap Blanco, den die Franzosen vom Senegal aus stets als ihre Einflußsphäre beansprucht hatten und thatsächlich auch 1721 mit Waffengewalt zurückeroberten. Dort war es bei Axim auf einer Küsteninsel, wo der v. d. Gröben das Fort Groß-Friedrichsburg anlegte. Außerdem standen unter brandenburgischer Flagge noch Factoreien in Angola, gar nicht zu reden von den Niederlassungen auf der amerikanischen Antilleninsel Trinidad. Da bei der Besetzung mit großer Rücksichtslosigkeit gegen Holland, England, Frankreich und Spanien vorgegangen wurde, kamen sehr bald die Rückschläge durch Wegnahme brandenburgischer Schiffe und allerhand andere Localstörungen. Der Große Churfürst hatte die Kolonie von der Handelsgesellschaft in seinen Besitz gebracht. Die Verwaltung war nach Emden verlegt und die maritimen Ausrüstungen meistens in Königsberg hergestellt. Kurz vor dem Tode Friedrich

Wilhelms war das zuerst lebhafte Interesse für die außereuropäischen Besitzungen durch die vielen Unfälle und Ungelegenheiten mit den anderen Mächten wesentlich matter geworden. Der Nachfolger hatte andere Ziele zu verfolgen, sodaß die Unterstützungen fast gänzlich aufhörten. Raule wurde außerdem auch noch der Proceß wegen Mißbrauch von Staatsgeldern gemacht und unter dem König Friedrich Wilhelm I. wurden für 6000 Ducaten diese Besitzungen an die holländisch-afrikanische Kolonialgesellschaft abgetreten. Bis 1721 hatte ein mit der Verwaltung beauftragter Negerhäuptling Cony sich der Uebergabe an die Holländer zur Wehre gesetzt, dann aber fanden die brandenburgischen Kolonien ihr unrühmliches Ende. Ich erzähle diese Angelegenheit hier nur zum warnenden Beispiele, weil unweit von diesem Punkte eine neue deutsche Colonie

Togo

ihr Leben begonnen hat. Sie liegt zwischen dem englisch bevormundeten schon besprochenen Aschanti-Reich und dem von den Franzosen annectirten Dahome. Wie weit es aber nach Norden in den Nigerbogen an oder in das französische Interessegebiet reicht, werden

uns zunächst die durch die letzte Expedition unter Dr. Gruner abgeschlossenen Verträge sagen müssen. Daß dabei gegen alles, was auch geschehen sein mag, entweder von Frankreich oder von England protestirt wird, ist wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Im Jahre 1884 war von einigen Deutschen, welche in Little Popo Palmöl, Baumwolle etc. gegen deutsche Waaren eintauschten, an das Reich die Bitte ausgesprochen, sie vor englischen Plackereien zu schützen, welche den Zweck hatten, durch englische Industrieerzeugnisse die Deutschen zu verdrängen. Der Generalconsul Nachtigal wurde beauftragt, den Schutz zuzusagen, und hißte die deutsche Flagge in Little Popo. Ein Hafen ist nicht vorhanden. Meilenweit vom Ufer verankern die Schiffe auf der Rhede. Nun beginnt die Scene aus der Afrikanerin. Schwarze Kerle überfallen das Deck mit Geschrei und menschenfresserlichen Gesichtern. Man wird ergriffen, ins Boot gerissen, mit Matten zugedeckt, eine Stunde in blödsinniger Hitze umher gegondelt. Dann kommt die Brandung, das Geschrei verzehnfacht sich. Man wird gerissen und gestoßen, getreten — dann fliegt man durch die Luft, mit tollem Krach ins Wasser. Andere Neger scheinen heißhungrig auf den Braten gewartet zu haben. An den Beinen wird man herausgezogen, wie eine geknickte Lilie sitzt man nun auf dem Sand. Der Hut ist verloren, alles trieft von Wasser, man

gießt es aus den Schuhen, zählt die Reste seiner Habe — zähnefletschend fordern die Lebensretter immer aufs Neue Bakschisch. Da fast jede Landung sich in derselben Weise vollzieht, kommen ortseingesessene Beamte und Kaufleute, hoffen, daß es uns hier gefallen möge; diese kleine Unannehmlichkeit wäre nur ein Uebergang und möchte keine vorgefaßte üble Meinung von Klein Popo aufkommen lassen. Da fliegen wieder Menschen durch die Brandung, alles läuft, schreit, rettet, lacht. O lieber Leser, wenn Du nicht mußt, fahre lieber nicht nach Klein Popo. Es giebt ja auch noch Orte auf dem Globus, die schönere Namen haben und wo man weniger bei der Landung eingeweicht wird.

Der erste Eindruck dieses Ländchens ist trostlos. Kaum daß man unter erschwerenden Umständen in Afrika angekommen ist, hat die Sache auch schon wieder ihr Ende erreicht, denn zuerst war dieses hoffnungsvolle kleine Deutschland nichts weiter als eine schmale Nehrung zwischen dem schauderhaft brandenden Meer und dahinter durch eine stinkende Lagune abgegrenzt.

Diese Lagune wird durch den Fluß Haho gebildet, der von Norden kommend drei parallele Dünenterrassen durchbricht, dann aber die Kraft verloren zu haben scheint, anständig ins Meer zu fließen. Die Lagune ist immer noch schiffbar, aber mit Schilf

und Tang so verfilzt, daß, wenn man sich über alles in Togo durchaus freuen soll, nur sagen kann, daß dieser Laufgraben ein vortrefflicher Schutz gegen Angriffe von Norden ist. Die Nehrung ist struppig mit Buschwerk bewachsen. Cocuspalmen-Wälder wechseln mit Steppe und Sandflächen. Die Woh-Lagune schützt diesen Seufzerlandstreifen gegen Osten. Gerade diese gesicherte Lage ist mit der Grund des Aufblühens des Ländchens und der Ort Klein Popo hat sich so nett entwickelt, daß er ein Schmuck an der ganzen Guineaküste geworden ist. Welche Gründe und welche Selbstverleugnung aber gehören doch dazu, um hier sein Leben zu verbringen. Mögen wir doch das nicht vergessen, wenn wir in Luxus und Annehmlichkeiten aller Art in civilisirten Städten neben der Arbeit auch von allen Seiten Zerstreuung finden, die dort gänzlich fehlt.

Der Sohn des Staatsministers von Puttkamer, der zur Zeit Gouverneur von Kamerun ist, war in Togo viele Jahre Reichscommissar; mit der Verwaltung betraut und unter seinen Augen haben sich im Laufe der Zeit viele Maßregeln zur gedeihlichen Entfaltung des Landes zugetragen. In den schwarzen Völkerverschiebungen scheinen die Togoleute hier am längsten zu sitzen. Die später kommenden Aschanti sind über sie hinweg gegangen und die Dahomeneger haben sich nur bis an ihre Ostgrenze gedrückt. Die

wilden Sitten und Gebräuche dieser beiden Stämme haben sich nicht in Togo verbreitet und scheinen sogar abstoßend gewirkt zu haben. Eine andere Sache aber ist der Besitzergreifung des Hinterlandes noch günstiger gewesen und zwar, daß dort der Stamm der Eweneger angesessen ist und sich durch seine Intelligenz und Friedfertigkeit wesentlich im Gegensatz zu den anderen Nachbaren findet. Zur Zeit fanden die Forschungsreisenden Wolff und Kling dort freundliche Aufnahme. Man begann mit Bismarcksburg Stationen anzulegen und Verträge abzuschließen, die bis zur Stunde den besten Fortgang haben, so daß die unfreundliche Küste bereits durch lebhaften Handelsverkehr aus dem Innern belebt wird. Außer Klein Popo ist es der Ort Lome, der zum hoffnungsvollen Handelsplatz sich entwickelt.

Ebenso blüht Segura und Bagida am Meeresufer zusehends auf. Von dem Schmutz und Unrath in diesen Orten kann sich ein gewöhnlicher Mensch aber kaum eine Vorstellung machen. Man sieht häufig Neger mit eingefallenen Nasen, ich vermuthe, daß dies in Folge des betäubenden Gestankes ist, der diese Orte durchjaucht hat.

Der Ort Klein Popo macht darin eine rühmliche Ausnahme. Die zweistöckigen Häuser und die europäischen Factoreien, Waarenmagazine, Bureaus und selbst die Straßen sind reinlich und gut gehalten und

können jeder afrikanischen Stadt zum Muster dienen. Es giebt einen deutschen Club und der gesellschaftliche Verkehr hat durchaus civilisirte Formen. Man lebt dort immer in einer Art unnatürlicher Spannung, die regelmäßigen Anstoß durch Konflikte und allerhand Eifersüchteleien erhalten, durch Reibereien mit den französischen und englischen Grenznachbaren. Da giebt es denn manchen Sturm im Glase Wasser. Es ist ein wahres Unglück für alle Consuln in Afrika, daß es dem Grafen Tattenbach in Tanger gelungen war, wegen der Wittwe Rockstroh eine Panzerflotte mobil zu machen. Seither träumt jeder Consul, daß er nur mit dem Finger zu winken braucht, und die Kieler Wasserfeste werden sofort an die Küste Guineas verlegt.

Der jährliche Waarenumsatz aus Togo repräsentirt den Werth von 1 Million Mark und das ist doch schon was. Also Glück auf. Togo wird für die deutsche Industrie schon deshalb von Wichtigkeit sein, weil die Handelsbeziehungen zu $^{9}/_{10}$ mit deutschen Häusern statthaben und größeren Vertrieb im Lande haben, als die französischen und englischen Factoreien in Klein Popo. Die Neger haben schnell den Werth des Geldgewinnes von den Europäern gelernt, fördern den Handelsverkehr auf jede Art. Sie haben eine eigenthümliche Art, ihren Erwerb anzulegen. Der Bankverkehr ist ihnen noch fremd. Jede erreichte

Summe aber wird dazu verwendet, sich noch mehr Frauen und noch mehr Sklaven zu kaufen. Ja, ja, es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel. Im Innern des Landes ist Salaga der Haupthandelsplatz. Das natürliche Bestreben, mit dem Hinterlande den Niger zu erreichen, wird noch manche Streitfrage mit Frankreich aufwerfen, alle diese politischen Pulsationen können aber nie früh genug angeregt werden und müssen mit der gehörigen Steifigkeit durchgehalten werden, da sie vielleicht jetzt noch, nie aber später zu günstigem Resultat führen können. Unsere Enkel, denke ich, werden sich lebhafter als wir darüber zu unterhalten haben.

Derjenige Reisende, der flüchtig hier an die Küste kommt, wird, wenn er Augen dafür hat, sich wundern, was eigentlich hier für eine Bevölkerung sitzt. Die Küste hat mit dem Innern nichts gemein, denn wie Holzscheite vom Meer ans Ufer gespült werden, erkennt man hier alle bekannten Negerstämme in einzelnen Vertretern. Der Arbeiter und das Lastthier ist der Kru-Neger. Er gehört zur alten Bevölkerung des neuen Liberia. Er ist herkulisch gebaut, faul und ehrgeizlos. Kaum der einzige Vortheil kann ihn zum Arbeiten bewegen. Er wird also wie ein tüchtiges Vieh mit Strenge dazu angehalten. Dabei ist er wie ein Ochse geduldig und ohne Rachsucht. Alle Neger sind lügenhaft, verschmitzt und unzuverlässig, sie kennen

keine Anhänglichkeit und Dankbarkeit; der rohen Gewalt unterwerfen sie sich willig. Zu ihrem eigenen Besten müssen sie zuweilen mit Gewalt zum Guten gezwungen werden, was dann zu Hause unter zartbesaiteten Schönrednern, die keine Ahnung von solchen Verhältnissen haben, denn auch regelmäßig das schönste Jammergeschrei der Entrüstung hervorruft. Vor allen anderen Nationen aber ketten die Deutschen diese schwarzen Menschenbrüder durch die Gerechtigkeit an ihre Interessen.

In Hautfarbe, Haaren, Gesichtsbildung etc. kann man kaum eine zusammengewürfeltere Gesellschaft sehen, als an der Küste von Togo. Es scheint fast, als ob dies Reste von verunglückten Sklaventransporten früherer Zeit aus dem Innern oder anderen Küsten seien. Im vollkommenen Gegensatz dazu zeigt sich das im Hinterland von Togo wohnende Negervolk der Ewe. Das weibliche Geschlecht ist nicht so schön in Körperform wie die schwarzen Herren der Schöpfung. Das Haar ist gekräuselt, Sitten und Gebräuche, Verkehr untereinander, Familienleben, höfliche freundliche Formen, wie fast bei civilisirten Völkern. Für Streit, Kampf, Krieg ist weder Gefühl noch Verständniß vorhanden, was umsomehr zu verwundern ist, da sie von zwei Seiten durch so gewaltthätige Stämme wie die Aschanti und Dahome begrenzt sind. Land- und Fruchtbau steht in Blüte und ihre

Werkzeuge sind oft reich geschmückt. Bei Bolu Wi giebt es einen fetten bindenden Thon, der die umliegenden Bewohner zu Künstlern der Keramik ausgebildet hat. Die hier gefertigten Gefäße werden bis in den Sudan hinein vertrieben als Schmuck- und Gebrauchsstücke. Die Drehscheibe ist unbekannt, thut der Kunstfertigkeit aber durchaus keinen Eintrag. Wenn man die Eweleute sieht, glaubt man sie schon aus früheren Begegnungen her zu kennen, wenn man aber die Zeichnungen auf ihren Töpfereien sieht, meint man, sie müßten aus dem Nilthale herstammen und Traditionen der alten Aegypter mitgenommen haben. In jedem Ort, der meistens aus Rohrhütten in üppigen Palmenhainen besteht, giebt es eine Art officiellen Marktplatz, auf dem alle Gemeininteressen und auch Feste ihre Erledigung finden. Das Parlour, d. h. der Ort, wo geredet wird, besteht merkwürdiger Weise nur aus der Front eines Hauses, eine Art Vorhalle bildend mit Palmenstämmen als Säulen, zwischen denen sich der Sitz des Aeltesten befindet. Die Rückwand ist meistens mit Rohrleisten in geometrische Figuren getheilt, zuweilen auch mit Farbe bemalt. Der Aelteste (ich vermeide geflissentlich die Bezeichnung King und Sultan) schickt seinen Stab durch einen Boten an die Räthe der Gemeinde, welche als Quittung einen Einschnitt machen. Jeder bekleidet sich mit einer Art Toga und kommt mit niedrigem Schemel

unter dem Arm zur Sitzung. Man sitzt im Halbkreis in der Halle. Der Aelteste mit dem Diadem seiner Würde, vor allen anderen ausgezeichnet; dies Diadem besteht meistens aus einem so alten elenden europäischen Cylinderhut, den bei uns ein Handwerksbursche kaum aus dem Chausseegraben aufheben würde. Zu reden ist den Stadtverordneten wohl gestattet, es geschieht aber dabei doch alles so, wie der schwarze Sorkenbeck es für gut hält. Ein Gemeindediener mit Nilpferdpeitsche, des Winks des Präsidenten gewärtig, sorgt dafür, daß die Jungens nicht zu dichte herankommen und auch, daß die Reden nicht zu lang werden. Sollte man nicht unsere Parlamentarier hier in die Sommerfrische schicken?

Leider bin ich nicht industriös angelegt, um mich zu bereichern, sonst kaufte ich alle alten Hüte in Berlin und ließe sie mir hier mit Goldstaub aufwiegen. Die Idee ist wirklich beachtenswerth.

Vor hundert Jahren etwa hatte ein französischer Rheder auch einen geistreichen Einfall, der ihn reich machte. Er brachte Schiffsladungen von Kaurimuscheln von den Südseeinseln hierher und gab sie für Geld aus. Er bezahlte damit den Goldstaub und bis heute noch ist im Innern die Kaurimuschel die übliche Scheidemünze. Etwa 100 Stück haben den Werth von 10 Pfennigen. Einige unserer Husaren-Regimenter haben das Zaumzeug damit geschmückt, vielleicht ohne

diesen Werth zu kennen. Vor zwei Jahren, als ich im Himalaya reiste, fand ich am Fuße des Kinchinshangha eine Karawane von Tibetanern aus Lhaso und hatte Schwierigkeiten mit der Bezahlung von ein paar Einkäufen, weil mir die Kaurimuscheln fehlten, die auch hier als Geld gebraucht werden.

Die Eweneger entblößen ihren Oberkörper bei Begegnung mit einem Weißen, um ihm dadurch Unterwürfigkeit zu erzeigen. Als freundschaftlichen Gruß drückt man, die rechten Hände in einander gelegt, gegenseitig den Daumen und zieht dabei die Luft nach inwendig durch die Zähne. Der Geehrte knippst dann mit den Fingern, zum Zeichen, wie sehr er sich geschmeichelt fühlt. Es gehört zum guten Ton, sich unaufhörlich nach der werthen Familie zu erkundigen und bei jeder Gelegenheit der Gemahlin und den lieben Kinderchens Wohlsein zu erwünschen. Das alles ist bei Mohamedanern, die man hier Mammele nennt, nicht üblich. Als besondere Höflichkeit hört man dann zuweilen: O du gepriesener Liebling, du bist wie mein ältester Vater, warum warst du es nicht wirklich?

In Reval in den Ostseeprovinzen stand über 100 Jahre im offenen Sarge der mumificirte Leichnam des einstigen Commandanten Prinzen Croy. Ihm war das Begräbniß verweigert, weil er seine Schulden nicht bezahlt hatte. Erst Alexander II., der

ihn 1859 auf der Kaiserreise dort sah, bei der er alle Rechte der Ostseeprovinzen aufs Neue bestätigte, ordnete das Begräbniß an. Mittlerweile sind die Landessonderrechte dort auch mumificirt worden. Die Ostseeprovinzen sind kosakisch geworden. Hier bei den Ewenegern werden Schuldner auch nicht begraben, sondern irgend wo ins Feld gestellt. Auch diese Sitte knüpft an den altägyptischen Cultus an, der den Todten nur zu begraben gestattet, wenn die Angehörigen ihn von 42 Sünden freigekauft hatten.

So melancholisch und traurig die Küste sich zeigt, so herrlich entwickelt sich das Hinterland. Mit aufsteigenden Dünenwellen beginnend, erhebt sich das Terrain in der Art wie Thüringen. Die Berge sind von dichten Waldungen von Mongrove und vielen Palmenwäldern besetzt. Das reichliche Netz der Bäche wird dann an den Ufern durch Waldketten eingefaßt, die die Ebenen umschließen. Diese Ebenen sind entweder mit Buschwerk durchsetzte Grassteppen, in denen man so geht, wie bei uns in hohen Getreidefeldern, oder in angebauten Flächen, auf denen Mais und Buchweizen, Durra und Kußkussa gepflegt wird. Die Verbindungswege sind Fußsteige, die nicht immer eine Umsicht gestatten, oft Ausweichen schwierig machen und sich zuweilen so netzartig verzweigen, daß ortskundige Führer nöthig sind, um nicht Zeit und Kräfte zu vergeuden. Die Art zu reisen ist in einem

Palankin, der von zwei bis drei Leuten getragen wird. Man kauert sich in ein an einer Stange befestigtes Netz, oben gegen die senkrechten Sonnenstrahlen geschützt durch einen Rohrplattenschirm, der auf der Stange befestigt ist. In der Regenzeit hindern die angeschwollenen Flüsse den Verkehr, in der Trockenzeit haben sie vielfach überhaupt kein Wasser und das nöthige Naß ist man dann genöthigt aus Pfützen und schmutzigen Lachen zu entnehmen, übelriechend und widerlich. Die Regenwassercisternen der Orte werden verschlossen und strenge gehütet, da sie eine Lebensfrage für die Einwohner bilden.

Ein einziger Conflict mit Eingeborenen, nur durch Mißverständniß hervorgerufen, kann sehr weitgehende Aufregung hervorbringen und in einer Stunde zerstören, was jahrelange Mühewaltung aufgebaut hat. Es ist daher bei Reisen im Innern gerathen, sich mit den nöthigen Dolmetschern zu versehen und unter den Trägern strenge Disciplin aufrecht zu halten. Von ihnen gehen stets die Uebergriffe aus, die oft Mißmuth, aber auch Widerstand und Gefahr mit sich bringen. In den Eweorten wohnen die Frauen stets von den Männern getrennt. Der Sohn tritt, sobald er 11 Jahr geworden ist, in das Haus des Vaters über. Auch die Sklaven wohnen besonders für sich. Die reiche Natur sorgt für alle gleich und überbürdet sie nicht mit Mühseligkeiten; die Rücksicht und die Höflichkeit,

die ihren Verkehr untereinander auszeichnet, erwarten sie auch von Fremden. Jedes Haus hat am Eingang ein Hausgötzenbild, dem alle Ehren zu Theil werden. Es ist nicht der große gute Gott, der so unendlich hoch über allem Denkbaren waltend und segnend schwebt, sondern einer der geringeren kleinen Scheusale von den bösen Göttern, die dem Menschen so viel Unannehmlichkeiten bereiten, um seine Standhaftigkeit im Guten zu prüfen. Ihm wird geopfert, ihm werden Speisen und Getränke hingesetzt, ihm alles versprochen, wenn der Horizont sich verfinstert und alles vergessen, wenn es wieder hell ist. Diese bösen Fetische haben wiederum eine große Aehnlichkeit mit dem ägyptischen Typhon. Kurz und gut, bei recht vielen Eweeindrücken leitet der Gedanke sich immer nach dem Nilthal zurück. Bei allem was man sieht, wendet sich der Eindruck bald zum Besseren, aber auch bald zum Anderen und kann ein Urtheil eines flüchtig reisenden da nur Verwirrung anrichten. Ich fühle daher eine Scheu zu kritisiren oder große Hoffnungen auszusprechen. Der wahrhaft niederschmetternde Eindruck, den man bei der gefahrvollen Landung im Anblick der unwirthlichen Nehrung und der versumpften Lagunen hat, hebt sich etwas bei dem Anblick von Klein Popo; die Freundlichkeit der Landschaft und auch der Bevölkerung wächst mit jedem Schritt, den man nach Norden thut. Wo Berge sind,

ist Urwald; wo Urwald ist, ist Wasser; wo Wasser ist, ist Fruchtbarkeit, Wohlstand. Mehrere Wellen müssen nach Norden zu überschritten werden, bis die Uebergänge paßartig werden. Man tritt dann in ein Gebirge, etwa wie Tyrol, mit allem Zauber der Formen und Farbe. Eins aber fehlt im ganzen Lande, das sind Verkehrsstraßen. Ich würde vorschlagen, Holzbahnen anzulegen und als ziehende Kraft die Elephanten zu verwenden. Nur allein auf diese Weise kann man den Reichthum an Naturprodukten nach der Küste schaffen und die Bewohner des Innern mit unserer Civilisation in Verbindung bringen.

Von dem Werth des Gummi für Europa haben die Neger im Hinterlande von Togo gar keine Ahnung. Dieser Artikel allein würde hinreichen, viele Ortschaften in Wohlstand zu versetzen. Das Klima ist vernichtend für die weiße Race. Malaria, Schwarzwasserfieber und perniciöse Anfälle decimiren europäische Einwanderung, und an Betrieb von Bodencultur durch Weiße ist überhaupt gar nicht zu denken. Rindvieh und ein paar Pferde sind bereits eingeführt worden, aber wie auf Helgoland als nie gesehene Wunderthiere angestaunt. Das Schaf ist klein, auch das schwarze Schwein scheint verkümmert und ist ein wenig begehrtes Nahrungsmittel. Das Wasser ist nur in den Berglandschaften genießbar und die erschlaffende

Hitze auf die Dauer entnervend. Die Factoreien der verschiedenen Firmen bilden jede für sich einen Complex von leichten Gebäuden, die einen viereckigen Hof umstehen. Man watet im Sand bis über die Knöchel und muß nun den Hof durchschreiten, der sich als zoologischer Garten entpuppt. Hühner, Tauben, Affen, Schweine beschäftigen nur das Auge, die Nase aber duldet unbeschreiblich. Jeder Mensch hat seinen Duft, jedes Thier seinen Geruch, der Hof seinen Gestank, das sind aber alles Nebensachen gegen die Billionen Erdflöhe und Moskitos, wie Sumpffliegen, die sich sofort vereint über den Fremdling herstürzen, um Heimweh in ihm zu erwecken. In einem Schuppen liegen die etwa 20 gemieteten Kruneger, wahre Athleten, bronzefarben, auf der Stirn zwischen den Augenbrauen durch das ihnen eigenthümliche grüne Stammeszeichen kenntlich. In den andern Gebäuden sind die unteren Räume lediglich Speicher für Import- und Exportwaaren. Große Fässer mit Tabak, kleine Fässer mit denaturirtem Spiritus, der hier als Delikateßliqueur verkauft wird. Säcke mit Palmenkernen, baumwollene Zeugstoffe, Messer etc. etc. Im oberen Stockwerk sind die Wohn- und Schlafzimmer der Europäer. Abgestandenes Bier spielt im Geschäftsverkehr eine große Rolle und gehört etatsmäßig zu jeder Verhandlung, jedem Geschäft.

Die sonstige Verpflegung beschränkt sich auf hartes Fleisch alter Hühner, Mais und leidlich guten

Kaffee. Alle Kleider, Stiefel, Betten, Bücher und was es auch sein mag, verdirbt in dem Klima bis zur Unbrauchbarkeit. Abgeschiedenheit, Feuchtigkeit und 30° Réaumur, Fieber und tägliche Täuschungen entkräften den Europäer hier sehr schnell, und nur zu bewundern ist es, daß die Weißen, die hier in so geringer Zahl unter Negern wohnen, in ihrer Sicherheit so gar nicht bedroht sind. Es scheint sich der Neger seiner physischen Kraft gar nicht bewußt zu sein und den Weißen für ein höheres Wesen anzusehen. Außerdem aber respectirt er den Vermittler, der ihm eine Menge kleiner Nothwendigkeiten aus der Civilisation zugänglich macht, deren er selbst schon nicht mehr entbehren mag. Man findet unter den Negern der Küste viel portugiesische Namen, die, trotzdem sie wie reine Neger aussehen, ihren Zusammenhang mit dem portugiesischen Adel sehr betonen. In Klein Popo ist ein Häuptling de Almeda von großer Macht und bedeutendem Einfluß durch den Reichthum seiner Familie. Er erhält nämlich etwa 80 Frauen und gegen 100 Kinder. Die Almedas schlagen das Kreuz, wenn sie Missionaren begegnen, in ihren Hütten aber wimmelt es noch von Fetisch-Götzenbildern. Manche Häuptlingssöhne arbeiten für 75 Pfennig täglich in den Factoreien. Es scheint, daß bei den Negern wie bei den Ameisen dieselbe Theilung in Krieger und in Arbeiter besteht. Die Kruneger betrachten sich

selbst nur als Arbeitsvieh — die Haussa dagegen wollen nur Krieger sein und stehen im Rufe der Tapferkeit für täglich 1 Mark, für die sie sich noch selbst beköstigen. Die Haussa brutalisiren, plündern und tödten die übrigen Neger und bereichern sich heute noch durch Sklavenhandel im Innern des Landes.

Die Familie Almeda hat sich in vier Zweige getheilt, von denen der eine, durch den Häuptling Lawson geführt, die Macht an sich zu reißen bestrebt ist und zu dem Zweck sich den Interessen der Engländer zugeneigt zeigt. Es ist aber gelungen, sein den Deutschen schädliches Treiben einzuschränken..

Mit 250 Mark wird heute noch im Innern ein tüchtiger Neger als Sklave gekauft. Der Preis einer schwarzen Ehehälfte dagegen ist nur 60 Mark. Die Frau darf die Ehe niemals kündigen, doch der Mann hat das Recht, ohne Angabe des Grundes jeden Tag die Frau aus der ehelichen Gemeinschaft zu verstoßen. Der einzige Schmuck der Jungfrau ist ein Bindfaden um die Hüfte, eine Frau aber, die was auf sich hält, zeigt sich mit Strumpfbändern, obgleich sie einen Strumpf wohl noch nie gesehen hat. Die ganze geistige Veranlagung des Negers ist noch nicht so weit entwickelt, um ihn sich selbst zu überlassen. Das Negervolk muß mit Ernst und Strenge geleitet werden und ihm vorgeschrieben werden, was

es zu thun hat. Das amerikanische Experiment in Liberia hat das bis zur Evidenz erwiesen. Trotzdem aber haben englische Philanthropen sich nicht abhalten lassen, an der Sierra Leone auch Neger mit Halbbildung in Freiheit zu dressiren. Dieser Versuch ist gänzlich mißlungen und zwar aus dem Grunde, weil diese Neger dem Mohamedanismus angehören und dadurch in fester Gemeinschaft der Civilisation der Europäer diametral entgegenstehen. Diese Gattung umschwirrt als Unterhändler die ganze Guineaküste und hetzt die Fetisch-Neger gegen das Christenthum auf.

Die Verwaltungen der Schutzgebiete kommen dabei in arge Verlegenheiten und dürfte es wohl gerathen sein, bei Zeiten der mohamedanischen Propaganda Einhalt zu thun Franzosen und Engländer amüsiren sich über die zaghafte Besitzergreifung von Schutzgebieten durch die Deutschen, nennen die Verwaltung theoretisch und kathedermäßig. Sie meinen, es wäre ein Glück, daß die Deutschen zu ihren Schulmeisterversuchen zu spät gekommen seien und nur noch unwirthliche sterile Streifen Landes gefunden hätten, aus denen sie auch noch herausgeschreckt werden müßten. Mit Bettelprocessionen imponire man Negern nicht und wenn man immer nur gesetzmäßig verfahren wolle, könne man vielleicht irgendwo Land verwalten, niemals aber neues dazu erwerben.

Die Methode, die Schutzgebiete zu erweitern, ist die, erst kleinere und dann größere Erforschungsreisen von der Küste ins Innere zu machen. Dabei werden Tauschhandelsbeziehungen angeknüpft, Geschenke und Versprechungen gemacht und die Scala der Oberhoheit unter den verschiedenen Häuptlingen ergründet. Mit dem Oberchef oder King wird dann ein Handels- und Schutzvertrag eingeleitet und bei ihm wie bei seinen sämmtlichen Unter-Ortsvorstehern die deutsche Flagge gehißt. Das Ansehen der Landesverwaltung wird unterstützt durch Geschenke, Gerechtigkeit, Bestrafung von Mord und Todtschlag, Diebstahl und die imposante Schutztruppe. Für Togo besteht dieselbe aus dem Commandeur Lieutenant von Döring, 10 Unterofficieren und 150 eingeborenen Soldaten, die in den Tropen angemessener hübscher Uniformirung, guter Bewaffnung und trefflicher Ausbildung wohl geeignet sind, die Bevölkerung in Ordnung zu halten und den Anordnungen der Landesverwaltung den nöthigen Nachdruck zu geben.

Zu Anfang des Jahres war Dr. Gruner mit Döring und Carnap friedlich Schutzverträge abschließend bis zum Gurmahreiche vorgedrungen. Wenige Tage später erschien dort die französische Expedition unter Capitain Decoeur, welche gegen alle Verträge protestirte, den Globus für allein französisches Interessengebiet erklärte und viel Beunruhigung in

die Häuptlinge brachte, da sie nun nicht klar waren, welche von beiden Flaggen die rechte sei. Da gab es denn Manches zu regeln. Der Fetisch-Oberpriester Mosumfo, der sich sogar gegen seinen Kraki König auflehnte und seine Machtstellung zu allerhand Gräuelthaten mißbraucht hatte, mußte erschossen werden. Der Stationsleiter Baumann aus Misahöhe war in Towe belästigt worden, nahm infolgedessen Geißeln, fand aber so viel Widerstand und Auflehnung in einer Anzahl von Orten, daß das Eingreifen der Schutztruppe nöthig geworden war, um Ordnung und Strafe durchzusetzen. Letztere bestand in Zahlung von etwa 1500 Mark von jedem unbotmäßigen Ort.

Französische und englische Beamten oder Agenten drängen sich unter allen denkbaren Vorwänden ein, um durch Aufhetzereien die Bewohner im deutschen Schutzgebiete der Landesbehörde zu entfremden. Mögen doch der Verwaltung die Mittel und Kräfte nicht zu knapp bemessen werden, um hier in der festen Gestaltung des neuen Organismus bei Zeiten auch Energie und Sicherheit entfalten zu können, deren Versäumniß später so sehr viel mehr Geld und Anstrengung kosten würde.

Zunächst würde es sich empfehlen, das Borguland in die deutsche Machtsphäre zu ziehen. Die Verträge sind ja geschehen, auch bei Say der Niger erreicht. Lt. v. Carnap ging mit den Blessirten und Pocken-

reconvalescenten auf dem Niger zurück und Dr. Gruner führte den Rest in 20 Tagemärschen auf dem Landwege nach Klein Popo. Hiermit wäre in skizzirten Grundstrichen die Zukunft der politischen und Handelsbewegungen Togos angedeutet. Aeußere wie innere und auch Personalfragen werden dabei immer noch den größesten Einfluß haben. Der ruhigen und klaren Verwaltung durch den früheren Reichscommissar Herrn von Puttkamer dankt Togo ein sicheres Aufblühen.

Ich habe mich hier etwas eingehender ausgelassen, da Togo in meinem „Um Afrika" das erste deutsche Land ist, das ich bespreche. Keineswegs fällt es mir ein, durch diese Zeilen die vortreffliche Literatur unserer Kolonialbestrebungen vermehren zu wollen Solche Bücher sind an maßgebender Stelle von Werth und durchaus nöthig, werden aber in weiteren Kreisen recht wenig gelesen. Diese Tagebuchblätter haben nur den Zweck, meinem eigenen Gedächtniß zur Hülfe zu kommen und meinen Freunden eine Anregung zu geben, diesen Fragen auch einmal näher zu treten.

Im ganzen Togoland befinden sich noch nicht 100 Europäer. Deutsche sind davon 80, von denen sind 20 Regierungsbeamte. In Togo wirken 25 Missionare. Es giebt nur etwa ein Dutzend europäische Frauen, alles andere sind Kaufleute. In Lome wohnen

20 Deutsche, 5 Franzosen und 3 Engländer. In Klein Popo 25 Deutsche und 6 Franzosen. Das Einvernehmen der civilisirten Nationen ist nur ein äußerlich friedliches. Innerlich wogen alle Leidenschaften: Mißgunst, Neid und sogenannter patriotischer Egoismus, den man auch wohl in Habsucht übersetzen kann. Jeder Franzose, der spazieren geht, denkt darüber nach, wie er wohl einen Fall Schnäbeli hervorrufen könnte. Wo zwei Deutsche wandeln, riechen die Engländer irgend wo eine Grenzverletzung und täglich kocht der Haß der Völker im Busen von ein paar Jammercommis, die nur dazu da sind, Palmöl einzuhandeln.

Denunciationen und giftige Colonialartikel in irgend einer Zeitung von Paris oder London drücken sich im Leben von Lome und Klein Popo so aus, wie am Ufer die alles verschlingende Brandung. Die versengende Hitze, Moskitos und Nahrungssorgen gleichen dann wieder in gemeinsamen Leiden so viel Unterschied aus. Man fragt sich nicht: Wie geht es Ihnen? oder sagt Guten Morgen! sondern begrüßt sich: Wie geht es mit Ihrem Fieber? War das Fieber heute sehr heftig? oder: Wann hatten Sie das letzte mal das Fieber? Die ganze Guineaküste ist für Europäer ein gefährliches Klima, aber dieser Winkel in Afrika in der Gegend der Nigermündung ist auf der ganzen Erde wohl die ungesundeste Ecke.

Selbst die Eingeborenen werden hier durch allerhand Leiden in Folge der Sumpfluft und kochender Hitze decimirt. Von hier aus strahlen denn auch zahllose Krankheiten auf den Verkehrsstraßen in das Innere des dunklen Erdtheils; Beulenpest, Pocken und Malaria sind hier zu Hause und der einzige Schutz dagegen ist der, abzureisen. Das ist aber nicht so leicht gethan, als man denkt. Im ganzen Jahr besuchen allerdings an 30 Schiffe diese Wonneküste. Wenn eins in Sicht kommt, donnern die Böller vor den Factoreien und dann giebt es Flaggenunterhaltungen und es beginnt der Kampf durch die Brandung. Nasse Passagiere liegen wie Fliegen am Ufer und glauben ihr letztes Stündlein sei gekommen. Mehrere Boote mit Importwaaren für die Factoreien sind in der Brandung gekentert. Ein Dutzend Krus retten sich schwimmend ans Ufer. Alles schreit, als ob die Welt untergeht, der Lustreisende will irgend wo hin, wohin das Schiff aber gar nicht geht. Wenn er nicht vier Wochen in Klein Popo sitzen will, ist er genöthigt, mit diesem Schiff in entgegengesetzter Richtung seines Reiseziels zurück zu fahren, um von irgend einem anderen Punkt das Schiff abzufassen, das ihn endlich dorthin bringt. Dort angekommen, ist immer derselbe Lebenskampf mit der Brandung durchzukämpfen. Kurzum, das Reisen an der Westküste von Afrika ist eine schwere

Arbeit und kein großes Vergnügen. Wer von dort kommt sei nicht gefragt, wann er wieder dorthin zurückgeht, sondern ihm sei gastlich und herzlichst Ersatz geboten für alle die Leiden und Entbehrungen, die das Leben solcher Pioniere der Civilisation mit sich bringt.

Selbst die Thiere scheinen sich aus Togoland zurückgezogen zu haben und nur wie aus Versäumniß scheinen die Crocodile vergessen zu haben, dasselbe zu thun. Gestank meldet ihre Gegenwart und im Angriff wie in der Flucht liegt so wenig Lebenskraft, daß diese Biester hier den Eindruck eines vergessenen Restes vorsündflutlicher Thierwelt machen. Der Boa-constrictor und ein paar Arten geringerer Schlangen wollen wir es nicht verargen, sich dieses Ländchen zum Aufenthalt gewählt zu haben. Die Schlange wird hier im Fetischdienst heilig gehalten und massenhaft in den Tempeln gehegt, gepflegt und angebetet. Dafür benehmen sie sich auch ziemlich anständig und man hört nicht viel von bösartigem Vorgehen gegen die gläubigen Schwarzen.

Die Vogelwelt ist nur durch einige Gattungen Raubvögel vertreten, doch scheint es unbegreiflich, wo sie Ernährung finden. Nur ein Vögelchen ist hier zahlreich zu begegnen, das auch uns nicht ganz fremd ist, das ist die Krähe. Dies dauerhafte Thier befliegt den ganzen Globus ohne Rücksicht auf klimatische

Unterschiede. Vom Nordcap über den Aequator bis zur Capstadt, von der Baffinsbay bis zur Maghellanstraße hört man die süßen Töne: Kräh, kräh. Ob Setischopfer, ob der Muezzin vom Minaret ruft: Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet! ob Hindu- oder Buddhaismus, ob Christen oder Heiden das flehende Auge gen Himmel richten, die Krähe wird immer in der Nähe sein. Man könnte die ganze Welt sogar ein Krähwinkel nennen, d. h. ohne ihr zu nahe treten zu wollen.

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und so vom Zaun gebrochen, wie sich sogenannte Verträge ansehen mögen, die Lustreisende verschiedener Nationen mit einheimischen Häuptlingen abgeschlossen haben, so sind dieselben bisher immer als zu Recht anerkannt worden. Für England haben Capitain Lugard und ein farbiger Mr. Fergusson schnell und geschickt gewirkt und haben dabei mehrfach in die Interessensphäre der Franzosen eingegriffen, in der der Gouverneur von Dahome, Ballot, und Major Decoeur arbeiten. Bei den Verträgen mit dem Herrscher von Borgu liegen sich die Nachbarnationen noch in den Haaren und nur ein Gedanke ist Grund, sich zu einigen, und das ist derjenige, eine Gelegenheit zu finden, die Machtausdehnungsbestrebungen der Deutschen gemeinsam zu erschweren, zu schädigen, zu zerstören. Es ist ordentlich rührend,

sich so geliebt zu wissen, und bestätigt auch hier die praktische Erfahrung, daß der Bestand der Liebe am zuverlässigsten ist, wenn ein bischen Furcht dabei ist.

Der jetzige Gouverneur von Kamerun, von Puttkamer, stellte schon 1888 als Consul in Lagos fest, daß Nupe ein selbstständiges Reich und gänzlich unabhängig von Gandu sei. England paktirt mit Gandu, die Franzosen dagegen mit Nupe. Die Engländer behaupten, Nupe gehöre zu Gandu und protestiren, die Franzosen beharren aber in ihrem Eingriff. Wir sind viel sanfter und man braucht einem ordentlichen Deutschen nur vom Kammergericht oder von Leipzig zu reden, dann giebt er alles, was von ihm verlangt wird. Die Royal Niger Compagnie ließ sich schon 1890 ihre politischen Rechte auf Sokoto anerkennen, die Franzosen dagegen bestreiten es, weil sie die feste Absicht haben, das obere und mittlere Nigerbecken für sich allein auszubeuten Frankreich fühlt Senegal, Niger und Dahome als Hinterland von Algier. Es liegt ein großer Zug in diesem Blick in die Zukunft. Instinktmäßig sucht England sich überall hindernd dazwischen zu schieben, vielleicht um für spätere Zeit werthvolle Tauschobjekte in der Hand zu haben.

Der Sultan von Nupe residirt in Bida und hält eine Armee von 10- bis 15,000 Mann. In gegenseitiger Abmachung der drei europäischen

Mächte wurde 1888 das im Hinterland von Togo gelegene Salagagebiet als Pufferstaat neutral erklärt. 1890 wurde auch die unzweckmäßige Küstengrenze angenommen. Es haben sich seit der Zeit aber wesentliche Aenderungen bei den Franzosen in Dahome, bei den Engländern in Aschanti vollzogen, nur die Deutschen sind dabei stille und mit allem einverstanden, und zwar so weit gehend, daß die englische und französische Presse sich höchlichst darüber amüsirt. Die Beschränkung am Salagagebiet muß aufhören, das Küstenland bis zur Voltamündung erstreckt werden.

Zum Hinterlande von Togo gehört geographisch und naturgemäß das Land westlich von Borgu. Hier wohnen eine große Anzahl heidnischer Negerstämme ohne eigentlichen politischen Zusammenhang. Dazwischen eingesprengt finden sich augenscheinlich eingewanderte Stämme mohamedanischen Glaubens, welche durch ihre höhere Intelligenz zu weiterem Einfluß gelangt sind. Tschandjo, auch Sogode zeigen allein etwas Aehnliches von einem Staatenverband.

Die Tembia oder Kotokoli in den Städten Sogode, Gbafulo, Dako, Taschi und Sosogu gehören in der Mehrzahl zu den Mohamedanern, ebenso wie die Kjemba und die Bickjetebe. Zu den kleineren heidnischen Stämmen gehören die Wundji. Am nördlichsten wohnen die Barba Lamma und die Kju.

In der geographischen Gesellschaft in London wurde von dem Präsidenten der Royal Niger-Comp., Sir George Taubmann Goldie, auf die Bedeutung des Besitzes von Borgu hingewiesen und von Lugard behauptet, daß er der erste Europäer dort gewesen sei und die Verträge abgeschlossen hätte, die es unter britische Protektion stelle. So viel mir aber bekannt ist, hat im Interesse von Deutschland Dr. L. Wolff 1889 und Hauptmann Kling 1892 dort sich zuerst gezeigt und Verträge abgeschlossen; beide weilten in der heiligen Fetischstadt Nikki und Birné, dessen Verwalter ein Sohn des Sultans von Borgu war. Dr. Wolff starb dort 1889 und Capitain Lugard ist erst im November 1894 in Borgu gewesen. Die Unbotmäßigkeit und Habgier der Bewohner erschwert Reise und Handelsverkehr. Erst ein bischen Schutztruppe, ein bischen Furcht und dann auch ein bischen Liebe.

Sir Claude Macdonald, der englische Obercommissar an der Nigerküste, entwickelt rege Thätigkeit und das Vertrauen der Häuptlinge geht schon so weit, daß der von Braß, Koko mit Namen, ihm seine Geschütze, eine Menge alter Feuerschloßflinten und einige Dutzend Kruneger schenkte. Diese Leute sollten in Akassa geopfert und aufgefressen werden. Indem Koko sie befreite, wollte er sich als Verbündeter der mächtigen Queen erweisen.

Allen Berichten aus dem Nigerbogen ist, um Mißdeutungen zu verhüten, die strengste Prüfung entgegenzusetzen. Einmal herrscht hier ein wahres Sprachenbabel und zum andernmal schließen sich die Völkerstämme in gegenseitiger Furcht von einander ab. Daher kommt es, daß ihnen wenig über ihre Grenzen hinaus bekannt ist und oft ein und derselbe Ort von einem halben Dutzend der Stämme in ebenso viel verschiedenen Namen benannt wird.

Mangelhafte Sprachkenntniß hat es bis hier wesentlich erschwert, Vieles im dunklen Erdtheil aufzuhellen.

So sagt z. B. der Afrikareisende Krause, daß die Bewohner von Borgu sich selbst Bartonu nennen, während sie von den Haussa stets Borganu genannt werden. Die Jaruba hingegen heißen sie Barba und bei den Dendi bezeichnet man sie mit Barintje. Die Joba werden in Borgu nur Jo genannt, die Haussaneger nennen sie aber Kilingana. Das Timvolk nennt sich in ihrer Sprache Temkindu, die Haussa aber nennen sie Kotokolani. Diese kleine Probe möge nur die Schwierigkeiten andeuten, jedes Wort auf seinen rechten Werth stellen zu müssen, um das undurchdringliche Dunkel nicht noch mehr zu verfinstern. Die Bikjetebe, deren Sprache ein Basari- und Gurmadialekt zu sein scheint, werden von den Temkindus Kiemenema, bei den Haussa aber Tschambana

genannt. Vor 2000 Jahren muß es den Römern, als sie in Germanien eindrangen, ähnlich ergangen sein wie uns hier in Afrika. Es wäre auch gar nicht unweise, wenn wir uns aus ihrem bewährten Verfahren eine Lehre ziehen möchten. Auf den Heerstraßen, die meistens die Höhen verfolgten, wurde in Tagesmärschen von 2½ Meilen ein befestigtes Kastell angelegt, mit Wasser und Verpflegungsvorrath. Brücken und Defileen wurden durch sie gesichert und wo die territorialen oder feindlichen Verhältnisse der Bevölkerung es nöthig machten, dazwischen Pallisadenblockhäuser oder Thürme zur gesicherten Aufnahme von Ordonnanzen und Patrouillen etablirt. Jede Grenzverletzung entwickelt Conflicte, jeder Todtschlag Rache, jeder Aufstand Kämpfe, Sieg, Annectionen, bis es mal in einem Teutoburger Mongrovewald zu einer recht schwarzen Abrechnung kommt, auf die wir doch immer gefaßt sein müssen.

Seit einem Menschenalter wirkt hier die Baseler Mission sehr segensreich. Die Norddeutsche ist ihr an die Seite getreten. Um sich nicht gegenseitig zu beunruhigen, ist gütlich der Dainefluß als Grenze ihrer Thätigkeit angenommen worden. Beide Missionen poussiren Stationen nach den nördlichen Districten und schicken dorthin Wanderprediger voraus. Die Franzosen aus Dahome und die Engländer aus den Nigerländern thun dasselbe und thun gut daran,

denn noch vor wenig Wochen fand Consul Harris auf der Opferinsel die Knochen von 200 Akassagefangenen, welche die siegreichen Braßneger dort festlich aufgefressen hatten. Es sind aber nicht immer die Schwarzen allein, die sich gewohnheitsmäßig kalte Grausamkeit zu Schulden kommen lassen. Viele Millionen bunte Vögelchen und Käfer schmücken unsere Damenwelt, wenn es gerade Mode ist. Sie zucken empört die Achsel, wenn sie farbige Jungfrauen mit durchbohrten Nasenflügeln sehen, vergessen aber gänzlich dabei, daß ihre eigenen durchbohrten Ohrläppchen Ringe und Steine tragen.

Antilopenleder wird bei uns nur zu Luxusarbeiten verwendet, Affenfelle aber sind, weil Mode, längst bei uns Bedürfnißartikel geworden. Von der Goldküste allein werden jährlich an 200,000 Stück ausgeführt, das weisen die Steuerlisten von Salpond, Acra und Capa coast allein aus und ebenso viel werden wohl die französischen Sactoreien liefern. Das Sell wird mit etwa 10 Srancs berechnet. Wenn man das einem entfernten Vetter über die Ohren zieht, sagt man, es sei nur ein Uebergang. Die Zoologen nennen diese Vierhänder Colobus vellerosus. Er ist schwarz, langhaarig und von der Größe eines starken Hundes. Bart und der lange Schwanz sind weiß. Soll ich nun noch die Togokaufleute anspornen, sich auf diesen lucrativen Exportartikel zu werfen?

Als ich vor zwei Jahren Indien bereiste, traf ich dort einen Dr. Kohl aus Tübingen oder Erlangen, der dort mehr als 70 Affen nur zu dem Zweck umbrachte, den Nerv, der die Eindrücke des Auges nach dem Affenhirn leitet, auf die Aehnlichkeit im menschlichen Körper vergleichen zu können. In dem Identicitäts-Nachweis fehlt noch immer eine kleine Brücke. Die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts wird aber auch dieses hohe Ziel noch erreichen, um uns oder — die Affen ganz glücklich zu machen.

Ich scheide von Togo in bewundernder Anerkennung der selbstlosen und thatkräftigen Leistungen von einer so geringen Zahl patriotischer Leute. Sie werden die Früchte nicht mehr genießen, aber sie können das Bewußtsein in sich tragen, den Grund gelegt zu haben für den Ausbau eines Stückes deutscher Civilisation in Afrika. Möge bald die Zeit kommen, wo man bei uns selbst den Werth von Kolonien spüren wird. Geld, Geld, Geld muß hineingesteckt werden, um Gold herausnehmen zu können. Ich empfehle eine Elephantenbahn von der Küste bis Say an den Niger. Ich beanspruche ein Patent auf diese Idee. Ich behaupte, daß für Afrika die Elephantenbahn das einzige große Verkehrsmittel ist zur Erschließung der unermeßlichen Wüsten und unermeßlichen Urwälder. Doch später mehr davon.

Kamerun.

Welche poetischen Gedanken erweckt nicht der süße Klang dieses Namens. Die Soldaten bezeichnen das Arrestlokal damit, Mütter schrecken ungezogene Kinder mit Andeutung dieses Ländchens und wenn ein Sohn in leichtsinnigen Schulden gänzlich unverbesserlich erscheint, ist Kamerun der letzte Trumpf väterlicher Vorwürfe. Möge der Himmel uns behüten, dort längere Zeit zu verweilen, hat man aber in künstlicher Verkettung der Rhederbedürfnisse Gelegenheit, dort abgesetzt zu werden und die sichere Aussicht, möglichst bald wieder fort zu kommen, so versäume man nicht, sich durch eigenen Augenschein ein Bild von den hiesigen Verhältnissen zu schaffen. Ich hatte mich auf das Eingehendste für meine Afrikafahrten vorbereitet. Das auswärtige Amt, das Präsidium der Colonialgesellschaft, die Hamburger Häuser Wörmann und Danson & Tormählen hatten mich mit Empfehlungen ausgerüstet. Im Colonialeffectenbureau von Tippelskirch war ich für alle Fälle equipirt — doch meine stärkste Ausrüstung war die Absicht, Niemandem zur Last fallen zu wollen. Zu solcher Reise gehört viel Geschicklichkeit und noch

mehr Glück, denn die Unzweckmäßigkeit der Westafrikanischen Schiffsverbindungen spottet aller Beschreibung. An manchen Ort kommt man allerdings zuweilen an, die Abreise aber geht meistens nach unerwünschter Richtung und ist zu oft dem Zufall preisgegeben. Zeit spielt hier gar keine Rolle. Ueberhaupt muß man hier immer mit irgend einer Unannehmlichkeit rechnen. Entweder stürzen Wassermassen vom Himmel, die alles zu erschlagen drohen, oder der Westwind peitscht eine Brandung auf, die nur mit Lebensgefahr zu durchschneiden ist, oder Harmattan, dieser heiße Ostwind, verwandelt die Luft in eine glühende Substanz, die das Mark in den Knochen sieden macht. Nur wenig Grade nördlich des Aequators münden vier bis fünf Flüsse in ein großes weites Becken, dessen Einfahrt vom Ocean durch die Caps Kamerun und Suellaba eingefaßt ist.

Afrika ist hier noch nicht ganz fertig, denn die Uferverhältnisse haben sich durch Hebungen und Senkungen nachweisbar verändert. Die Diluvial-Inseln, mit Mongrove-Urwald und Palmen bestanden, scheinen im Wasser versinken zu wollen. Die Ausströmung der Flüsse in die Bucht hat vor ihren Mündungen eine sperrende Barre aufgeworfen. Fortwährend wechselnde Tiefe des Fahrwassers macht den Aufenthalt der Schiffe gefährlich, zuweilen sogar unmöglich. Die Küstensümpfe sind von Fieberluft ge-

sättigt. Das Nilpferd und das Crocodil machen sich nicht viel daraus, für die Menschen ist es schon gefährlich, für Europäer zerstörend. Letztere denken aber nur daran, so viel Palmöl und Gummi so billig als möglich gegen bunten Kattun und Glasperlen einzutauschen. Wenn dabei einige Agenten das Leben einbüßen, werden andere hingeschickt. Wie gering und wie neu unsere Kenntniß von Land und Leuten ist, ist gar nicht zu glauben. Eine Karte verträgt ja viel und wenn die deutsche Interessensphäre bis an den Tschadsee gemalt wird, so ist das ganz in der Ordnung, vorläufig aber mögen da im Hinterland die Schwarzen recht wenig von Deutschland wissen. Natürlicherweise sind wir wieder so glücklich, im Norden an englisches Gebiet und im Süden an französisches zu grenzen.

Beide Nachbarn thun, was nur in ihren Kräften steht, durch allerhand Competenzconflicte und Verträge unsere Autorität zu untergraben und unsere Grenzen zu beengen. Die Entfernung von der Kamerunbay bis zum Tschadsee ist so weit wie von Basel bis Königsberg. Etwa auf halbem Wege bei Jola setzt die Wasserverbindung auf dem Flusse Benuë nach dem Niger ein. Eine zweite Ader zu neuem Leben wäre die Herstellung des Trajectes aus der Südostecke des Kamerunlandes auf der Nana nach dem Congo, wo derselbe durch den Aequator durchschnitten wird.

Natürlich meine ich, Elephantenbahnen und flache Prahme auf den Flüssen, am Ufer von Elephanten geschleppt. Für diesen Gedanken wird man mir später einmal in einem ganz dunkeln Winkel dieses Erdtheils ein Denkmal setzen — etwa eine Elephanten-Droschke 1. Klasse. Wenn man ermüdet, halb gebraten, an den sandigen Küsten Westafrikas entlang geschaukelt wird, kommt man in einen Zustand von Apathie, aus dem Einen nur ein Briefträger reißen könnte, der plötzlich mit einem eingeschriebenen Brief aus den Wogen steigt. Man hat in dem gleichen Einerlei zu hoffen aufgehört — doch plötzlich pocht es wieder laut an und bewegt die Seele wie ein feuchter Trunk in Zeiten versengenden Durstes. Am Horizont erheben sich Bergriesen, auf die man in dieser Hitze schon gar nicht mehr gerechnet hatte. Es muß hier irgend mal was vorgefallen sein. Natürlich hatte man eine Ahnung davon, doch sieht die Sache in Natur denn doch viel großartiger aus, als man sich das gedacht hatte. Es muß hier mal sehr gekracht haben, als der ganze breite Gebirgsstock von Kamerun von unten nach oben in verschiedenen Episoden gehoben wurde. So zweidrittel auf dem Wege nach dem Tschadsee fand die breiteste und höchste Erhebung statt. Hier liegt die Wasserscheide. Was hier quellt und nach Nordosten fließt, versiegt im Tschadsee. Nach Nordwesten hin überschwemmen die Wasser durch den Benuë den

Niger. Nach Südosten geben die Wasser durch das Nanogebiet ihren Beitrag für den Congo, die nach Südwesten dringenden Flüsse fallen in Cascaden oft von großer landschaftlicher Schönheit nach der Ebene, um die Oceangestade von Kamerun zu versumpfen und zu verpesten. Die Terrassenbildung des Kamerungebirges erschwert den Aufstieg ungemein, läßt die Flußläufe nur von Fall zu Fall benutzen und erscheint recht für einen Gorillakrieg eingerichtet zu sein. Der Haupt-Basaltgebirgsstock des Kamerungebirges streicht von Nordost nach Südwest, ist reich mit Vegetation geschmückt und zeigt in zahlreichen erkalteten Kratern und Lavabetten seinen Ursprung. Im Kamerungipfel erhebt er sich bis zu 12,000 Fuß und überrascht, so nahe dem Aequator, durch Schnee gekrönt in der Regenzeit das Auge.

Bei seiner Geburt oder in einer nochmaligen außerordentlichen Anstrengung erhoben sich aus dem Meer eine Reihe von Vulkanen, die heute die Inseln Fernando Póo, Principe, São Thomé und andere bilden. Auch sie haben den inneren Groll bereits vergessen und sind mit tropischem, grünen Teppich bis über die Spitze bedeckt. Es ist ein bezaubernder Anblick und giebt der erlahmenden Thatkraft wieder neues Leben. Also auf nach Kamerun!

Wer sich dafür interessirt, findet eine reiche Literatur und die Behörden unterstützen ernste Studien

mit großer Gefälligkeit. Das deutsche Weißbuch und die englischen Blaubücher ergeben das Urkundenmäßige. Von den zahlreichen Reiseberichten hat eines schon das andere überholt. Jeder Bericht aber hat viel Energie und Schweißtropfen gekostet. Es mögen daher rühmlichst genannt werden: Reichenow, Pechuel-Lösche, Lenz, Sajaux, Zoeller, Zintgraf und Bastian. Ich habe gar nicht die Absicht, ein Buch zu schreiben, das nur mit den oben erwähnten zusammen genannt werden soll, ich möchte durch diese Zeilen nur in meinen Kreisen etwas mehr Interesse für diese Materie erwecken und gewissermaßen nur ein paar Winke zu freundlicher Benutzung bieten. Ich wirke mit Bewußtsein nicht für mich, sondern für die Sache. So lehrreich es ja auch sein mag, alle persönlichen Augenblicks-bilder einer solchen Reise zusammen zu stellen, so habe ich es mir doch zur Aufgabe gemacht, von meiner eigenen verehrten Persönlichkeit so wenig wie möglich dabei zu reden — schon um den gütigen Leser nicht zu belästigen, dem ja nur daran liegen kann, einigen neuen Gesichtspunkten über Afrika zu begegnen. Dem herrlichen Anblick der Gebirgs-landschaft des Vulkankegels von Kamerun und dem von Fernando Pao ist es wohl zuzuschreiben, daß die portugiesischen Flotillen der Brüder Diaz und Vasco de Gama hier schon Anker geworfen haben. In aller Eile machten sie es wie überall; zuerst verstümmeln

sie die Namen bis zur Unkenntlichkeit, deuten ein paar Handelsverträge an, die nicht ausgenützt werden und fangen den Besitz erst dann an zu schätzen, wenn er ihnen abgenommen wird.

200 Jahre bleibt nun Kalabarien oder Kamerun ohne eigentliche Beziehung zu der ganzen übrigen Welt. Um das Jahr 1700 aber erwacht der Neid der Häuptlinge, die ihre Nachbarn an der oberen Guineaküste durch den Sklavenhandel Reichthümer aufhäufen sehen, und um nur nicht dahinter zurück zu bleiben, beginnt nun hier Menschenjagd und Menschenverkauf im Großen. Dieser Erwerbszweig hat sich denn auch noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hier erhalten. Man wird dabei von den schwarzen Häuptlingen nicht zu schlecht denken dürfen, wenn man sich erinnert, wie Ende vorigen Jahrhunderts eine Anzahl deutscher Fürsten ihre Soldaten nach Nordamerika verkauften. Der Churfürst von Hessen-Cassel betrieb dies Geschäft ebenso schwungvoll wie der König von Dahome. Der Markgraf von Ansbach ließ zu dem Zweck etwa 120 Unterthanen in großem Boot auf dem Main verschiffen. Es befanden sich darunter der Dichter Seume und der nachmalige Feldmarschall Graf Gneisenau. Einigen Canaillen wurde die Auswanderung wieder leid und Soldaten bekamen den Befehl, auf jeden Kopf zu schießen, der sich aus der Schiffsluke

sehen ließ. In gnädigster Fürsorge für Amerika hatte der Markgraf dabei die Büchse selbst in der Hand. Wie oft müssen Menschen zu ihrem eigenen Glück gezwungen werden. Nachdem Hunderttausende von Kamerunsklaven auf englischen, portugiesischen, holländischen Schiffen nach Amerika verschachert waren, sollte es nun auf einmal nicht mehr human und anständig sein, und dieselben Leute, die sich dabei bereichert hatten, eiferten nun mit Knie und Ellenbogen dagegen. Das ist wohl zu viel verlangt, wenn das ein schwarzer Verstand gleich begreifen soll. Ich hatte vor einigen Jahren einen sehr anhänglichen brauchbaren Neger als Diener. Der pastor loci machte einen christlichen Bekehrungsanschlag auf seine Seele. Das Opfer war auch ganz ergeben und geduldig. Alles scheiterte am Buchstaben des Katechismus. Die Dreieinigkeit, die Auferstehung und die Himmelfahrt wurden ihm zu hoch und machten ihn so renitent und mißtrauisch, daß es gerathen schien, ihn fürs Erste damit nicht zu behelligen. Als er unbezwinglicher Trunksucht wegen in seine Heimat zurückdirigirt werden mußte, wiederholte er immer unter Thränen: „Pastor an allem schuld!“ Ich verlor in ihm einen guten Lehrer im Haussa-Dialekt, was ich gerade jetzt sehr bedauere, da ich mich nur durch Bellen verständigen könnte, wenn ich unter seine Angehörigen geriethe. Ich erzähle solche Sachen,

um darauf hinzuweisen, wie nöthig es ist, im Verkehr mit Negern ihrer Fähigkeit und Naturanschauung billig Rechnung zu tragen.

Die Duallaneger scheinen dann gewaltsam von Kamerun Besitz ergriffen zu haben, verhalten sich abstoßend gegen fremde Einflüsse und unzugänglich gegen Handel und Mission Hier müssen die Alt-Kameruner als Vermittler eintreten und mit Vorsicht und viel Zeitverlust operiren. Vielleicht wird niemals Klarheit in den organischen Zusammenhang aller der Negerstämme kommen, die, wie es scheint, auf einem Zug nach dem Westen unterliegen. Es giebt eine Anzahl gelehrter Männer, die sich mit der Erforschung dieser Sprachen beschäftigt haben, kaum aber sind einige Fortschritte darin gemacht, dann wird schon classifizirt, eingetheilt und Schlüsse gezogen, die recht schwer zu widerlegen sind. So wird es dann gelehrt und fix und fertig weiter verbreitet. In der Mark Brandenburg ist noch nicht einmal alles authentisch sicher gestellt, aber in dem erst gestern erfundenen Sudan soll nun auf einmal alles fertig sein.

Wie in Asien das Land Ferghan bei Samarkand der Ausgangspunkt einer Völkerbewegung gewesen ist, die wir über ganz Europa verfolgen können, so scheint das Nilquellengebiet in Afrika die Wiege vieler schwarzer Volksstämme gewesen zu sein, die nunmehr in ihrem Drang ins Weite die afrikanische Westküste

erreicht haben. Sprachverwandtschaft mit den Zulukaffern weist sogar darauf hin, daß auch diese in schwarzen Vorzeiten ihren Sitz am Nil gehabt haben mögen. Der Instinkt leitet zuweilen sicherer wie alles positive Wissen in Erkennung von Racen und Sippen. Die Sache ist hier fast ebenso schwer, als sollte man im Pschorrbräu am Stammtisch 12 sogenannte Berliner auf ihre Race und Sippe feststellen. Zuweilen wird da auch mitunter ein Deutsch geredet, daß den Zulus auch nahe verwandt scheint: Nich an die Wimpern klimpern — Is nich, mein Joldchen. An die Portugiesen erinnern bei den Alt-Kamerunern nur noch einige Worte, Titel, Namen und Geld. Englische Missionen machten verfehlte Versuche, dort Boden zu fassen, bis erst vor etwa dreißig Jahren der Hamburger Wörmann mit Erfolg hier eine Faktorei etablirte. Die Hamburger Janson und Tormählen thaten dasselbe. Beide Firmen hatten mit dem sogenannten König Bell und König Acqua Verträge abgeschlossen. Beide Könige standen sich feindlich gegenüber und die Engländer suchten durch den Einen stets in Mißgunst gegen die Deutschen das zu hintertreiben, was der Andere dafür that. Die Reibereien hatten sich so zugespitzt, daß die Firmen den Schutz des Deutschen Reichs anriefen und so wurde denn im Juli 1884 durch Nachtigal die deutsche Flagge gehißt. Die Engländer beeilten sich

nun, die besten Landstriche unter ihr Protectorat zu bringen. Jeder König hat einen einflußreichen Statthalter und diese, von Engländern aufgehetzt, protestirten gegen die Verträge und traten in offenen Widerstand. Bei der Bekräftigung der Verträge hatte es sogar noch ein übliches Menschenopfer gekostet. Da es absolut nöthig war, die Autorität herzustellen, veranlaßte der jetzige commandirende Admiral Knorr mit der Landungsabtheilung der „Olga" Angriff auf die Duallaneger der Hikorystadt und der Josestadt. Das energische Verfahren hat bis heute sich sehr segensreich erwiesen. Der damalige Gouverneur von Kamerun war der nachherige Gouverneur von Ostafrika, Herr v. Soden, und sein Stellvertreter war der jetzige Gouverneur von Kamerun, Herr v. Puttkamer, der dazwischen Regierungs-Commissar von Togoland gewesen ist.

Die englischen Ansprüche auf Landbesitz in Kamerun wurden vor 10 Jahren durch Austausch der deutschen Rechte auf das Mahingebiet und solchen an der Delagoabay geregelt.

Wo ist Herr X? Ach, der ist mit dem letzten Wörmanndampfer auf Urlaub nach Hause gefahren. Wo ist Herr Y? Der ist auf einer Expedition ins Hinterland begriffen. Wo ist Herr Z? Der ist leider vor vier Wochen gestorben. Er war der gesundeste von uns allen und es hat ihn doch ereilt. Und

Herr A? Ach, der Arme leidet so sehr am Schwarzwasserfieber und versucht eine Luftveränderung in Fernando Poo. Waren Sie schon dort — da ist es sehr schön, viel schöner als hier. Sie wollen schon mit dem nächsten Dampfer wieder fort? O bleiben Sie doch noch hier, im Oberland giebt es so schöne Gegenden. Wir kommen öfter bei Herrn Justo Weeler zusammen. Wir würden uns doch sehr freuen, dort etwas aus der Heimat zu hören. Palmöl wird hier mit jedem Jahre theurer. Die schwarzen Bestien sind so klug geworden. Ja, früher waren bessere Zeiten. Schade, daß es sich so unglücklich trifft, daß eigentlich Niemand hier ist. Selbst der Commandeur der Schutztruppe inspicirt. Ja, ja, Herr von Stetten versteht sein Geschäft. Die Herren Lieutenants v. Stein, Bartsch und Dominik unterstützen ihn aber auch gut. Unsere Plantagen beginnen sich aufs beste zu entwickeln. Haben Sie schon den Hauptmann Morgen und Herrn Teusch gesehen? Unser kleiner Dampfer ist gerade den Kamerunfluß aufwärts gefahren, vielleicht kommt mit ihm der Bezirkshauptmann v. Oertzen aus Kribi zurück, der mit dem Kanzler Saitz Geschäfte hat.

So wird man schnell in das Wohl und Wehe von Kamerun eingeführt. Herr von Besser arbeitet als Trigonometer, für ihn giebt es nichts Wichtigeres, als die endliche Regelung der fraglichen Grenze mit

der nordwestlichen englischen Einflußsphäre. Da ist nur künstliche Verschleppung und jede neue Conferenz bringt neue Schwierigkeiten und Ausflüchte. Die 20,000 Mark, die dazu ausgeworfen sind, verzehren sich nutzlos von selbst. Die Karten sollen alle unrichtig sein Im botanischen Garten zu Victoria an der Ambosbay gedeihen unter sachverständiger Leitung des Dr. Preuß Kaffee und Vanille in Plantagen und alle tropischen Gewürze werden bald ihren Weg von Kamerun nach Deutschland finden. Während der Zeit, daß der Gouverneur von Puttkamer in St. Thomê seinen Sieberanfall kurirte, versah der Assessor Lucke die Amtsgeschäfte in Kamerun. In diesem Srühjahr wurde in Aalen in Westfalen ein Enkelsohn des King Bell zum Christen getauft. Er erhielt den Namen Rudolf Dualla. Außerdem wurden noch drei Duallaneger getauft, nachdem man sie in Schule und Handwerk unterrichtet hatte. Mögen sie gute Propaganda machen. Im Hinterland sieht es noch nicht ganz geheuer aus, der Bakokostamm verhält sich sehr feindlich. Lieutenant Dominik wurde hinter Kribi überfallen, schlug sich aber, wenn auch mit einigem Verlust, glücklich durch. Kund und Tappenbeck erlitten seiner Zeit auch heimtückische Verwundungen. Rittmeister von Stetten hatte mit den Bokokos einen harten Kampf zu bestehen. Von der Schutztruppe wurden 12 Mann getödtet und 47 verwundet, doch

wurden vier Hauptorte siegreich erstürmt und viele Gefangene gemacht; die Rebellen hatten 200 Todte. Der wichtige Handelsplatz Jaunda wurde militärisch besetzt; der Aufstand scheint aber doch noch nicht endgültig niedergeworfen zu sein. Schon im Herbst vorigen Jahres strafte Herr v. Stetten den aufsässigen Stamm, gegen den der brave Gravenreuth gefallen war. Die Hauptstadt Buëas wurde militärisch besetzt. Jetzt ist ein wenig Furcht da, aber keine Besserung. Der Neger ist mit dem Stier zu vergleichen, der seine Kräfte nicht kennt und immer geneigt ist, sie zum Bösen anzuwenden.

Man hört oft Garnisonen rühmen wegen der großen Bequemlichkeit, sie verlassen zu können. Wenn man von dem unleidlichen Aufenthalt in Kamerun redet, der Plage durch Moskitos, Spinnen und anderem Ungeziefer, wird stets mit Stolz hervorgehoben, daß es hier keine Flöhe gäbe. Man wird hier recht bescheiden.

Jemand, der sich niemals mit diesen Sachen befaßt hat, macht sich kaum eine Vorstellung von dem Leben der Pioniere der Civilisation. Abenteuerlustige Kraftnaturen, oft wie Kinder durch die Lection von Robinson Crusoë angeregt, oft durch kleinliche Zwischenfälle im gesellschaftlichen Leben veranlaßt, lassen sich phantastisch in eine neue, unbekannte Welt treiben, ohne Zweck und Ziel. Einige überstandene

Lebensgefahren und Erfahrungen winden ihm bei der Rückkehr in die Heimat so ein bischen Lorbeer ums Haupt Statt sich damit zu begnügen, werden nun die schönsten Versprechungen gemacht und sich kaum die Zeit gelassen, gründliche Vorbereitungen zu treffen. Es muß wieder hinaus ins Blaue, in eine unbekannte Welt der Wünsche und Hoffnungen. Viele gehen dabei zu Grunde, anderen ist der Zufall günstig und aus der Masse solcher Afrikaforscher schälen sich dann Charaktere heraus, deren Wirken dann kennen zu lernen, wohl der Mühe werth ist. Solchen Leuten verdankt dann die Wissenschaft die Fülle positiver Thatsachen, die aus der Erkenntniß des Einzelnen erst im Stande ist, den Werth des Ganzen zu beurtheilen. Die letzten 20 Jahre haben hier in Afrika einer großen Zahl junger Herren Gelegenheit geboten, ihre Kräfte zu prüfen und Vieles ist dabei auch für unser Vaterland geschaffen worden, das uns die Pflicht auferlegt, mit Anerkennung und Dank nicht zu geizen. Man setze sich nur selbst einmal in die Lage, wie die Erschließung der Wege unter feindlichen Stämmen in unwegsamem Terrain geschieht Ein einzelner Europäer engagirt sich 100 bis 300 Neger, die zu 15 bis 20 unter Aufsicht von Negern gestellt werden, die sich dazu eignen. Der Stab besteht aus dem Oberhaupt der Träger, dem Oberhaupt des Aufsichtspersonals, dem Dolmetscher, dem Koch, dem persönlichen Diener. Alles wird bewaffnet, zur Ver-

theidigung eingeübt, Marschordnung geregelt, Disciplin einexercirt und so eine kleine geschlossene Macht gebildet. Die Träger sind bis zu 60 Pfund belastet mit Nahrungsmitteln für alle Fälle und mit Bündeln von Tauschwaaren und Geschenken, bestehend aus Glasperlen, farbigen Tüchern, Gewehren, Ziehharmonikas, Messern, billigem Putz und Schmucksachen.

Mit solchem Apparat zieht nun ein einzelner Europäer hinein ins Dunkle auf Gerüchte und Legenden, um neue Wege, neue Völker, neue Verbindungen zu entdecken. Jeder Tag ist eine Kette unsagbarer Anstrengungen in Fußmärschen in Sümpfen und Gestrüpp, in zahllosen Ueberschreitungen von Bächen, Flüssen, Seen. Jede Begegnung mit irgend einem Ureinwohner dem Zufall eine Veranlassung, den dort wohnenden Stamm freundlich oder feindlich sich gegenüber zu sehen. Stets Sklavenjagd und Ueberfall befürchtend, der Sprache oft unkundig, werden oft im Augenblick die geringfügigsten Sachen Grund zum Tod und Verderben. Mangel an Disciplin der Träger, Diebstähle von Nahrungsmitteln, ein unvorsichtiger Schuß ist oft das Signal zum Aufstand eines ganzen Stammes gegen eine solche kleine Karawane. Der Charakter des Führers muß hier allein für den Erfolg bürgen. Energie, Autorität und Sicherheit werden ihm das Vertrauen seiner Untergebenen erhalten. Klugheit und Geschicklichkeit werden

immer mehr als Gewalt zum Ziele führen, wenn aber Gewalt angewendet wird, muß sie Sieg zur Folge haben, wenn sie nicht zur Vernichtung führen soll. Der einzige Europäer muß stets vorn im Kampfe sein, stets absolut furchtlos im Verkehr mit den fremden Elementen. Ein solcher Mann setzt täglich zehnmal sein Leben aufs Spiel und ein heimtückischer Lanzenstich hat schon dem Leben mancher Helden ein zu frühzeitiges Ende gesetzt. Von Decken bis Emin Pascha haben eine Reihe hochbedeutender Männer ihr Leben lassen müssen. Manchen großen Männern bei uns fehlt, um gefeiert zu werden, weiter nichts, als daß sie gestorben wären. Drum möge es uns nicht nur genügen, wie hier in Kamerun Nachtigal und Gravenreuth einen Denkstein zu setzen, sondern mögen wir uns auch der noch lebenden Helden dankbarst erinnern. Mag es nun in Togo, Kamerun, Westafrika oder Ostafrika sein; die Peters, Wißmann, Götzen, Leutwein, Stetten, Gruner haben hundertmal ihr Leben auf ein Kartenblatt gesetzt und dem Vaterland und der Civilisation erst das erworben und erobert, was im Verwaltungsapparat oft schon als von selbst verstanden angenommen wird. Also Hut ab vor solchen Leuten, selbst wenn sie auch noch nicht gestorben sein sollten.

In Togoland war einem Farbigen die Leitung einer Station anvertraut, der einige Sklaven

gekauft haben sollte. In Kamerun konnte Herr Leist sich nicht gänzlich von dem Vorwurf reinigen, gegen einige Negerweiber nicht courmäßig verfahren zu haben. Wie billig sind doch solche Enthüllungen und wie sehr beweisen sie die vollständige unkundige Beurtheilung von afrikanischen Verhältnissen. Im Reichstag kleidet einen solchen Entrüstungsredner die zur Schau getragene innere Empörung ausgezeichnet, und die Wähler, die dergleichen im kleinen Provinzialblatt lesen, sind stolz auf solche edle Vertretung. Sieht man aber die Sache im wirklichen Zusammenhang mit Orts- und Volksgewohnheiten an, so muß man sich wundern, daß nicht täglich ein Dutzend so billiger Interpellationen ausgekramt werden. Ist es nicht allein schon schauderhaft, daß schwarze Jungfrauen nur mit einem Bindfaden bekleidet sind? Ein zeitiger Jagdhieb entehrt dort den Saullenzer nicht und mancher langwierige Proceß mit Lügen und Betrügen, Diebstahl und Verbrechen würde auch in Moabit dadurch sehr vereinfacht werden. Gegen die jetzt so beliebten Sittlichkeitsverbrechen muß die Prügelstrafe sogar empfohlen werden. Kaum aber hat man den Abschaum der Menschheit festgesetzt, so circuliren Listen, ihnen eine Weihnachtsfreude zu bereiten und Lectüre zu verschaffen. Leist aber hat ein paar lügenhafte faule Negerweiber zum abschreckenden Beispiel für die anderen hauen lassen und das genügt,

die öffentliche Entrüstung durch die Presse immer aufs Neue aufzustacheln.

Die Schutztruppe in Togoland besteht aus 1 Offizier, einigen Unteroffizieren und 150 farbigen Soldaten; die in Kamerun besteht aus 3 Offizieren, 12 Unteroffizieren und 240 farbigen Soldaten, die sich Haussa's nennen, aber es wohl nicht alle sind. Die Bekleidung besteht aus blusenartigem, roth passepoilirtem Leinenstoff in hellem Braun. Als Kopfbedeckung Fez mit blauer Troddel. Kurze weite Hosen, Rucksack, Brodbeutel, Feldflasche und kurzes Seitengewehr. Dazu das Mausergewehr Modell 71. Frühere Colonialsoldaten aus dem Dahomestamm bewährten sich nicht und mußten aufgelöst werden. Weileute dagegen haben sich sehr militärisch gewandt und brauchbar erwiesen, doch bedürfen sie steter strenger Aufsicht, da sie zu Spiel und Trunk neigen und viel Anlaß zu Zerwürfniß mit den Landesbewohnern geben. Die Haussa's gelten in Afrika als Krieger par excellence und zeigen auch treffliche Eigenschaften.

Eine Unterhandlung mit einem eingeborenen Häuptling wird ein Palaver genannt. Es gehört großes Geschick dazu, es günstig einzuleiten, und am besten ist dabei die Vorausschickung eines Vertrauensmannes oder kleinen Geschenkes mit der Versicherung friedlicher Absichten. Alsbald wird es in dem Ort, in dem sich Lehm- oder Rohrhütten, mit Schilf gedeckt, behaglich

unter Bananen im Hain von Oelpalmen ein idyllisches Heim bereitet haben, ameisenartig lebendig. Weiber und Kinder flüchten in den Wald, die Männer sammeln sich mit Speeren bewaffnet und nehmen abwartende Stellung ein, wenn auch unter kriegerischen Geberden. Dies ist der gefährliche Augenblick und auf das Strengste muß die Disciplin dafür sorgen, daß nicht der geringste Anlaß zu einem Mißverständniß geboten wird. Am besten unbewaffnet tritt der Führer unter die Einwohner, die vielleicht in ihm das erste mal einen weißen Mann sehen, und tauscht freundschaftliche Geberden mit ihnen aus.

Dann erscheint meistens ein herkulischer schwarzer Kerl, wie eine Vogelscheuche aufgeputzt, mit niedrigem Schemel unter dem Arm und nimmt seinen Ehrenplatz ein, umstanden von seinen kampfbereiten Kriegern. Der Führer der Expedition vermittelt ihm durch den Dolmetscher seine Hochachtung und Bewunderung, da sein Ruf der Gerechtigkeit und Macht schon bis zur Küste gedrungen sei. Man hätte die Absicht, friedlichen Durchzug zu halten, und bäte für die Träger um einige Nahrungsmittel, gegen die man gern einige unglaublich schöne noch nie gesehene Gegenstände austauschen möchte. Während dieser Zeit nähern einige Stammesälteste sich dem Häuptling, ihn bittend, er möge doch gestatten diese fremden Unholde zu erschlagen. Noch nie hätte man gehört, daß ein Weißer

den Stämmen Glück gebracht hätte. Sie wären schon umstellt und alle Bündel mit den schönen Sachen brauchte man nur fortzunehmen. Der Häuptling aber ahnt, daß ihm das doch Unannehmlichkeiten machen könnte, und giebt den Befehl, den Fremden Hühner und Schweine zu opfern. Nun werden die Gegengeschenke geleistet. Einige Meter bunten Zeuges, eine Hand voll Glasperlen und ein paar Messer. Das Vertrauen hat augenscheinlich zugenommen. Der Häuptling mit einem rothen Flick auf der Schulter kommt sich bestrickend vor, wird gemüthlich. Es wird ihm ein Schutz- und Trutzbündniß vorgeschlagen und da in Aussicht steht, daß ein Tönnchen mit denaturirtem Spiritus auf dem Rum steht und zur Feier mit überlassen werden soll, wird der Vertrag aufgesetzt, unterzeichnet mit Kreuz- oder Fingerdruck und nun überläßt sich alles ungemessener Freude. Kalabassen mit Palmwein und der neue Rum machen die Runde.

Kriegstänze werden aufgeführt, vom König selbst ein drastisches Solo geleistet und von ihm dem Führer ewige Brüderschaft angeboten. Eine Nuß wird getheilt, von beiden zu Brei gekaut, gewechselt und dann vereinigt geknetet. Ein leichter Ritz auf dem Unterarm giebt von beiden ein paar Tropfen Blut, die in dem Nußbrei vereinigt werden. Dann wird redlich getheilt und von Jedem die Hälfte auf-

gegessen. Nun ist ewige Freundschaft, der Häuptling unter deutschem Schutz und alles in Palmenwein in Friede und Freude, falls nicht durch irgend eine ganz gleichgültige Veranlassung ganz das Gegentheil daraus wird. Der Führer hat also auf das Peinlichste Ruhe und Ordnung bei seinen Leuten zu erhalten und sich immer auf unliebsame Zwischenfälle gefaßt zu machen. Ist die Macht des Königs sehr groß, so bekommt er beim Abschied vielleicht noch eine Ziehharmonika (den redenden Fetisch der Weißen), giebt ein Stück das Geleit und Führer zum Weitermarsch. Erst an der Grenze beglückwünscht der Führer sich, Unbill und Verrath entgangen zu sein und tritt dann aufs Neue neuen Zufälligkeiten und Gefahren entgegen.

Gelingt die Sache, so wird jeder Tertianer sich zum Afrikareisenden begeistern – mißlingt sie, so finden sich ja in Europa noch so manche andere Erwerbszweige.

Die Einigung mit den verschiedenen Häuptlingen erleichtert sich dadurch, daß in dem Drang nach dem Westen sich die meisten Stämme schon zwischen dort vorhandenen eingedrängt haben. Die Sache ist durchaus nicht friedfertig geschehen und Fehde und Friedensstörungen sind immer noch an der Tagesordnung. Da wird denn ein Bündniß mit dem weißen Mann nicht gleich von der Hand gewiesen. Man weiß, daß

der weiße Mann Ruhe und Frieden selbst mit Gewalt durchsetzt und nur sehr rohe Stämme versuchen sich direct dagegen aufzulehnen. Dies Völkermosaik erschwert auch den sprachlichen Verkehr recht sehr, und wird es vielleicht noch recht lange dauern, bis hier das reinste Berliner Deutsch geredet wird: Det jloben selbst Sie nich. Stets neue Expeditionen von Schutztruppen zur Anlegung von befestigten Stationen, neue Reisen von Privatpersonen aus Wißbegier und Sport, und opferfreudiges Wirken der Missionare erschließen fortwährend neue Wege, neue Eindrücke und neues Licht in den dunklen Erdtheil. Die letzten Fühler nach dem Hinterland haben sich nach dem Flußgebiet des Wuri erstreckt. In einer Tagereise berührt man dort so reich bebautes Land, daß ein Ort an den andern stößt. Die Einwohner gehören aber durchaus verschiedenen Stämmen an. Es wohnen dicht hintereinander Angehörige der Bongking, Mbaga, Banibowa, Manekai, Ndyam und Ekan. Sie stammen meistens aus dem Innern von Afrika, reden aber sehr abweichende Dialekte und begegnen sich gegenseitig noch mit großem Mißtrauen. Nordöstlich vom Tingathal wohnen in mehr als 20 Dörfern Babongleute. Die Ortschaften sind außerordentlich malerisch in vulkanisch zerklüfteten Schluchten eingeklemmt und die üppige Vegetation durchaus tropisch. Es steigt hier gegen 8000 Fuß der Rlonaka auf. Von hier östlich

weiter wandernd sieht man die romantisch zerrissene Felslandschaft sich vollständig ändern. Wellenförmig in üppigem grünen Weideland sieht man die weiten fruchtbaren Flächen mit Palmenhainen durchsetzt, und wie die Mühsal des Bergsteigens und der Schluchtüberschreitung ihr Ende gefunden hat, fühlt man sich hier aller Sorgen bar und glaubt ein Paradies gefunden zu haben. Aus der Masse der Palmenwaldungen gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß hier zwischen dem Rlonaka und einem anderen die Ebene begrenzenden Bergrücken Manenguba die Herkunft aller Palmenkerne und Palmöle zu suchen ist, die im Handel von Kamerun in Betracht kommen. Man trifft hier auf die Stämme Bakaya, Banibwa, Nkwarr, Ndonge, Salimwa, Manengolo und Manengoteng.

Da alles doch auch einmal seine Grenzen haben muß, treten wir den Rückweg nach der Küste an, fühlen uns aber magnetisch zu dem 9000 Fuß hohen Kupe hingezogen, der ebenso gut Kuppelberg heißen könnte. Steil aufsteigend, mit viel senkrechten Wänden, ist er mit hoher Wölbung gekrönt. Seine vulkanische Thätigkeit muß er erst in absehbarer Zeit eingestellt haben, denn er flößt den umwohnenden Manchas bis heute noch Furcht und Entsetzen ein, gilt als heilig, erhält seine Opfer und ist mit allen denkbaren Schauergeschichten und Legenden geschmückt. Hier findet man auch wieder den Abo-Dialekt und fühlt sich fast

schon wieder zu Hause, da nicht nur der Dolmetscher, sondern andere Leute auch schon sprachkundig sind.

Schon seit 10 Jahren hatte das Gouvernement von Kamerun einen eigenen Dampfer „Nachtigal" zur Verfügung. In 10 Jahren aber ist Nachtigal sehr klapprig geworden und hat seinen Namen an einen neuen Ersatz abtreten müssen, der seit einigen Monaten der Stolz der Deutschen ist. Den alten kommandirt Lt. zur See Wanselow, den neuen Capitain Böhmermann. Für die Hochsee ist für unsere „Nachtigal" ruhiges Wetter wünschenswerth und für die Flußfahrt dürfte sein Tiefgang nur in der Regenzeit praktikabel sein — aber „Nachtigal" ist da, sieht sehr stolz aus und sein Anblick hebt den patriotischen Busen der Deutschen.

Wie unsere Telegraphisten durch Klopfen auf den Tisch sich vollkommen verständlich unterhalten können, hat sich bei wilden Völkern eine Klopfsprache ausgebildet, die auch in Kamerun im Schwange ist. Es werden durch diese Trommelei in kastenartigen Holzgefäßen Nachrichten in unglaublicher Schnelligkeit in weite Entfernungen vermittelt. Ich habe vor längerer Zeit einen solchen Apparat dem Berliner Postmuseum überwiesen. Er scheint aber unsern mächtigen Posthäuptling Stephan nicht zur Nachahmung bezaubert zu haben, da bei uns immer noch die kleinsten Dörfer mit Draht verbunden werden,

um darauf die übliche Lüge „Brief folgt“ vermitteln zu können.

Die Kleidung der Frauen in Kamerun ist ein bescheidener Schlips um die Hüften, bei Jungfrauen oft nur ein Bindfaden. Wenn aber Familientrauer eintritt, wird sie dadurch ausgedrückt, daß diese Zuthat auch noch fortfällt. In außerordentlichem Ansehen stehen die priesterartigen Medicinmänner und Regenmacher. Sie haben oft größere Macht als die Häuptlinge und ist es unbegreiflich, daß sie in blödsinnigen Faxen über Leben und Tod entscheiden. In einigen Stämmen ist die Blutrache üblich. In einigen Stämmen gebietet die Höflichkeit, dem Fremdling die Frau anzubieten. Die Missionare haben auf ihre Anstrengungen hin demnach nicht den Erfolg erzielt, der für die Volkserziehung wünschenswerth wäre.

In einigen 20 Orten, meistens an der Küste, haben einige 30 deutsche, englische und französische Firmen Factoreien gebaut oder Hulks d. h. Waarenlagerschiffe verankert, die Hamburger Firma Wörmann und die Firma Janson & Tormählen sind fast in allen Orten repräsentirt, der Palmölexport wird von ihnen schwungvoll betrieben.

Die vulkanische Fortsetzung des Kamerungebirges stellt sich in einer Reihe von Inseln dar, die eigentlich naturgemäß zu Kamerun gehören. Es sind dies die Inseln Fernando Póo, Prinzipe, San Thomé und

Annabon. Alle waren seit 1471 in portugiesischem Besitz, doch wurde Fernando Póo 1778 an die Spanier abgetreten. Als die Portugiesen die Inseln besetzten, waren sie unbevölkert, doch führten sie in kürzeren Zwischenräumen Neger vom Festlande hierher. Diese Einwohner, Bubis genannt, leben in Póo in den Schluchten der bis zu 9000 Fuß hohen Berge noch etwa 20,000 Köpfe stark. In San Thomé, in dem sich der erkaltete Vulkan immer noch 6000 Fuß hoch erhebt, mögen halb so viel Negereinwohner sich befinden. Auffallend ist bis heute noch die Verschiedenheit der Sprache und Gebräuche in den Sippen und kleinen Stämmen, sowie das Mißtrauen, was sie jedem Verkehr gegenüber an den Tag legen. Die Portugiesen haben die Inseln niemals verwaltet. Jahrhunderte hindurch wurden sie nur als Verbrecherablagerung und Verbannungsort für politisch mißliebige Leute benutzt.

Wie in allen Orten, wo Portugiesen colonisiren, haben sie ihre Autorität und Einfluß dadurch untergraben, daß sie sich mit den niedrigsten Kasten vermischten. So tritt auch hier an der Kamerunküste und auf den Inseln die eigenthümliche Erscheinung zu Tage, daß man viel half casts mit vornehmen Namen umherlaufen sieht, die mit dem Stolz portugiesischer Granden eine unbezwingliche Faulheit geerbt haben. Spanien bot im letzten Jahrhundert ebenfalls unbe-

queme Creolen aus seinen westindischen Besitzungen hierher verpflanzt, denen die Insel Póo das Aufblühen der Tabaks- und anderer Plantagen verdankt. Die ganze Bevölkerung auf der Insel, die nicht Bubis sind, wird Eintausend nicht übersteigen und das ist eigentlich zu verwundern, denn die Hauptstadt Santa Isabel, welche die Engländer aber Clarence town nennen, ist einer jener bezaubernden Punkte, die kaum in der Welt noch Ihresgleichen haben. Die geometrisch geordnete Anlage der Stadt zeigt reizende und wohnliche Häuser, villenartig mit Gallerien und Veranden, in sehr geschmackvoll angelegten und gut gehaltenen Parks und Gärten. Schatten und Wasser, tropische Vegetation und ein gewisses stilles Glück durch Mangel an Ehrgeiz und sehr erschwerte Verbindung mit der Außenwelt, scheint Santa Isabel denen zum Trost und zur Genesung geschaffen zu sein, die auf dem Continent durch Ueberarbeit und Fieber der Ruhe und Genesung bedürfen. Die Spanier zeigen unüberwindliche Abneigung gegen dieses Paradies. In Santa Isabel ist eine englische Kohlenstation und auch die englischen Missionen haben es dahin gebracht, daß dort viel englisch gesprochen wird. Die Bubineger nennen ihre Häuptlinge Korokokokos, gehen ganz nackt, befestigen am linken Oberarm ein kurzes Messer und gehen meistens mit einem längeren Sprungstab. Die Frauen schnüren sich den linken Oberarm so fest

ein, daß der Muskel dort einen tiefen Einschnitt bekommt. Die tropische Vegetation ist die denkbar üppigste und übertrifft noch die von Java, wird aber von den Bewohnern nach keiner Richtung hin ausgenützt. Nur ein Bruchtheil der Palmkernernte kommt als Oel nach dem Hafen. Bedürfnißlosigkeit, Faulheit und äquatoriale Hitze lassen das Meiste unbenutzt verwesen. Mit großer Befriedigung erwähne ich, daß es mir durch meine Reisebeschreibungen gelungen ist, Freunde und Standesgenossen zu einigen Ausflügen in die Welt zu veranlassen. Augenblicklich weilen drei meiner Bekannten mit meinen Büchern in der Hand auf Ceylon und dankbare Briefe von dort sagen mir, daß meine Empfehlung nicht unrichtig war. Möchten aber doch auch ein paar Kraftnaturen meinen Wink beherzigen, mit den Annehmlichkeiten einer Seereise einen Aufenthalt von zwei Wochen in Fernando Póo zu versuchen. Ich bin sicher, daß sie befriedigt zurückkehren werden, bezaubert von dem neuen fremdartigen Bilde nie gesehenen Landes und dem Anblick der Ueberfülle tropischer Vegetation. Ein Hôtel existirt wie in ganz Westafrika keines, doch wird gewiß die spanische Mission gern die Vermittlung eines Unterkommens übernehmen. Man kann sich gar nichts Ueberraschenderes denken, als, aus Southampton abgereist, in acht Tagen die Besteigung des 10,000 Fuß hohen Clarence Peak zu unter-

nehmen, und durch Plantagen von Tabak, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reis, von Vanille, Indigo, Zimmet, Pfeffer, Ananas, Bananen, durch Urwälder von Oelpalmen, Cocos, Gummi, Roth- und Ebenholz, durch Niederlassungen der Bubineger zu wandeln. Das wirkt wie ein Traumbild und ist wahrhaft zauberisch. John Holt aus Liverpool hat hier eine Factorei, vielleicht würde er die Vermittlung übernehmen, damit bei kurzem Sportausflug keine Zeit durch Vorbereitungen verloren geht. Bei den Bubis findet sich merkwürdigerweise noch die Polyandrie. Der Hafen von San Isabel hat gewisse Aehnlichkeit in Insel- und Grottenbildung mit dem von Nagasaki in Japan.

Zuweilen wird zur Genesung für Fieberkranke der afrikanischen Westküste auch die Insel San Thomé besucht. Seit 400 Jahren durch portugiesische Juden colonisirt, stellen die allgemeinen Verhältnisse portugiesischen Verfall dar. Die Bevölkerung sind Mulatten, unter denen es auch stattliche Erscheinungen giebt. Die Ausfuhr bilden Kaffee und Cacao. Ich weiß mich noch sehr wohl der Zeit zu erinnern, wo auf der Postoffice in London Fächer für alle Länder der Welt eingerichtet waren, nur Deutschland fehlte. Statt dessen las man „Hamburg" darüber. Ebenso geht es dem französischen Aequatorialterritorium, das die Größe von Deutschland und Frankreich zusammen

einnimmt, einen Hafen und Verwaltungssitz in Libreville hat und doch unter dem Namen

Gabun

abgefertigt wird. Es grenzt im Norden an Kamerun, im Süden an den Congo und zieht sich bis an den Tschadsee heran. Die Nachbarschaft ist für unser deutsches Gebiet eine äußerst unbequeme, weil der Eifer, mit dem die französische Gebietsbesitzergreifung zu Werke geht, die Stämme an den Grenzen wesentlich beunruhigt und irre leitet. Man muß bedauern, daß von Seiten der Deutschen nicht mit demselben Eifer verfahren ist. Es hat sich für Frankreich auch hier ein fait accompli geschaffen, das nun einmal Thatsache ist, daher wollen wir es nicht bemängeln, sondern mit unparteiischer Anerkennung von Kamerun aus herüber sehen. Die atlantische Küste enthält im nördlichen Theile noch das Spanien gehörige Ländchen Corisco eingesprengt. Die ganze Küste erscheint trostlos, dünenartig, ohne Vegetation und wenig einladend. Erst eine Tagereise nach dem Innern beginnen üppige Urwalddistricte und machen es be-

greiflich, daß gerade hier eine so große Zahl Factoreien etablirt sind, die den Export von Palmöl, Gummi und Elfenbein mit Hochdruck betreiben. Eigenthümlich ist, daß Frankreich auch noch nicht einmal den vierten Theil des Handels davon in seinen Händen hat, daß aber kaum ein Tag vergeht, wo das Gouvernement die fremdländischen Kaufleute mit den kleinlichsten Plackereien zu stören sucht. Die Besetzung der Küsten durch Frankreich reicht schon bis 1842 zurück und seit 1850 sind zahlreiche deutsche Firmen dort etablirt. Unser Bastian erkannte frühzeitig den Werth dieser Gegend, doch scheiterten unter Güsfeld die Versuche, sich dort festzusetzen. Französische Marinetruppen wurden dort von Eingeborenen angegriffen und war dies die Veranlassung officieller Besitzergreifung. Natürlich geschah dies nicht ohne Protest der Portugiesen und der belgischen Congo-Association. Der Berliner Congreß aber sprach seinen Segen darüber, worauf sich alles beruhigte. Die Haupterwerbungen für Frankreich hat hier wahrscheinlich in glühendem Patriotismus der Italiener Brazza veranlaßt. In unermüdlichen Reisen auf dem Ogowe und vom Congo aus ins Innere schließt er seit Jahren mit den Häuptlingen des Hinterlandes Verträge ab, die sie in die französische Machtsphäre ziehen, hat sich sogar niemals gescheut, die Grenzen ins deutsche Kamerun zu überschreiten und dort ein Gleiches zu thun. Die

Correctur unserer Grenze wird dort gewiß noch manchen Staub aufwirbeln. Augenblicklich entwickelt Brazza wieder große Thätigkeit im Sangagebiet an der Kamerungrenze. Er beabsichtigt im Scharithal den Tschadsee zu erreichen, und vielleicht ist es gerade jetzt noch Zeit, dort Schädigungen deutscher Interessen zu pariren, die später selbst mit größeren Opfern nicht zu beseitigen wären. Im vorigen Jahre wurde zwar die deutsch-französische Grenze des Kamerunlandes festgestellt. Die Franzosen haben aber durch geschickt etablirte Stationen den Handel auch aus der deutschen Sphäre geflissentlich an sich gezogen. Der französische Kaufmann Billoné hat in Baganga, einem Ort von 3000 Einwohnern, eine Elfenbeinfactorei und zieht alles Elfenbein aus dem Kameruner Hinterlande auf französisches Gebiet hinüber.

Unter dem schönen Menschenschlag, der dort lebt, giebt es merkwürdigerweise viel Zwerge und gerade diese beschäftigen sich hervorragend mit der Elephantenjagd. Mich hatte diese Sache von jeher sportlich sehr interessirt und zu verschiedenen Malen bin ich in Liverpool bei John Holt, in London bei Waard und bei Jamrach, in Paris bei Billoné und in Hamburg bei H. Mayer gewesen, um mich eingehend darüber zu unterrichten. Was ich hier über die Sache einflechten kann, wird keineswegs erschöpfend sein, jedoch basiren die Zahlen, die ich anführe, auf

Erfahrungen, die diese Firmen seit dem Jahre 1862 gemacht haben. Da mir selbst so Vieles neu und befremdlich erschien, darf ich wohl annehmen, daß manches davon auch den Kreis meiner Bekannten überraschen wird.

Das beste und zahlreichste Elfenbein, das aus Afrika ausgeführt wird, kommt aus Gabun. Es ist daher hier wohl die geeignetste Stelle, darauf näher einzugehen. Der Elephant gehört mit noch einigen übrig gebliebenen Thieren zu der vorweltlichen Riesengattung, die sich wunderbarerweise bis auf unsere Zeit erhalten hat. Das Thier, ein jüngerer Bruder des Mammuth, hat alle Wandlungen auf der Erde siegreich überstanden und begeht heute noch in großer Zahl Indien und Afrika. Wahrscheinlich ist das Mammuth bei dem plötzlichen Naturereigniß zu Grunde gegangen, welches unserer Erdachse die seitliche Neigung gab. Im Museum in Moskau steht ein ausgestopftes Mammuth, welches man im Jahre 1825 an dem Ufer der Lena mit Haut und Haar in gefrorenem Zustand auffand. Das Fleisch diente den Tungusen zur Nahrung und Alexander von Humboldt selbst soll noch davon gegessen haben. Die schwarze Behaarung reicht wie beim Jack bis an die Erde und die beiden Stoßzähne, stark gebogen, haben eine Länge von über sieben Fuß. Die Ueberreste der Mammuth sind in Sibirien so zahlreich, daß sie im Handel fast den

dritten Theil des Elfenbeinbedarfs der Welt decken. In diese Kategorie Elfenbein gehören auch die in Verarbeitung gebrachten Flußpferdzähne, Wallroß-, Potwal- und Narwalzähne. Der indische Elephant war früher sehr stark verbreitet, schadete den Pflanzungen und wurde zu Tausenden vergiftet, so daß sich seine Zahl sehr gelichtet hat. Die englische Regierung verkauft jährlich meistbietend etwa zweihundert Stück, die von den Fürsten zum Prunk, von den Tempeln bei Processionen und sonst zu schweren Arbeiten gesucht sind. Ich habe in Indien öfter Gelegenheit gehabt, größere Strecken auf Elephanten zurückzulegen, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß die Schaukelei sehr angenehm ist, bin ich doch erstaunt gewesen, wie schnell große Entfernungen zurückgelegt werden und wie klug und geschickt sich dieses große Thier benimmt. Der indische Elephant hat kleinere Ohren als der afrikanische, seine Stirn ist concav, der Rüssel hat am Ende einen fingerförmigen Vorsprung, seine Backenzähne bestehen aus schmalen Platten mit fein gefalteten Rändern und seine Stoßzähne scheinen der Verkrüppelung entgegen zu gehen. Es giebt sogar viele, bei denen sich der Stoßzahn gar nicht entwickelt. In Ceylon ist ein „Tusker", d. h. ein alter Elephant mit ausgewachsenen Stoßzähnen, eine Seltenheit. Die ganze indische Elfenbeinausbeute erhebt sich nicht über

7000 Kilogramm. Schon seit lange kann der Elfenbeinbedarf in Indien nicht mehr allein durch indische Elephanten gedeckt werden und ist die Ueberführung von Elephantenzähnen aus Ostafrika nach Indien gebräuchlich.

Der afrikanische Elephant lebte in erstaunlichen Mengen auf dem ganzen Continent. Er war zähmbar, wie wir ihn in der Römerzeit zu Kriegszwecken und prunkvollen Aufzügen viel verwendet wissen. Aus dem Norden Afrikas und mehrere Tagereisen von der Küste hat er sich zurückgezogen, lebt aber heute noch in vielen Hunderttausenden von Exemplaren vom Südrande der Sahara bis zum Capland. Der Elfenbeinhandel bringt den Negerstämmen des Innern Afrikas so viel Gewinn, daß den armen Thieren absehbar die gänzliche Ausrottung bevorzustehen scheint. Seit dem Jahre 1879 schmilzt der Export von Jahr zu Jahr und wenn das so fortgeht, werden wir noch in den Museen wie jetzt schon einen amerikanischen Büffel, so auch den Elephanten als nicht mehr in Afrika lebend bewundern können. Der afrikanische Elephant hat so lange Ohren, daß sie den dritten Theil seiner Höhe ausmachen. Die Stirn ist nach außen gewölbt. Die Platten seiner Backenzähne sind breit und zeigen auf der Kaufläche rautenförmigen Querschnitt, der Rüssel hat zwei Finger, die Stoßzähne wachsen länger und viel schwerer als bei seinen

9*

Vettern in Indien, trotzdem gebraucht er sie niemals als Angriffswaffe.

Sehr merkwürdig ist es doch, daß dieses riesige Thier, dessen Höhe neun bis zehn Fuß wird, sich als Vegetarianer ernährt. Blätter, Baumrinde und Gras und zwar in gar nicht auffallend großen Massen genügt ihm vollständig zu seiner Erhaltung und seinem Wachsthum. Die körperliche Entwickelung schreitet bis zum 25. Jahre vor und erreicht das Thier ein Alter von 100 Jahren. Die Stoßzähne werden nicht gewechselt, sind im Allgemeinen zwei Meter lang und wiegen bis 50 Kilo. In Amsterdam wurde ein Zahn verkauft, der 150 Kilo wog. H. Meyer verkaufte einen Zahn 2,60 Meter lang und 94 Kilo schwer an den König Ludwig II. von Bayern, der Fundort war Ostafrika. Am Zambese wurde von Meyer ein Paar fehlerlose 144½ Kilo schwere Zähne eingetauscht in Länge von 2,27 Meter. Der stärkste Umfang maß 60 cm. Meyer zeigte mir in Hamburg ein Paar ganz fehlerfreie Zähne aus Uganda, die 101 Kilo wogen, 2,57 Meter lang, und einen Elfenbeinwerth von 3775 Mark darstellten. Ein Zahn aus der Gegend des Tanganikasees war 2,94 Meter lang.

Die Elephantenzähne der Westküste Afrikas sind schlank gewachsen, hart und transparent — die der Ostküste mehr gewunden, weicher, weißer und undurchsichtiger. Elfenbeinkenner sollen nach Besichtigung

gut erhaltener Zähne den Breitengrad und ob nördlich oder südlich vom Aequator, West- oder Ostküste annähernd bestimmen können, wo der Elephant gelebt hat, dessen Zahn zur Küste kommt. Das von der nördlichen Grenze des Elephantengebietes verschiffte Elfenbein ist der Qualität nach das gröbste und werthloseste, ebenso wie das von der südlichen Grenze bis zum Caplande. Das beste Elfenbein kommt aus den äquatorialen üppigen Wassergebieten. Für diese Gattung ist Gabun der beste Exportplatz. Von 1879 bis 1883 wurden für 17 Millionen Mark Elfenbein ausgeführt.

Es kamen dabei

auf die Ostküste	. . . .	564,000 Kilo,
„ „ Westküste	. . . .	284,000 „
	total	848,000 Kilo,

das ergiebt nur allein für den Verbrauch Europas ca. 65,000 getödtete Elephanten pro Jahr.

Der Bedarf an Elfenbein der Neger in Afrika selbst ist hierbei gar nicht eingerechnet, da er sich nicht so genau wie diese Zahlen bestimmen läßt, daß er aber vielleicht noch mehr als der Export ist, zeigt die massenhafte Anhäufung in jeder Residenz irgend eines noch so kleinen Häuptlings, der nicht allein Haus, Thron und Tempel damit schmückt, sondern auch zuweilen hügelartige Anhäufungen von Zähnen anlegt zum Tauschobjekt für kommende Gelegenheiten.

In Indien geht ein mittelmäßig starker Elephant mit 1000 Kilo auf dem Rücken täglich 70 Kilometer auf Wegen, wo kein Pferd oder Ochse fortkommen würde. Die ganze Zukunft Afrikas liegt in der Ausnutzung der Kräfte des Elephanten als Zugthier auf Schienenbahnen. Wahnsinn ist es, dies starke, kluge Thier nur zu erschlagen, um ein paar Claviertasten oder Billardbälle haben zu können. Diese Industrie ist ja auch nicht zu unterschätzen, aber wenn die Henne gebraten wird, hat es mit den Eiern ein Ende. Lieber kein Elfenbein, aber lebende Elephanten.

Die größten Elfenbeinmärkte finden regelmäßig alle Vierteljahr in London und Liverpool statt, wo sich die Aufkäufer aus der ganzen Welt zusammen finden. Die Elfenbeinzufuhren nach England allein waren

1840—1850	durchschnittlich	294,000 kg	per	Jahr,	
1850—1860	"	474,000	"	"	"
1860—1870	"	556,000	"	"	"
1870—1880	"	597,000	"	"	"
1880—1890	"	470,000	"	"	"

Die Erschließung der Seengebiete scheint den Elfenbeinexport aus dem deutschen Ostafrika zu steigern.

1892/93	wurden	268,840	Pfund	exportirt
1893/94	"	242,449	"	"

dagegen

1894/95 wurden 317,777 Pfund exportirt.

Dabei entfielen auf

Pangani . .	2715	Stück	40,556	Pfund schwer
Sadani . .	2046	„	32,466	„ „
Bagamojo .	7989	„	208,324	„ „
Lindi . . .	1104	„	22,159	„ „
in Summa	13,854	Stück		

In diesem Frühjahr standen in Antwerpen 80,000 Kilo Elfenbein zur Auction. Von diesen waren 30,000 von der afrikanischen Westküste. Die dortige Juli-Auction versteigerte 60,000 Kilogramm. Es ist dies fast ausschließlich Elfenbein, d. s aus dem Congogebiet zur Küste gebracht ist.

Zum 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck wurden ihm von den Deutschen in Ostafrika zwei riesige Elephantenzähne überreicht, von denen der Eine 114 und der Zweite 117 Pfund wog. Die begleitende Adresse stellte in schöner Malerei eine Elfenbein tragende Neger-Karawane dar, den schneebedeckten Kilimandscharo im Hintergrund.

Die Elephanten leben in Gesellschaften von zehn bis zwölf Stück, sind sehr friedfertiger Natur und greifen den Menschen nur an, wenn sie auf schmalem Steg erschreckt werden und keinen Ausweg mehr wissen. Mit Eintritt der trockenen Jahreszeit treibt sie die Natur eine Dynastie zu gründen Das Männchen sieht sich also unter den Töchtern des Landes um und wirbt um ein Weibchen. Convenienzheirathen

kommen nicht vor, die Liebe giebt da den Ausschlag. Hierbei geht es nicht immer glatt ab. Concurrenz, Eifersucht, und Mangel an Erziehung führen dabei unter den Liebhabern zu ernsten Kämpfen. Das umworbene Weibchen folgt dann willig dem starken Sieger. Der Gesellschaftsverband löst sich für einige Flitterwochen auf und man trifft die Elephanten nur paarweise. In dieser Zeit sind sie nervös, gereizt und nicht bequem jagdbar. Aus den Liebeskämpfen sind nun auch einige Garçons unbeweibt zurückgeblieben, welche zuerst sehr unbefangen heiter erscheinen, daß sie der Last der Familiensorge so bequem entgangen sind. Verletzte Eitelkeit aber und melancholische Gedanken in stillen Stunden lassen ihn dann zuweilen unzufrieden mit seinem Schicksal sein und in solcher Zeit drückt der Singleton sein Unbehagen ziemlich rüpelhaft gegen alles aus, was ihm begegnet. Er greift sogar Menschen an und geht mit Vorliebe ohne auszuweichen über ein Dutzend Negerhütten so hinfort, daß nichts mehr davon übrig bleibt. Man fürchtet diese Garçons, ist ihnen aber nicht böse, da man die Ursache ihres Kummers kennt. Das Elephanten-Clubwesen hat ihnen zum Trost in Afrika noch keinen Eingang gefunden. Wenn die Flitterwochen vorüber sind, trifft es sich gerade, daß sehr schöne Früchte reifen und unter allen denkbaren Vorwänden sucht der Familienvater jede Gelegenheit zu ergreifen, den

Stand der Ernte zu prüfen, ohne nicht immer sein Weibchen dazu mitzunehmen. Die Strohwittwen machen dann Kaffeeklatsch, laden sich Besuch ein und so wird das alte Gesellschaftsleben in Rudeln wieder hergestellt. Die Neger aus dem Innern behaupten, viel Elephantenzähne einzeln in den Urwaldungen und Sümpfen zu finden, niemals aber Elephantenknochen dabei. Es ist in den letzten Jahren so viel über Elephantenzähmung geschrieben worden. Man weiß aber sich nicht eines Falles in den letzten hundert Jahren zu erinnern, wo von dem Gebrauch eines gezähmten afrikanischen Elephanten die Rede ist. Graf Götzen begann seine Durchquerung des Continents mit einem dazu herübergeholten indischen Elephanten, der aber in den ersten Märschen eine Flußdurchschreitung so renitent versagte, daß er zurückgelassen werden mußte. Im dritten Band meiner ersten Weltreise machte ich schon 1893 zum allgemeinen Nutzen manches über Elephantenbehandlung bekannt, das, wie mir scheint, nicht hinreichend geprüft worden ist.

In Indien macht man Futterplätze, welche in Verpfählungen und Bambuszäunen Wege darstellen, die sich immer mehr verengen und fallenartig durch zuklappende Thüren abgeschlossen werden. Der Elephant wendet keine Gewalt an, dem Gefängniß zu entkommen und findet dort im Bund Heu eine Morphiumpille von der Größe einer Kinderfaust, nach deren Genuß

er betäubt umsinkt und etwa 36 Stunden wie todt liegen bleibt. Manche Thiere sollen sogar dieser Procedur sofort erliegen. Nun behaupten die Inder, daß, wenn ein mit Morphium traktirter Elephant aufsteht, alle Erinnerung an seine Freiheit und Wildheit in ihm erloschen ist, daß es gar nicht nöthig sei, ihn zu dressiren, sondern daß er jedem Kinde willig folge. Man müsse ihm nur Zeit lassen, langsam zu begreifen, was man von ihm wolle, damit er es aus eigenem Antrieb pünktlich befolge. Sehr wunderbarerweise hat man noch niemals gehört, daß Elephanten sich in Gefangenschaft vermehren. Bei dem Maharadjah von Jepur sah ich in seinem Marstall 80 Elephanten nebeneinander stehen. In der Zeit des Frühlingserwachens darf es nicht versäumt werden, sie täglich mehrere Male unter einen Wasserfall zu führen, damit die kalte Douche ihre Minnegedanken verscheucht. Sie gewöhnen sich bald an das Klosterleben und suchen das kühlende Bad aus eigenem Antrieb auf. Die Elephantenbahn ist die Zukunft Afrikas.

Afrika hat ein krankes Herz, und das ist das

Congoreich,

und das ist doch gar nicht nöthig. Ein einziger hoch-

herziger, weitblickender Mann hat den Muth gehabt, sein ganzes Vermögen in diese Sache zu stecken. Es ist der König der Belgier, den spätere Zeiten mit Bewunderung nennen werden als den Mann, der zuerst erkannt hat, daß hier vielleicht die ganze Kulturentwickelung des Erdballs in den nächsten Jahrhunderten sich abspielen wird. Mit unverständlicher Kurzsichtigkeit wird dies großartige Unternehmen auf alle denkbare Weise discreditirt und ist nahe daran, wegen ein paar fehlender Millionen auseinander zu fallen. Statt alles daran zu setzen, diesen gewonnenen Schritt fest zu halten, treten Eifersucht der Großmächte, Mangel an Zutrauen, fehlendes Betriebskapital und der Wunsch, aus der Gefahr noch ein paar Tausend Francs zu retten, der Lebenskraft nahe. Es wäre wirklich schade, wenn ein so großartiger Gedanke sich im Sande verlaufen sollte. Schon in der Geburt stieß die Sache auf Erschwerungen, indem diesem gewaltigen Reiche des Innern fast die Thür nach dem Ocean verschlossen wäre und heute noch umschließen die Congomündung französische und portugiesische Besitze so eng, daß diese Einschränkung eines so großen Landes geradezu unwürdig erscheint.

Das Congoreich ist fast so groß wie Europa, reicht vom atlantischen Ocean bis zu den Seen von Deutsch-Ostafrika und südlich vom Sambese bis ins Quellgebiet des Nils. Der Congostrom ist 4000 Kilo-

meter lang und hat ein Wassergebiet von mehr als 2 Millionen Quadratkilometer. Er ist so groß wie der Mississippi, größer als der Nil, viermal größer als die Donau. Livingstone und Stanley waren diejenigen, die zuerst sein Gebiet zur weiteren Kenntniß brachten.

Der König der Belgier nahm Stanley in seinen Dienst, zahlte ihm jährlich 2000 £, wenn Stanley für ihn im Congogebiet thätig war, und die Hälfte, wenn er sich nicht im Congostaat aufhielt. Dieser Vertrag ist erst in diesem Jahr auf Wunsch Stanleys aufgehoben worden, da er sich in England der Politik zu widmen wünscht.

Der Congo wird durch mehr als 30 Katarakte unterbrochen, von denen Fälle die Höhe bis zu 300 Fuß haben. An einzelnen Stellen wird er bis 15 Kilometer breit und bildet außerdem noch Seen, zu deren Umgehung Stanley bis zu 80 Tagen brauchte. Das ganze Gebiet ist ein undurchdringlicher Urwald, der die Expeditionen der Forscher oft wochenlang nicht das Sonnenlicht sehen ließ. Cameron, Pogge und Wißmann, Graf Götzen und Prittwitz erweiterten durch ihre Afrikadurchquerungen das Wissen über das Congogebiet und viele Vorstöße ins Innere verbanden neu Gefundenes zu sicherem Netz und förderten die Kenntniß dieser bis dahin unbekannten Welt. Einer der interessantesten Nebenflüsse ist der Aruimi und

zwar weil er sich dem Nilzufluß am meisten nähert, wo in Lado Emin Pascha durch Stanley aus seinem Reich „gerettet“ wurde. Hier liegt der Weg, das Congogebiet mit dem Nillande in Verbindung zu bringen. Es ist die Kurzsichtigkeit der englischen Colonialpolitiker gar nicht zu verstehen, daß nicht schon jetzt das Auge auf diesen wichtigen Punkt gerichtet wird. Hier ist es absolut nothwendig, mit meiner Elephantenbahn die Verbindung herzustellen, selbst wenn sie sich in den ersten Jahren auch nicht verzinsen sollte.

Der König der Belgier ist der Souverain des von ihm gegründeten Congoreiches. Es ist ihm dabei ebenso gegangen wie anderen Gründern. Die Sache ist zu schwer auf seinen Schultern geworden. Infolgedessen hat sich unter seiner Leitung eine Association Internationale mit großen Kapitalien gebildet, welcher der König viel von seinen Rechten abgetreten hat und die nun die Freiheit des Entschlusses des Souverains wesentlich erschwert. Der Wunsch liegt allen Gründern nahe, mit fremdem Kapital arbeiten zu wollen. Da nun der Gedanke des Königs stets der war, den Congostaat mit Belgien vereint zu sehen, ging er das belgische Staatsministerium und die Kammern an, sich an dem Ausbau des Eisenbahnnetzes im Congogebiet zu betheiligen. Da es nun in unserem elenden Parlamentarismus nichts giebt, was direct mit

dem Nutzen für das Vaterland zu thun hat, sondern stets mit Parteivortheilen verquickt wird, so geschah es auch in Belgien, daß die Congoeisenbahn nur dann die Majorität bekam, wenn man der klerikalen Partei die Schulen überantwortete. Dies Verfahren machte den Congo im liberalen Lande unpopulär und ist dies der Grund, daß der König auf sehr schwierige finanzielle und politische Hindernisse stößt Eine Eisenbahn von 120 Kilometer Länge, das ist so weit wie von Berlin bis Stendal, ist bereits im Gange. 200 Europäer und über 3000 Neger arbeiten an der Weiterführung. In den letzten Monaten hat man monatlich bis 40,000 Francs eingenommen und trotzdem scheint diese Bahn die Ursache großer Ungelegenheiten für die Staatsverwaltung werden zu wollen. Die Brücken sind vorläufig provisorische, nach amerikanischem System hergestellte, sollten aber später durch eiserne ersetzt werden. Englisches Kapital fängt an sich augenscheinlich in der Absicht zu betheiligen, dabei politische Rechte zu erwerben. Um das zu verhüten, hat der König große Landesflächen, die ihm als persönliche Domainen gehören, zu Gelde gemacht; doch sind auch hier wieder Engländer und englische Gesellschaften die Käufer. Von Belgien erhielt der König schon 1890 einen Vorschuß von 25 Millionen Francs, wofür er die Verwaltung des Congostaates unter Controle der belgischen

Regierung stellte. Da man aber dennoch sehr unumschränkt verfuhr, giebt es jetzt Proteste und viel Geschrei. Der König hat den ganzen Congostaat Belgien zum Ankauf angeboten. Die Kammern haben wegen der Schulfrage den Ankauf abgelehnt und als vorläufige Abwendung von Zinsverlegenheiten eine Beisteuer von 5 Millionen Francs bewilligt. So liegt die Sache augenblicklich, doch kann man aus dieser Gegend täglich die schönsten Ueberraschungen erwarten.

Die Reisen des Königs der Belgier nach Paris und London in diesem Sommer werden wohl auch nicht ohne politischen Hintergrund gewesen sein. Wenn aber dann für die Belgier die Sache sich nicht so vortheilhaft abspielt, als sie denken, wird es natürlich einen Heidenspektakel geben Es ist sehr schade, daß aus albernem Parteigezänke oft Schäden für ein Reich entstehen, das die dreistesten Volksredner nachher nicht mit einer Flut von Worten wieder in Ordnung bringen können. Ein gemeingefährliches Subject Namens Stokes, der seit 10 bis 12 Jahren einer der grausamsten Sklavenhändler ist, hat sich so häufig mit den Congogesetzen in Conflict gebracht, daß man, nachdem sein Maß bis zum Ueberlaufen voll war, sich entschlossen hat, den Kerl zu erschießen. Nun stellt sich aber heraus, daß Mr. Stokes sich die englische Nationalität erworben hat, was natürlich eine herrliche Gelegenheit geworden ist, daß John Bull

und alle seine Zeitungen Thränen um diesen herrlichen Mann vergießen und daraus Zwickmühlen zur unberufenen Einmischung construiren.

Einer der verdienstvollsten Congoforscher, der Gouverneur des Stanleyfallbezirks, hat den hartnäckigen Sklavenhändler beseitigen lassen. Es ist dies der Hauptmann Lothaire, und da der Schwager von Stokes ein farbiger Missionar ist, bäumt sich in England natürlich die öffentliche Meinung schon wie ein Pferdchen im Circus auf und wird noch viel Geschrei hervorbringen. Hauptmann Dhanis befehligte das Bakokolager am Aruimi und richtete die Stationen Uwanghi und Yambuya ein; später leitete er die Expedition nach dem Kuango, kämpfte dann am Lolami und Lualaba. Es ist nöthig, dieses für den Congostaat so verdienstvollen Mannes zu erwähnen. Hauptmann Lothaire ist durchaus geeignet, ihm an die Seite gestellt zu werden. Was der Congostaat in 14 Jahren gethan hat, findet man in Bruxelles beim Geographen Wauters. Der Katalog führt 3200 Nummern an größeren Werken, Broschüren, Studien und Karten. Es wäre ein Mangel meiner Reiseberichte, des Congo nicht Erwähnung zu thun; von der Peripherie aus, an der man auf so flüchtige Weise das Reich berührt, wie ich, ist aber am allerwenigsten ein Urtheil über den inneren Zusammenhang desselben zu fällen. Ein anderer Gesichtspunkt wäre

für unser Ostafrika zu berücksichtigen und zwar, ob es nicht zweckmäßig erscheint, dem Transitohandel Congos durch Ostafrika zur Küste Thür und Thor zu öffnen. Elephantenbahn vom Tanganikasee bis Dar el Salem, wie es im Interesse der Engländer liegt, den Aruimi mit dem Albertsee mit Elephantenbahn in Verbindung zu bringen; der Ueberreichthum an Naturprodukten überbietet alles, was wir davon in Amerika begegnet haben.

In erster Linie handelt es sich darum, diese Werthe praktisch zu heben. Viele Generationen können, wie in Amerika, in unermeßlichen Reichthum treten, wenn etwas mehr amerikanisch in der Ausbeute vorgegangen würde. Im Congoreich steckt allein ein Holzreichthum, mit dem man sich Indien kaufen könnte. Der ganze Breitenstrich des Congoreiches quer durch Afrika ist gewiß der üppigste Landstrich auf der Erde. Es handelt sich vorläufig gar nicht darum, das Land für Culturzwecke vorzubereiten, sondern einfach darum, zu nehmen was da ist. Wenn das geschieht, wird in absehbarer Zeit das Congogebiet das Centrum allen Handelsverkehrs werden und die anderen Welttheile dagegen abgelebt erscheinen. Mit gewissem Instinkt dafür schielen die Großmächte von allen Seiten schon auf diese billige Fundgrube, und unfaßlich ist es mir, daß ein Land mit solchen Hülfsquellen um ein paar Millionen

10

unpraktischer Eisenbahn in solche Ungelegenheiten gerathen kann. Für die 10 Millionen Francs, die in der kleinen Strecke Eisenbahn verbaut sind, könnte man den zwanzigfachen Weg in Elephantenbahnen bestrecken, und die ganze Unterhaltung solcher Bahn dürfte sich auf den hundertsten Theil einer Locomotivbahn beschränken. Jede complicirte Metallmaschine hat in den Tropen kurze Lebensdauer und kostet bis dorthin gewiß 25,000 Mark. Ganz gleich, ob auf Holz- oder Kohlenheizung eingerichtet, stellt sich die Unterhaltung durch Elephanten mit täglich ein paar Bund Heu doch etwas billiger. Soll man das Thier todtschlagen, weil es ein Paar Zähne hat, die 1500 bis 2000 Mark werth sind? Erst soll es Lastzüge befördern, von seinem Ende später.

Wenn ich der Raubwirthschaft hier das Wort rede, werde ich dazu gedrängt, daß die Erfahrung gelehrt hat, daß die Eingeborenen bessere Handelsleute sind als die Weißen und daß das Klima die Arbeit des Weißen einfach ausschließt. Alle Bestrebungen, das Congogebiet auszubeuten, weisen darauf hin, daß es nützlich sein wird, sich mit den Eingeborenen zu associiren. Die Eingeborenen widerstehen dem zerstörenden Einfluß des Klimas und sind körperlich unglaublich leistungsfähig. Die Zahl der Factoreien an der Congomündung wächst von Jahr zu Jahr und es ist hohe Zeit, dem zersetzenden System eine

einheitliche Richtung zu geben. Der ganze Küstenstrich des riesigen Congoreiches mit 40,000,000 Einwohnern ist nur 50 Kilometer lang. Der Berliner Congreß giebt die Schifffahrt auf dem Congo allen Nationen frei. Im Kriegsfall ist der Congo neutral. Von der Mündung bis zum Aequatordurchschnitt, wo sich große Katarakte befinden, befuhr Stanley den Fluß schon mit Dampfboot, doch nun ist das Gebiet mit zahlreichen Stationen besetzt und jeder Tag bringt neue Forschungen und neues Vordringen.

Südlich vom Congo erstrecken sich nicht allein in langer Ausdehnung an der Küste, sondern auch weit in das Innere des Landes die portugiesischen Besitzungen

Angola und Benguela.

Schon im Jahre 1484 in Besitz genommen, haben die Portugiesen keine Colonien aufzuweisen, in denen sie so ersprießlich gewirkt haben wie hier. Der für die Portugiesen sehr erfolgreiche Sklavenhandel ist zwar erst 1875 hier eingestellt worden, aber schon 400 Jahr vorher hat man die armen Neger zum Christenthum und wegen Vielweiberei hart drangsalirt. Schon aus

der ersten Zeit der Besitzergreifung sieht man noch die steinernen Pfeiler mit dem königlichen Wappen sogar am Congo und weiß, daß Diego Cao Handelsbeziehungen mit den Königen am Zaire, wie der Congo damals genannt wurde, hatte.

Die Bekehrung zum Christenthum fand damals massenhaft statt und in den Berichten an den Papst figurirt etwa 200 Meilen im Innern eine Stadt San Salvador mit 50,000 christlichen Einwohnern und zwölf christlichen Kirchen, etwa in der Nähe des Tanganikasees, die aber bisher noch nicht wieder aufgefunden ist. Loando wurde der Ausgangspunkt aller Unternehmungen nach dem Innern und schon Anfang dieses Jahrhunderts wurde Afrika von den Brüdern Pombeira Silva Portas, Livingstone und Serpa Pinto hier durchquert. Dann haben noch Pogge, Wißmann, Barth und andere hier angesetzt und durch ihre Forschungen Licht ins Innere gebracht. Barth starb hier bei Erforschung der geologischen Verhältnisse des Landes nach unerhörten Anstrengungen 1876.

Die ganze Küste ist trostlos, einförmig, dünenartig, flach; spärlich mit Gestrüpp und hie und da mit ein paar Palmen bewachsen. Erst einige Tagereisen von der Küste beginnen sich Schwellen zu erheben, die mehr nach dem Innern manche pittoreske Bergformationen und etwas üppigere Vegetation zeigen. Der Quanza und der Cunene sind dort die

bedeutendsten Flüsse, in ihren Gebieten die zahlreichen Ansiedelungen und reicher Graswuchs. Weiter hinauf werden die Flüsse, wie überall hier in Afrika, durch Stromschnellen und Katarakte für die Schifffahrt verschlossen. Der Exporthandel an der Küste wird direct von den Einwohnern betrieben, ohne auf den Nachschub aus dem Innern zu rechnen, wogegen der Handel an der ganzen übrigen Westküste Afrikas sonst von den Küstenbewohnern nur als Vermittelungsgeschäft betrieben wird. Portugal hatte hier eine Verbrechercolonie angelegt, in der die Europäer gezwungen wurden, zu arbeiten. Da das Klima aber Europäern absolut schädlich ist, die Colonie auch vollständig ausstarb, hat man dies System aufgegeben.

Der Sitz des Gouverneurs und der Verwaltung ist in San Paolo di Loando. Hübsche Häuser in europäischem Styl schließen sich halbkreisförmig um eine Bucht, dahinter, nach der Höhe hinauf, breitet sich weniger geordnet und weniger reinlich das größere Viertel der Eingeborenen aus.

Die Hauptstadt mag jetzt wohl 20,000 Einwohner haben. Die beiden anderen Küstenstädte, Benguela und Mossamedes, sind zwar nicht so groß als Loando, aber viel freundlicher und hübscher, der Prozentsatz der Europäer aber sehr gering. Ueberall sieht man den Jahrhunderte langen Einfluß der Europäer, aber sie selbst sieht man nicht. Das europäische Element

erlahmt in der Arbeit, versiegt in den Kräften. Die Bauten gehen dem Verfall entgegen und es fehlt an jeder frischen Anregung zu neuem Leben.

Ich erinnere mich genau der Zeiten, wo man beim Ueberschreiten der Grenze des Kirchenstaates, vorsündflutlichen Angedenkens, durch Steuerbeamte und Grenzpolizei einer Vivisektion unterworfen wurde, die geradezu beleidigend und empörend war. Es fehlte da weiter nichts mehr, als daß man geräuchert wurde, wenn im Paß zu erkennen war, daß man nicht katholisch sei.

In der ganzen Welt verlangt der Schutzzoll, daß die Steuerbeamten an den Grenzen Controle üben. Solch kindische Kleinlichkeit und Unbeholfenheit aber, wie an der portugiesischen Grenze, wird in der ganzen Welt nicht wiedergefunden. Damit langweilt man Lustreisende. Was das aber bedeuten soll, daß Portugal sich durch sehr hohen Zoll gegen seine eigenen Colonien schützt, habe ich mir trotz längeren Nachdenkens nicht klar machen können Es scheint, daß die ganze Fürsorge und Verwaltung Portugals gegen seine Colonien sich dadurch ausdrückt, sie mit Steuerbeamten zu überschütten, die auf das Peinlichste jeden Handel und Wandel dadurch ersticken müssen, daß von allem, was auch geschieht, Steuer erhoben wird.

Deutsch-Südwestafrika.

In einem von der ganzen Welt vergessenen Winkel südlich des Cunene und durch das portugiesische Massamedesgebiet dem Breitengrad bis zum Zambese folgend begrenzt, bis südlich zum Oranjefluß, liegt, etwa durch den 20. Meridian und die Küste eingeschlossen, die unter deutschen Schutz gestellte Colonie Deutsch-Südwestafrika. Das Land ist größer als Deutschland und hat eine Küstenlänge wie von Havre bis Memel. Von der Küste bis zwei Tagemärsche ins Land hinein giebt es nur Sturm und Flugsand, kaum eine geeignete Landungsstelle, und die einzige Stelle, die beinahe so aussieht, die Walfischbay, ist noch dazu in englischem Besitz. Der englische Schiffskapitän, der diesen Punkt entdeckt und England gesichert hat, hieß übrigens Wolwich, und diesmal sind es nicht die Portugiesen gewesen, sondern unsere Landsleute, die nach dem Entdecker dennoch den Hafen Walfischbay umgetauft haben. Südlicher liegt dann noch die Lüderitzbucht, uns bekannter unter dem Namen Angra Pequena.

Im Norden ist das Amboland, südlicher bis in die Höhe der Walfischbay wohnen die Herero. Bei

Angra Pequena ist das Groß-Namaland. Südlich des Oranjeflusses und an der ganzen Ostgrenze zieht sich englische Intrigue und englische Eifersüchtelei entlang, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, irgend welche störende Elemente der deutschen Wirksamkeit in den Weg zu tragen.

Das ganze Land ist wasserlose Steppe, hat ein paar Millionen Einwohner, die nur den einen Wunsch kennen, so viel Ochsen wie möglich zu besitzen. Wenn sie nun wirklich welche haben, brauchen sie sie nicht einmal und wenn man auch nicht sagen kann, daß diese neuen schädlich wären, wird es sehr schwer, von ihnen sagen zu können, daß sie nützlich seien.

Stumpfsinn und Gleichgültigkeit dieser Leute haben hier wie nirgends den Missionen ihre Bestrebungen erleichtert und das Bekehren zum Christenthum geht hier massenhaft vorwärts, muß sogar öfters wiederholt werden, da es bei den neuen Christen zuweilen in Vergessenheit geräth. Es giebt viele Missionsstationen aller möglichen christlichen Sekten und das Einvernehmen der Missionare mit den neuen Gemeinden ist das beste.

Die Ankunft in dem Lande ist schon allein eine Lebensfrage. Erstens geht nur alle Jubeljahr mal ein Schiff von Europa nach der Walfischbay, und wenn es wirklich angekommen ist, macht vielleicht die gefährliche Brandung die Ausschiffung unmöglich

oder so lebensgefährlich, daß die Opfer zahlreich genug werden. Die einzige Verbindung nach dem Cap hin wird durch ein Jammerdampfbötchen „Nautilus" alle zwei Monat anstandshalber aufrecht erhalten. Wenn man damit wirklich in Capetown ankommt, wird man wie ein Seeheld angestaunt und noch nachträglich erschrickt man nach den Schilderungen kundiger Freunde, mit welchem Leichtsinn man um die Welt reist. Kommt man aber natürlich gänzlich durchnäßt wirklich durch die Brandung auf die Düne, so denkt man, daß hier ein bischen die Welt untergeht, denn täglich von 9 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags giebt es hier einen Sturm, der den Anschein hat, als wolle er ganz Afrika forttragen. Viele Rittergüter Sand befinden sich immer in der Luft, Dünen bewegen sich Kilometer weit, Barren entstehen an Ankerstellen wo keine waren und das erregte Meer versucht hier schier in Afrika einzubrechen.

Was thut der Drang nach Gewinn nicht alles, und wirklich sind an solcher Küste auch Factoreien, Missionshäuser, Beamtenwohnungen, Baracken für Schutztruppe. Alles steht so da, als wäre es aus Trotz da und sollte nun mal mit Gewalt durchgesetzt werden, ob es nun vernünftig sei oder nicht. Wer an der Küste nicht absolut nöthig zu thun hat, sucht einen Blick ins Innere zu werfen. Otjimbingue muß besucht, Windhoeck soll gesehen werden. Der Landes-

hauptmann Major Leutwein ist auf Inspectionsreisen im Süden in der Nähe des Oranjeflusses, wo er in Gibeon dem Räuberhauptmann Hendrik Witboy an den Puls gefühlt hat. Vorläufig sagt er „vor Paris alles ruhig“. Von solchen Reisemühsalen macht man sich schwer einen Begriff. Ein Riesenplanwagen von so großen Dimensionen und klotzigen Formen, daß er mit zehn bis zwanzig Paaren starker Ochsen bespannt werden muß, birgt für den Reisenden alle Hoffnung und Täuschung. Der Wagen ist angefüllt mit Waaren zum Tauschhandel und zu Geschenken, Nahrungsmitteln, Pulvertonnen, Tabak, Gewehren, Kleidern. Solchen Fahrten schließen sich dann immer Gelegenheitsreisende, Missionare, Beamte an, wie sich's gerade trifft, so daß eine derartige Fahrt ins Innere immer wie eine Auswanderungsexpedition aussieht. Morgens früh 5 Uhr soll aufgebrochen werden. Unter dem Leibe wird dem Schlafenden auch zur Zeit alles fortgenommen und fortgetragen und verpackt Es ist die höchste Eile. Nun stellt sich aber heraus, daß die Ochsen vor Sonnenaufgang nicht haben saufen wollen und da sie nur wegen Wassermangels einzeln getränkt werden können, schleppt sich die Sache etwas hin. Zwei Ochsen sind auch davongelaufen, das hat aber gar nichts zu sagen. Ein Junge ist schon nachgeschickt, der sie auch um 9 Uhr richtig anbringt. Der muß nun erst

denaturirten Spiritus trinken oder etwas Tabak haben; dann war der kleine Aufenthalt auch ganz gut, denn es waren noch ein paar wichtige Sachen zu erledigen, die es sonst nöthig gemacht hätten, einen besonderen Wagen zu schicken. Nun um 11 Uhr geht die Sache dann wirklich los. Man sagt zwar gleich, daß es nicht gut sei, in der Mittagshitze zu fahren, es wäre aber die erste Etappe und da schadet das nicht so sehr. Die schwarzen Kerle mit riesigen Bambuspeitschen, an denen Giraffenleder befestigt ist, beginnen ein Geheul und Geklatsche auf die Ochsen, als ob die armen Viecher umgebracht werden sollten. Gleich beim Anziehen zeigt sich, daß die Kette, an der alle die Joche befestigt sind, schadhaft ist und zum Glück kann sie ja noch an Ort und Stelle reparirt werden. Wir werden also noch zwei Stunden warten. Es traf sich noch glücklich. Wir essen also noch etwas in der gastlichen Factorei. Je mehr Ehre, desto größerer Aufwand von Blechbüchsen. Der Verbrauch des heimatlichen Bieres aber wird hier durch wahre Pyramiden leerer Flaschen dargestellt, die das Erstaunen aller schwarzen und weißen Menschen sind.

Gott sei Dank, nun geht die Sache aber wirklich los. Man grüßt und winkt frohe Fahrt, man richtet sich in der Arche ein so gut es geht — man will ja auch was sehen — man ist ja Afrikareisender. Man

geht also, sieht sich den Zusammenhang der ganzen Naturgeschichte an, botanisirt, läuft nach Reptilien, in jedem fernen lichten Punkte glaubt man Giraffen, Antilopen und Strauße zu sehen, springt zehnmal nach der Büchse und legt sie zehnmal wieder fort.

Sehr unangenehm ist es, daß die Stiefel aufgeplatzt sind. Man ist wie gekocht, das Wasser läuft einem den Rücken herunter; man muß aber auch was für sich thun. Der Missionar erinnert daran, daß man für solche Scherze zu alt sei und hat recht. Man kriecht in die Arche, doch da scheint draußen etwas Besonderes vor sich zu gehen. Das Peitschen und Schimpfen auf die Ochsen scheint selbst für einen Ochsen das billige Maß zu überschreiten. Also wieder heraus. Da sieht man, wie man sehr schnell in ein trockenes Flußbett gefahren ist, aber auf der anderen Seite nur beschwerlich auf das Ufer kommen kann. Selbst Missionare schreien, jeder thut was er kann. Rietsch — da giebt es einen Krach, 20 Ochsen liegen beinahe auf der Erde, die reparirte Kette ist an der reparirten Stelle gebrochen — wir liegen fest. Der Missionar weiß Alles: Sehr viel weiter wären wir heute doch nicht gekommen. Wasser soll gar nicht so weit von hier sein, das heißt für Ochsen, denn es ist brakig und faul und am Ende doch nicht so viel, daß es für alle Ochsen reicht. Im

trockenen Flußbett wird Feuer gemacht. Das Bivouak etablirt.

Jede Reise hat ja ihr kleines Abenteuer. Mit Tagesanbruch ist alles wieder in Ordnung, die Ochsen weiden, die Fahrer bekommen ein paar Stücken Tabak. Der Beamte, der zum Pferdedepot mit geht, erheitert die ganze Gesellschaft, entpuppt sich als Koch ersten Ranges. Ich fand, er schmeckte ein bischen viel, so in der Gegend der Lebern, und war wie versessen auf Knoblauch. Eine Patrouille der Schutzmannschaft controlirte unsere Absichten, und erinnerte mich lebhaft an meine Fahrt durch die nordamerikanische Prärie von Montana und Idaho, um nach dem Yellowstone zu gelangen, wo Cavalleriepiquets auch den Verkehr zu regeln hatten. Der Landeshauptmann, Major Leutwein, ist zugleich Chef der Schutztruppe, die aus kleinen Anfängen ihm ihre jetzige Organisation verdankt.

Der neueste Etat ist 13 Officiere, 2 Sanitätsofficiere und 549 Mann. Die Kampfesweise von Hendrik Witboy mit seinen berittenen Infanteristen hat hier wohl als Muster gedient, eine Truppe zu schaffen, die den Landesverhältnissen durchaus angepaßt ist. Die Mannschaften sind als Freiwillige aus unserer Cavallerie für vier bis fünf Jahre verpflichtet worden. Diejenigen, die nach vollendeter Dienstzeit in der Colonie verbleiben wollen, werden mit Vieh und

Landzutheilung hier angesiedelt. Man hofft dadurch einen militärisch erzogenen, waffengeübten Stamm unter den Colonisten einzubürgern, der der Landesvertheidigung für alle Eventualitäten zum Vortheil bleibt. Augenblicklich liegt die Schutztruppe in 20 Stationen vertheilt, selbstständig wirkend in ihrem Bezirk, um im Fall der Noth schnell vereinigt zu werden. Die kleidsame Uniform ist ein wenig Buffalo Bill mit breitkrämpigem Hut und lichtbraunem Zeug. Im Sommer Leinen, im Winter eine Art Plüsch. Der Cavalleriekarabiner, auf den sich das kurze Seitengewehr als Bayonnet aufsetzen läßt, ist die Bewaffnung, Disciplin ihre Stärke.

Das Lagern in den ausgetrockneten Flußbetten ist nicht ungefährlich, denn irgend wo im Hinterland eintretender Regen bringt meistens unvermittelt solche Wassermassen in Abfluß, daß eine solche Maschine, wie dieser Ochsenwagen, ehe er angespannt, rettungslos fortgeschwemmt wäre.

In Sommerzeiten schleichen nur einige Schakale diebisch umher. Hat man, wie wir, Pulver oder Rum im Wagen, so wage man ihn nicht zu verlassen, weil von den Ochsentreibern sonst alles gestohlen werden würde Die weidenden Ochsen haben die Neigung, nach ihrem Ausgangspunkt zurück zu wandern und stellen das oft recht verschmitzt an, obgleich man den Ochsen für dumm hält.

Wenn man durch Bezirke von sogenannten Häuptlingen fährt, hat man die Höflichkeit, ihm ein Präsent zu machen, darf aber nicht unterlassen, falls er dreiste Forderungen macht, ihn in seine Schranken fest zurückzuweisen, weil sein Verlangen dann nur eine Schraube ohne Ende wäre. Der Diebstahl ist so landesüblich, daß ein „König" sein Hauptbesitzthum, drei Paar Hosen, zugleich übereinander gezogen, in der größten Hitze tragen mußte, um sicher zu sein, daß sie ihm von seiner Umgebung nicht entwendet würden.

Was für dieses Schmerzenskind Deutsch-Südwestafrika alles geschehen ist, ist gar nicht zu glauben, und wenn die Colonie nicht bald alles das von sich giebt, was von ihr erhofft und erwartet wird, würde das sehr undankbar sein. Bis jetzt fehlt eigentlich Alles. Ich rede nicht davon, daß auf bloße Gerüchte von Goldstaub oder Kupfer eine Unmasse Commissionen Sachverständiger abgeschickt sind, die Sache zu untersuchen, und nie was gefunden haben, sondern daß sich Gesellschaften und Syndikate zur Ausbeutung der Minen gebildet haben, concessionirt sind, und auch nichts fördern konnten — daß man Leute durchs ganze Land geschickt hat, um Wasser zu suchen, ohne das ja überhaupt jede Lebensfähigkeit aufhört — daß man Sachverständige in die Heerden geschickt hat, um ihnen zu zeigen, was

Rinderpest ist – daß man Sachleute hat umher reisen lassen, um der Frage der Nutzholzexportation näher zu treten – daß man Wasserbauleute nach Swakopmund geschickt hat, um diesen neu erfundenen Hafen so herzustellen, daß die Walfischbay darüber zu Grunde gehen soll — daß man einen ganz neuen Schutz gegen die gefährliche Brandung an der Landungsstelle ausdächte.

Consul Vohsen steht an der Spitze des Ansiedelungssyndikats und zugleich in einem Ausschusse, der nebst Dr. Sander durch Verwallungen von Flußthälern Wasserreservoirs anlegen will, um durch Berieselung große Flächen fruchtbar zu machen. Umsonst ist der Tod. Dies Projekt soll jetzt mit 300,000 Mark begonnen werden. Die Actionaire aber wollen sich alle Vorrechte, Monopole und weiß Gott noch was alles sichern, damit ihnen geholfen wird. Die denken so wie ich: „Wenn ich glüklich bin, sind es die andern auch.“

Schön ist es in Südwest-Afrika gewiß nicht, und überaus gewinnbringend ist es ja auch nicht, aber von allen übrigen Colonien der Westküste herrscht dort für Weiße die geringste Sterblichkeit. Man muß der Colonie also eine Besiedelungsfähigkeit nicht absprechen, auch geschieht von den maßgebenden Behörden alles, um sich dauernd dort einzurichten. Im nördlichen Bezirk waltet der Regierungsassessor

von Lindequist als kaiserlicher Richter. Der Amtssitz des westlichen Bezirks ist in Otjimbingue etablirt und ein neuer Bezirk umfaßt das ehemalige Jan Jonkersche Gebiet mit Ausschluß von Windhoeck, dem Gebiet der Tepnaar-Hottentotten, sowie das des Häuptlings Manasse von Omaruru bis zum Meere, aus dem ein besonderer Bezirk gebildet ist.

Je mehr Deutsche in rosiger Hoffnung dort hinkommen, desto verwickelter gestalten sich die Rechtsverhältnisse.

Der Reichsschutz, die südwest-afrikanische Colonialgesellschaft, die Handelsniederlassung in Rehoboth, die hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft, ehemals von Lilienthals Erben, die Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft, Rechte der Bevollmächtigten G. Schluckwerder und der Firma Adolf Wörmann, das sind Factoren, die nicht immer in gleichen Klang zu bringen sind und noch manche Störung hervorrufen werden. Die Regierung verkauft augenblicklich Farmen von 5 bis 10,000 Hectaren meistbietend und zwar in dem wasserreichen Gebiete von Anis, südlich von Hoachanas; doch beansprucht diese Fläche Hendrik Witbooy als sein Eigenthum. Die englische concessionirte Southwest-Afrika-Company hat eine Eisenbahn von Swakopmund bis zu den Kupferminen von Otavi in Aussicht genommen und bereits vermessen. Ihr gehört das untere Swakop-

land und dürfte es sich dringend empfehlen, daß die Regierung jetzt daran denkt, durch Austausch gerade diesen Landstrich in ihren Besitz zu bringen, da die Engländer alles thun, um die deutschen Interessen in Swakopmund zu schädigen. Selbst der englische Jammerpostdampfer „Nautilus", der jeden Monat einmal die Verbindung zwischen Capetown und Walfischbay herstellt, weigert sich, Swakopmund anzulaufen.

Am 19. Juni dieses Jahres wurden in der Assembly zu Capetown 2000 Pfund für die Walfischbay berathen, wobei der frühere Capminister sagte, daß ihm alles Deutsche ein Gräuel sei, der Premierminister Rhodes unterbrach ihn hoch erregt mit dem Zuruf: Mir auch! Es wäre sehr unvorsichtig gewesen, die Deutschen so weit kommen zu lassen, er würde den Bau von Eisenbahnen dort wohl zu hindern wissen. Der einzig mögliche Hafen des Landes der Deutschen wäre die Walfischbay und die gehöre der Capcolonie. Eines Tages werde es den Deutschen wohl dämmern, wie zwecklos es sei, das trockene Land, dessen einziger Hafen England gehöre, länger zu behalten. Dann werde wohl irgend ein deutscher Minister sich erheben und sagen: we had better get out of this (Wir wollen dem Dinge lieber ein Ende machen). Deutschland befinde sich in einer unhaltbaren Lage, und wenn trotz des Colonialfiebers die deutsche

Regierung heute auch nichts aufgeben wird, so wird sich die Sache bald ändern und die Capcolonie brauche nur ruhig abzuwarten.

Es ist doch immer gut, wenn man weiß, wie ein freundlicher Nachbar denkt.

Die Genesis der deutschen Interessen in Südwestafrika ist folgende. Der Kaufherr Lüderitz war von dem Metallreichthum der Berge nördlich des Oranjeflusses überzeugt worden und beschloß die weitere Ausbeutung. Da England schon 1876 die Länder der Hottentotten und Herero nominell in seine Interessensphäre erklärt hatte, wandte sich Lüderitz mit der Anfrage wegen der Absicht von Besitzerwerb daselbst nach London, erhielt aber vom Premierminister Lord Derby ausweichende Antwort. Bei dem Ausbruch eines Kampfes zwischen beiden schwarzen Völkern hatte der Repräsentant der englischen Regierung, Mr. Palgrave, begonnene Schutzverhandlungen schleunigst abbrechen müssen und war unverrichteter Sache nach Capetown zurückgeflohen. Dies veranlaßte Lüderitz, selbstständig vorzugehen. Er schickte eine Expedition von sieben Bergbausachverständigen nach Angra Pequena, die am 1. Mai 1883 in der Missionsstation von Bethanien vom Häuptling Fredericks für Lüderitz für 100 £ und 200 Gewehre einen Grundbesitz von fünf Quadratmeilen kauften. Im August desselben Jahres wurde dann noch für 500 Pfund

in Gold und sechzig englische Gewehre ein Landstrich zwanzig Meilen breit an der Küste vom Oranjefluß bis zum 26. Grad südlicher Breite hinzugefügt. England machte jetzt Einwendungen, Lüderitz wandte sich an Bismark um Hülfe und am 24. April 1884 stellte das Deutsche Reich das Lüderitzland bei Angra Pequena unter seinen Schutz.

Die englische Entrüstung verstand der große Kanzler durch Festigkeit und Klarheit abzustillen; Lüderitz hatte sich finanziell sehr engagirt und wenige seiner Hoffnungen erfüllt gefunden, sodaß es ihm genehm war, seine Rechte unter Genehmigung der deutschen Reichsregierung den 13. April 1885 an die deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika für 300,000 Mark etc. abzutreten.

Bei der Besitzergreifung des Schutzgebietes durch das Reich hatte Nachtigal durch Ueberanstrengung hier den Grund zu seiner Krankheit gelegt, die ihn viel zu früh für sein segensreiches Wirken auf der Heimfahrt tückisch dahinraffte.

Der Reichscommissar Dr. Göring schloß durch Verträge das ganze Hereroland und Groß-Namaland mit in das Schutzgebiet ein. Außerdem war man unentwegt bestrebt, durch neue Verhandlungen und Abschlüsse das Land zu erweitern und zu arrondiren. Lüderitz machte im October 1886, von Angra-

Pequena aus, mit einem Segelkutter eine Recognoscirungsfahrt in der Nähe der Oranje-Mündung und ist seither verschollen — wahrscheinlich in der so viele Opfer fordernden Brandung umgekommen. Möge das Wirken dieses Mannes in seiner Opferfreudigkeit, Hoffnungen und Täuschungen, wie seinem beklagenswerthen Ende, nicht das Sinnbild der von ihm angeregten Kolonie werden. Ein Lorbeer seinem Andenken.

Wer hier hergeht, prüfe zuerst, ob seine Gesundheit und sein Charakter Festigkeit genug besitzen, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die hier die Natur und die Menschen entgegenstellen. Redliche Arbeit erwarte ihren Erfolg wie zu Hause, aber nicht mühelose Goldfunde und geschenkte Reichthümer. Für diejenigen, die der Sportpassion hierher folgen, sei nur erwähnt, daß Wildreichthum nicht an den Küstendistrikten liegt und sich nicht annähernd mehr so zeigt, wie ihn Anderson und Livingstone beschreiben. Die Elephanten haben sich von der Westküste sogar bis zum Zambese zurückgezogen und bilden mit den Flußpferden, den Giraffen und Straußen Jagdmonopole der Häuptlinge, die sich schon recht reichlich dafür entschädigen lassen. Außerdem bedenke man, welchen Zufälligkeiten solche kostbare Jagdpartie im Ochsenwagen zwischen Rinderpest und sich feindlich befehdenden Stämmen unterworfen ist. Je mehr man diesen Fragen

näher tritt, desto mehr steigert sich die Bewunderung für alle jene Pioniere der Civilisation, die der Wissenschaft und dem Verkehr, mit Aufopferung ihrer selbst, neue Wege gebahnt haben Unterschätzen wir aber auch nicht ihren Werth, wenn wir sie einmal bei angesteckten Lampen im Frack und weißer Cravatte begegnen —, sie gingen auch öfter anders.

Der Etat für das südwestafrikanische Schutzgebiet weist bei einer Gesammtausgabe von 1,727,000 Mark eine Einnahme von 27,000 Mark auf. Das Deficit muß vom Reiche gedeckt werden. Gold ist noch nicht gefunden worden, aber es ist der Regierung gelungen, der englischen Damaraland-Company das am Cap Croß gelegene Guanolager auf zehn Jahre für 100,000 Mark zu verpachten.

Infolge der Heuschreckenplage war der Getreideexport von sieben Millionen Kilo auf eine Million zurückgegangen. Britisch Betschuanenland ist in die Cap-Zoll-Union aufgenommen, unserem Südwestafrika-Handel zu Lande eine chinesische Mauer bereitend.

In der allgemeinen ununterrichteten Masse ist jeder Bewohner des südlichen Afrika ein Hottentotte. Das ist zwar sehr bequem und auch nicht wahr, aber erst in der letzten Zeit fängt man an, der Erkennung dieses Volkes näher zu treten. Auf den ägyptischen Völkerdarstellungen aus den Kriegen des großen

Ramses will man neben der Darstellung der Aethiopier Typen finden, die den Hottentotten anzupassen berechtigt seien. Sprachliche Forschungen haben nun ergeben, daß die Möglichkeit einer Verwandtschaft mit den Völkern vorhanden ist, die aus bisher unbekannten Gründen ihre Wohnsitze am oberen Nil aufgaben und meistens dem Wanderdrange nach Westen gefolgt sind. Man vermuthet, die Hottentotten hätten sich nach dem Süden gewendet und vielleicht erst am Zambese einen längeren Halt gemacht, ehe sie bis zum Cap vorgedrungen seien. Sie verdrängten hier den Stamm der sogenannten Berg-Damara, die hier als Ureinwohner angesehen werden und auf außerordentlich niedriger Culturstufe standen, so daß sie selbst von den Hottentotten für Geschwister der Paviane angesehen werden.

Noch heute finden sich wenig zahlreiche Damaragruppen, scheu in unwirthliche Schluchten versprengt, eine Existenz führend, die sich nur mit dem Leben der Andamanen oder der aussterbenden Race der Urbevölkerung der Sundainseln vergleichen läßt. Es deutet dieser Gedanke auf den früher wahrscheinlichen Continent hin, der Madagaskar mit Java verband.

Die massenhafte Ueberflutung des Caplandes durch weiße Colonisten Anfang des 17. Jahrhunderts wurde den Hottentotten aber verderblich, die ihnen

ihre Viehheerden und Weideplätze streitig machten, sie in fortdauernden Kämpfen decimirten und ihnen durch Vermischung in der Race der Bastarde selbst die größesten Feinde schufen. Zweihundert Jahre so gepreßt, entschlossen sie sich Anfang dieses Jahrhunderts, den Weißen Raum zu geben, und wanderten, arg geschwächt und sehr verarmt, von der Westküste nördlich über den Oranjefluß bis zur Walfischbay.

Hier stießen sie zum zweiten Male verhängnißvoll mit den Ovaherero-Negern zusammen, was nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung unserer Südwestafrika-Kolonie geblieben ist.

Forscher haben in den Anfangsentwickelungen dieser Völker eine Verwandtschaft mit den Polynesiern finden wollen. Ich möchte den Schluß aber umkehren und hier auch die Frage gar nicht einmal erörtern, ob vielleicht die Polynesier mit dem großen Volk der Bantuneger in irgend eine Beziehung zu bringen sind. Soviel aber läßt sich erkennen, daß diese Bantuneger, zu denen die Ovaherero auch gehören, aus dem Osten sich in verschiedenen Strahlen in Bewegung gesetzt haben, vor sich alles vernichtend oder sich zwischen die Stämme schiebend, heute noch als die dominirende Negerrace erkannt werden muß. Die Ovaherero drängten am Zambese die Hottentotten aus ihren Weideplätzen südlich nach dem Capland

und folgten selbst der Richtung des Wendekreises bis zum Atlantischen Ocean.

Dort im Norden unserer Colonien drängten die Herero das Volk der Owambo gegen den Kunenefluß, sodaß wir in der Colonie nunmehr mit diesen drei Völkern, aber unzähligen Stämmen zu rechnen haben. Der Name Hottentott ist ein Spottname, den holländische Bauern vor 200 Jahren erfunden haben, um linkisches, unbeholfenes Wesen anzudeuten. Herero heißt Lanze.

Je nach ihrer Beschäftigung oder ihrem Besitz nennen sie sich Assagai-, Ochsen-, oder Bettelhereros. Ihr ganzes Denken und Fühlen ist auf den Besitz der meisten Ochsen gerichtet, um sich durch den Reichthum Ansehen, Macht und Einfluß zu schaffen. Man nimmt an, daß in der Colonie 100,000 Ovaherero leben. Zwischen Hottentotten und Hereros kam es zu Grenzstreitigkeiten. Erstere verbanden sich mit ihren Stammesnachbaren im Groß-Namalande unter Jonker Afrikaner und warfen etwa 1848 die Hereros nieder. 1861 aber starb Jonker Afrikaner, die Hereros befreiten sich und für zehn Jahre und mehr war Brandfackel und Kriegsnoth zwischen beiden Völkern an der Tagesordnung; Menschen und Vieh gingen zu Grunde. In dieser Zeit der Unruhe und Unsicherheit riefen angesiedelte Deutsche schon damals um Schutz, doch vergeblich. Jede neue Jahreszeit

brachte neue Kämpfe und meist neue empfindliche Verluste für die Hottentotten. Ihr Häuptling Moses Witboy ersehnte den Frieden. In einem Streit um Ochsenbeute aber trennte sich sein kühner, abenteuerlich angelegter Sohn Hendrik Witboy, bildete auf eigene Faust eine Art Räuberbande und erjagte sich Vieh und Beute von den Hereros, wo er es nur irgend vermochte. Diese Ueberfälle wurden gefährlicher, als er nach dem Tode seines Vaters 1887 Häuptling geworden war. Es lag etwas Phantastisch-Romantisches in diesem Hottentottenhelden, Viehdieb und Räuberhauptmann. Meuchelmord, Ueberfälle, Rachezüge setzten das ganze Land in Schrecken und Erregung. Missionshäuser wurden geplündert und Kirchen in Brand gesteckt. Dabei hielt Hendrik Andachten ab, ließ zum Harmonium geistliche Lieder spielen, verbot den Genuß geistiger Getränke und schädigte die Ordnung und Sicherheit im Lande, daß der Schutzherrschaft es nunmehr oblag, einzugreifen. Im Sommer 1892 überfiel daher der Hauptmann von François mit 300 Mann der Schutztruppe nächtlicherweile Hendrik Witboy in der Veste Hornkranz und richtete ein strafendes Blutbad an. Unglücklicherweise aber hatten sich dabei die Gefährten Witboy's mit ihm selbst unbeschädigt aus dem Staube gemacht. Der Ueberfall aber war nunmehr die erklärliche Veranlassung, daß der Guerillakrieg

nicht nur gegen die Herero, sondern gegen alles Reichsschutzbefohlene: Colonialbesitz, Verwaltung und Schutztruppe, gerichtet wurde, wo und wann es nur möglich war.

Im vorigen Jahr wurde nun Major Leutwein zuerst als Commandeur der verstärkten Schutztruppe in die Colonie gesendet und entfaltete eine so segensreiche Wirksamkeit, daß Vertrauen und Sicherheit bald zurückkehrten. Abgelehnte Friedensverhandlungen zwangen den Major in Naauw-Kloof durch Angriff und Sturm die Macht Witboy's zu zerschellen, der nunmehr zum Einsehen gekommen zu sein scheint, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht ist. Major Müller hat mittlerweile als Commandeur die Schutztruppe übernommen und Major Leutwein ist Landeshauptmann der Colonie geworden. —

O Wanderer, was wird aus dir, wenn der „Nautilus" nicht kommt, oder was wird aus den Vorräthen deiner Freunde, wenn er zu lange ausbleibt: denn nur alle vier Wochen erscheint dies Seeungeheuer, um die Verbindung mit der Capstadt herzustellen. Merke dir auch genau, was du erlebtest, denn dies liebe Schiffchen thut alles Erdenkliche, um alle Eindrücke von vielen Wochen durcheinander zu schütteln. Mir scheint, der glücklichste Tag eines Afrikareisenden ist der, an welchem er den dunklen Erdtheil verläßt.

Obgleich es nicht in meiner Sphäre und auch kaum in der des geehrten Lesers liegt, möchte ich der Vollständigkeit wegen noch zweier Punkte erwähnen, die in den Bereich Afrikas gerechnet werden.

Die Insel

Ascension

ist die steile Kuppe eines Kegels recht alten Ursprungs, der ein paar hundert Fuß über den Wasserspiegel hinaus ragt Ein paar Dutzend Menschen nennen die wenigen Häuser, die sie bewohnen, Georgetown, finden kaum Platz, sich in ihrem Vaterlande zu bewegen und leben dem Fischfang und der Langeweile.

Dicht neben der Insel hat die Natur sich gefallen, einen umbrandeten Felsblock tunnelartig zu durchbrechen. Vielleicht ist dies Schaustück und das Spiel der Wellen der Grund, daß sich hier nicht allein Hunderttausende von Vögeln, sondern auch merkwürdigerweise Tausende von Riesenschildkröten dort beschaulich versammeln.

Von

St. Helena

würde man vielleicht nur dasselbe sagen, wenn nicht die Nemesis gewollt hätte, an Völkern hier die Verbrechen zu sühnen, die so viel Elend, so viel Glanz und Ruhm unserem Jahrhundert aufgedrückt haben. Alexander der Große starb als er 31 Jahr alt geworden war, und bis zum heutigen Tag erkennen wir in seinem genialen Siegeszug nach Indien das erste Glied der die Welt umspannenden Kette der Civilisation. Der Erfolg war seine Größe. Napoleon begann die kurze Laufbahn seines Ruhmes, 31 Jahr alt, mit dem Feldzug nach Aegypten. Er brutalisirte nicht allein seine Feinde, sondern noch viel mehr das Land, in dem er sich als Herrscher aufgeworfen hatte. Kein Franzose hätte an das eigene Vaterland die Anforderungen stellen können, die der fremde Corse mit kalter Grausamkeit gefordert hat. Die Verbannung nach St. Helena war die Vergeltung, die Sühne. Das Verhängniß, das diesen gewaltigen Mann hier noch sechs Jahre dulden ließ, um ihn der Welt unschädlich zu machen, hat die Insel überhaupt nur bekannt

gemacht. Man darf Hudson Lowe nicht die Anerkennung versagen, diesen unsympathischsten Ort ausgesucht zu haben, der kaum Seinesgleichen hat. In einem Thaleinschnitt, nur durch die tosende Brandung zu erreichen, liegt ein jämmerlicher Hafenplatz Jamestown. Auf steiler Felsentreppe erklimmt man mühsam den Felsenkegel und erreicht erst nach zwei Stunden Longwood. Das Haus, in welchem Napoleon lebte und starb, ist seiner Zeit auf Befehl der Königin von England abgebrochen und als Geschenk an den Kaiser Napoleon III. nach Paris geschafft worden. Der Leichnam wurde 1840 unter Louis Philipp mit großem Pomp abgeholt und im Dom der Invaliden in Paris beigesetzt. Das abgebrochene Haus in Longwood ist dort durch ein ähnliches ersetzt. Ein paar Invaliden, vielleicht mit etwas weniger Erinnerungen wie der große Kaiser, sind durch Auszeichnung genöthigt, hier ein beschauliches Leben zu führen. Die Engländer thun sich unverständlich wichtig auf St. Helena; die Zahl der hier aufgestapelten alten Geschütze ist so groß, daß man ganz Afrika damit vertheidigen könnte, was dieselben aber auf St. Helena sollen, ist nicht recht verständlich.

Die Bevölkerung der Insel ist auch erst neueren Datums und besteht zur Hälfte aus befreiten Negersklaven. Da aber auch fast alle anderen Racen ihren

Beitrag zur Kreuzung gegeben haben, ist daraus eine eigenthümliche Mischrace entstanden, die außer hübschen Augen alle übeln Seiten anderer Nationen in sich vereinigt. In der Capstadt wird man bald damit bekannt, da auf der Insel der Drang sich ausgebildet hat, dorthin in Dienst zu gehen.

Wenn man lange auf dem Wasser fährt, bleibt es nicht aus, daß man sich allerhand, auch nasse Gedanken macht. Untersuchungen und Tiefmessungen haben herausgestellt, daß fast genau die Profile der Gebirgspartien auf der Erde mit der Meerestiefe correspondiren. Im Himalaya erheben sich die Höhen bis nahe zu 30,000 Fuß, die bedeutendste Meerestiefe aber, welche bisher gemessen ist, beträgt ebenfalls gegen 30,000 Fuß und liegt zwischen St. Helena und dem Festland von Afrika. Gleiche Tiefen sind auch an den Bermudainseln und auch südlich von Japan gefunden. Zweidrittel der Erdoberfläche ist mit Wasser bedeckt, und wenn man das ganze Erdreich, überhaupt alles, was aus dem Wasser hervorragt, ins Meer würfe, würde man noch nicht einmal damit den Atlantischen Ocean ausfüllen. Die Messungen haben im Grunde des Atlantischen Oceans von Island bis zum Cap der guten Hoffnung einen S-förmigen Gebirgsrücken mit Querthälern, Gipfeln, Vulkanen, öden Strecken und auch solchen mit reicher Vegetation ergeben. Die Wärme des Wassers ist dem Einfluß

der Sonnenwärme auf die Oberfläche zuzuschreiben und hat nicht viel zu bedeuten, denn die Steigerung des Kältegrades nimmt nach der Tiefe schnell zu. Da, wo das Meerwasser nicht in dem natürlichen Kältegrad gefunden wird, findet man die Ursachen in den unterseeischen Gebirgsrücken oder Barren, welche die untere kalte Strömung aufhalten und nur der oberen warmen die Weiterbewegung gestatten. So liegt z. B. südlich der Mündung des Amazonenstromes eine Barre, die der kalten Strömung vom südlichen Eismeer her Einhalt gebietet und dem warmen Golfstrom aus der Gegend von Westindien her volle Entfaltung gestattet. Ein solcher Querriegel, von Westen nach Osten gerichtet, stößt bei Angra-Pequena gegen das Festland von Afrika, hält dort den kalten unteren Strom aus dem Eismeer fest und steigert dadurch die Hitze an der äquatorialen Westküste Afrikas über das ihr sonst natürlich zukommende Maß. Zwischen Gibraltar und Tanger liegt die das Mittelmeer gegen die atlantische Einströmung absperrende Barre in einer Tiefe von 80 Metern. Dieselbe hält dort auch den kälteren Zufluß zurück und borgt uns im Winter an der Riviera ein milderes Klima, als es uns sonst dort zukäme. Die Meerestiefen nach und im südlichen Eismeer sind verhältnißmäßig so geringe, daß wir durch irgend einen leichtsinnigen Seereisenden dort immer auf die Entdeckung

eines neuen Continents gefaßt sein müssen. Die abnormen Verhältnisse Australiens sollen im nächsten Bande angedeutet werden.

Sehr interessant sind die Beobachtungen über Licht und Wasserdruck. Das Sonnenlicht durchdringt die Wassermasse nur bis zur Tiefe von 2—300 Metern. Das organische Leben von Pflanzen und Thieren hat dann mit wenigen Ausnahmen sein Ende erreicht, aber gerade diese Ausnahmen sind es, die unser Interesse oft so in Anspruch nehmen, daß wir darüber das Nächste zu sehen vergessen. Fische mit eigner Leuchtkraft dringen dann noch tiefer in die ewige Nacht hinunter, Nahrung suchend, werden durch ihre Helligkeit aber selbst Beute stärkerer Thiere.

Der allgemeine Salzgehalt des Meerwassers ist durchaus nicht überall in gleichem Procentsatz vertheilt und was noch wunderbarer ist, die Oberfläche des Meeres ist auch nicht mal überall ausgeglichen. So befindet sich z. B. südlich der schwedischen Küste bei Carlscrona eine unerklärliche Senkung der Meeresoberfläche, für die man keine genügende Erklärung hat. Die Dichtigkeit des Wassers wächst mit der Tiefe, so daß ein Cubikmeter Wasser, von der Oberfläche in eine Tiefe von 1000 Fuß heruntergebracht, nur den siebenten Theil eines Cubikmeters einnehmen würde. Holzstücke werden in dieser Tiefe schon so zusammengepreßt, daß sie die Fähigkeit, auf der

Oberfläche zu schwimmen, bereits verloren haben. Taucher, welchen es gelingt, die Tiefe von 80 Metern zu erreichen, sind nur im Stande, wenige Minuten dort auszuhalten, und wer sein Brod sich nicht als Schwammtaucher erwerben muß, suche sich lieber einen anderen Erwerbszweig. Mensch, versuche die Götter nicht, da unten ist's fürchterlich! Da ich nun mal beim Dichten angekommen bin, muß ich hier das Verschen wiedergeben, das ich 50 Jahre hindurch stets beim Erscheinen der neuen Rangliste eingeschrieben habe: Verschieden ist des Lebens Lauf — oft frißt ein Thier das andre auf!

In den Meerestiefen ist dies nun von der Natur in großartigem Maßstabe eingerichtet und einige feinfühlige Sekten und Vegetarianer brauchen sich keine Vorwürfe daraus zu machen, wenn sie auch mal Schöpsenbraten essen. Die Wissenschaft und Erkenntniß des Lebens im Meere ist verhältnißmäßig neu und noch ziemlich unvollständig, hat aber schon die merkwürdigsten Resultate ergeben. Man denke sich nur, wie unvollkommen und unvollständig noch alles für das Studium ist Wenn von einem Schiff auf der Seefahrt ein Schleppnetz ausgeworfen wird und eine Hand voll Meeresgrund zur mikroskopischen Untersuchung mit heraufbringt, das ist ebenso, als ob aus einem Luftballon an tausend Fuß langer Leine einige Minuten ein Sack über den Erdboden

hingezogen würde und man macht nun in der Untersuchung der Sangrudera Schlüsse über das Land, über das man hinweg geflogen ist. Man weiß ja schon ziemlich viel darüber, ganz sicher aber weiß man, daß unser Wissen darüber Stückwerk ist. Wir brauchen deshalb nicht undankbar gegen das zu sein, was uns Häkel, Darwin, Huxley und Voigt gelehrt haben. Neueste Untersuchungen haben im Wasser eine so reiche Fülle organischen Lebens ergeben, daß man annimmt, daß der Ertrag der Ausnutzung von drei Quadratruthen Wasserfläche ebenso reich sein kann, wie die von einer Quadratruthe Wiesenfläche auf dem Lande. Die Untersuchung dieser Wassermasse hat die merkwürdigsten Resultate ergeben. Es finden sich z. B. in einem Cubikcentimeter Schlamm 116,000 mikroskopische Schalthiere, die nur zur Nahrung anderer Thiere da zu sein scheinen. Die Wassermasse würde sich z. B. schon durch die phosphorescirenden Thierchen verdicken, die täglich sich in einer neuen Generation vermehren, wenn sie nicht nothwendiger Weise aufgefressen würden. Jedes Wasserlebewesen hat vermöge der Stärke seiner Bauart oder inneren Einrichtung eine bestimmte Schicht im Wasser, wo es sich wohl befindet. Sein Feind aber, dem es zur Nahrung dient, ist anders construirt, geht aus culinarischen und Nahrungssorgen in die Schicht, wo er seine Delikatessen findet,

wird aber dort mehr durch die Wassermasse gepreßt, als es seiner Constitution gut ist. Nach einiger Zeit also muß das Thier, wie der Taucher, wieder in sein Element zurück, wodurch die Natur dem zum Futter ausersehenen Opfer eine gewisse Möglichkeit giebt, sich zu retten. Es ist diese Einrichtung fast im ganzen Thierleben: das Reh tritt um vier Uhr aus dem Wald ins Feld, der Hase hat von fünf bis sechs Zeit, sich im Kohl zu stärken, um sechs aber kommt der Fuchs, der dem Hasen ans Leder will. Etwaige Gemüthsbewegungen deckt dann die Nacht zu.

Ich mache den geehrten Leser darauf aufmerksam, daß ich nicht von der Seeschlange geredet habe, sollte ich ihrer aber habhaft werden, würde ich sie als guter Berliner, wie den ersten Maikäfer, sofort an die Redaktion der „Vossischen Zeitung" schicken.

Schon das tägliche Einerlei nöthigt einen braven Landwehrmann, bei einer Seefahrt sich mit einer Masse Sachen zu beschäftigen, die ihn gar nichts angehen. Recherchen beim Zahlmeister und beim Packmeister haben mich immer staunen lassen, was in solchem Schiffsbauch alles eingepfropft wird; was alles nöthig ist, um das Schiff selbst zu erhalten, die Maschine zu heizen und zu tränken; was natürlich mit Seewasser nicht möglich ist. Täglich dreimal müssen alle Personen genährt werden und dreimal am Tage kehrt sich der Magen des Seeopfers im eigenen

Leibe um und um. Nicht etwa aus Hunger, sondern in dem Augenblick, wo es zum Speisen läutet. In dem Augenblick treten alle Erinnerungen an die täglichen gesalzenen Fleische, Kurry, Mixed pickles, Salamis und todten Fische vor die Seele, die schon Columbus die ganze Entdeckung Amerikas verleidet haben müssen. Die angenehmste Zerstreuung bei Tisch bleibt die, daß die Menschen, die den ganzen Tag wie Möbelpolirer herumgelungert haben, sich in Frack und weißer Cravatte fürchterlich vornehm vorkommen. Das Schiff hat so unmotivirt bösartige Bewegungen, daß man auf die Dauer nur mühsam lesen oder gar schreiben kann und da ich weder rauche noch an whisky and Soda gewöhnt bin, muß ich mich mit anderen Sachen unterhalten. Im Salon wird Karte gespielt und jedesmal, wenn ein Stich gemacht, wird ein unartikulirtes Jubelgeschrei erhoben, daß man denkt, es sei Jemand über Bord gefallen.

Am frühen Morgen, wenn der Schlaf am süßesten, beginnt ein barfüßiger Indianertanz mit Schrubbern und Wasserstürzen und der wichtigsten lauten Unterhaltung, daß die Ruhe und der Frieden beendet sind. Um 1/2 9 müssen auch schon getrocknete Fische gegessen werden. Und so jagt ein Scherz den andern. Um 12 Uhr wird die Mittagshöhe der Sonne genommen, Zeit und Schnelligkeit der Fahrt eingetragen und, wenn das Wetter schlechter werden

will, der Barometer fortgehängt. Wenn gelogt wird, steht alles sehr sachverständig dabei und redet in einmarinirten Kunstausdrücken.

Log-Schiff ist ein Brettchen in Form eines Sectors. Am Bogen des Sectors ist Blei befestigt, so daß das Log-Schiff, wenn es ins Meer geworfen wird, aufrecht mit der Spitze nach oben sich im Wasserspiegel hält. Die Befestigung der Leine ist derart, daß ersteres seine ganze Fläche dem Wasser entgegenstellt und, wenn es über Bord geworfen wird, auf derselben Stelle beharrt. Nach beendigter Loggung löst sich auf einen Ruck an der Leine ein Stöpsel aus und das Log-Schiff wirft sich mit der Spitze nach vorn platt auf das Wasser, so daß es leicht eingeholt werden kann Die Logleine ist das eigentliche Maß. Dieselbe besteht aus einem Vorläufer von zehn Faden (1 Faden = 10 Fuß) und der Meßleine. Letztere ist in Abständen von $3^1/_2$ Faden mit Marken, sogenannten Knoten, versehen und entspricht jeder Knoten einer Seemeile (4 Seemeilen = 1 geographische Meile).

Das Logglas ist eine Sanduhr, welche sich in 14 Sekunden entleert und dieser Zeitraum entspricht wie die Länge des Knotens einer Seemeile — einer Stunde. Man sieht also beim Loggen aus der ausgelaufenen Knotenzahl während der Entleerung des Sandglases die Anzahl Seemeilen, welche das Schiff während einer Stunde sich fortbewegt und sagt dann

in der Seemannssprache: Das Schiff läuft so und so viel Knoten. Ein Admirable könnte das nicht klarer sagen; ich muß aber zu schwatzen aufhören, muß meine Siebensachen zusammenpacken und mich vorbereiten, in Capstadt das Schiff zu verlassen. Zum Abschied thut es sich an dieser zugigen Ecke mit Tanzen noch eine Güte an. Meinetwegen, ich will nun doch eine Weile wieder Landratte spielen.

Capland.

Es muß ein großer gewaltiger Umschwung aller Verhältnisse gewesen sein, als die Entdeckungen der neuen Welt den Völkern in Europa einen nie geahnten Anstoß gab. Der unermeßliche Raum auf der Erde schrumpfte zusammen, Zweck und Ziel waren näher gerückt, die Bedürfnisse und Anschauungen wandelten romantischen Sinn in Streben nach Besitz und Macht, für den Einzelnen und auch für die sociale Gemeinschaft. Der Wunsch, die Habgier, die Jagd nach dem Glück verdrängen den Troubadour, gebären den Materialismus.

Der hohe Geist Heinrich des Seefahrers war in die Zeit gedrungen und ließ neues Streben und

Schaffen erwachsen. 400 Jahre sind es nunmehr, daß Bartholomäus Diaz die Südspitze Afrikas umfuhr. Er nannte sie das Cap der Stürme, der König Johann II. von Portugal taufte es das Cap der guten Hoffnung, sandte zehn Jahre später 1497 Vasco da Gama aus, der auf demselben Wege ein Jahr darauf bis Calcutta vordrang. Jahrhundertelang beschränkten sich die Portugiesen auf kleinlichen lokalen Raubabbau dieser Hafenstationen und Begünstigung einiger Missionen, deren Einfluß kaum bemerkbar wurde. Die „gute Hoffnung" beginnt erst neuerdings sich erfüllen zu wollen — Glück auf!

Die socialen Veränderungen der Reformation und der Religionskriege ließen in Frankreich und Deutschland, vorzugsweise aber in Holland, Elemente aus den Bauernkreisen, die in ihrem Drang nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sich in der Heimat beschränkt fühlten, ihre Hoffnungen ins Ausland tragen. Im Capland gedieh die Viehzucht wie von selbst. Große Bodenflächen kosteten fast nichts — man brauchte sie nur zu nehmen, und so war es sehr erklärlich, wenn Anfang des 17. Jahrhunderts eine große Einwanderung ins Capland erfolgte. Es bildete sich die Holländisch-Ostindische Compagnie, welche die Caplandbesiedelung organisirte. Das erste Oberhaupt war van Ribeck. Er vertheilte die Grundflächen, ließ Sämereien kommen, pflanzte die Rebe

an und da das alles nicht ohne Streit mit den umwohnenden Hottentotten ablief, vereinigte er den streitbaren Theil der Bauern (holländisch Buren) zu einer Schutztruppe. Die Härte der Verwaltung der Holländischen Compagnie veranlaßte einen kleinen Theil der Ansiedler, ihr Heil tiefer im Lande auf eigene Faust zu suchen. Sie machten ihren ersten Treck. Widerstrebende Hottentotten wurden wie schädliche Thiere ausgerottet. Vor 100 Jahren waren die Buren bis auf 10,000 angewachsen.

In dieser Zeit beabsichtigte eine englische Flotte Capland zu überrumpeln. Die Portugiesen riefen aber die Franzosen zu Hülfe, die durch einen Sieg an den Capverdeschen Inseln noch rechtzeitig Hülfe brachten. Die Compagnie war in Schulden gerathen, England hatte sich ihrer Besitzungen in Indien bemächtigt und versuchte es 1795 aufs Neue am Cap. Die holländische Flotte wurde gekapert und das Land von den Engländern besetzt. Sie richteten sich für die Dauer ein, verwendeten an 40 Millionen Mark dazu, hoben den Export schon auf 2,000,000 Mark, mußten aber 1802 im Frieden von Amiens das Land wieder zurückgeben.

1806 erschienen die Engländer aufs Neue am Cap und besetzten gewaltsam die holländischen Plätze. In einem zweifelhaften Vergleich zahlten sie fünfzig Millionen Mark an die Holländer. Bis auf den

heutigen Tag hat sich der Gegensatz der Buren gegen die Engländer erhalten, es kann aber nicht geleugnet werden, daß Handel und Wandel, Industrie und Verkehr wesentlich durch das britische Element gefördert werden. Die Hottentotten waren zerschmettert, den ausgewanderten Rest haben wir bei Angra Pequena wiedergefunden. In der Südostecke leben die Kaffern, ein überaus kräftiger Volksstamm in fester Organisation, von denen ich noch weiterhin reden werde. Bei der großen Völkerschiebung der Bantu-Herero aus dem Norden her wurde ein Theil der Zulus in den Seenbezirk von Deutsch-Ostafrika gedrückt, wo sie (die Wahehe) bis zur Stunde noch mit Vorsicht behandelt werden müssen. Ein anderer Theil wurde über den Zambese nach Süden geschoben und sind die Kaffern des Caplandes. Als Puffer zwischen den Hereros und den Buren standen damals die Hottentotten und die Bastarde, sowie die Buschleute Die drei letzten Stämme sind in der Reibung fast vernichtet worden und der Repetirkarabiner hat auch den Hereros und Kaffern friedlichere Gesinnungen aufgenöthigt. Die Aufhebung der Sklaverei seitens des britischen Gouvernements schädigte und erbitterte die Buren aufs Neue und infolgedessen „treekte" ein großer Theil 1835 nach Norden über den Oranjefluß, um ihre Unabhängigkeit zu wahren Die Engländer aber wollten ihnen das Recht der freien Bewegung

nicht zuerkennen. Der Gouverneur Maitland in seiner Residenz Bloemfontain wollte mit Gewalt die alte Ordnung herstellen. Die Buren hätten sich beugen müssen, doch ihr Führer Pretorius zog mit ihnen aus dem Bereich der Briten weiter nach Norden über die Vaal und gründete dort 1848 die Transvaal-Republik als neues Reich.

Auch die Buren, die nicht die Vaal mit überschritten hatten, suchten ihre Unabhängigkeit, so gut wie es eben ging, durchzusetzen. Dies wäre nun unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht möglich gewesen, wenn nicht um diese Zeit der größeste Zerstörer britischer Gesammtkraft, der Dichter Gladstone, seinen Träumereien Geltung verschafft hätte. 1854 wurde für die Cap-Colonie ein eigenes Parlament eröffnet und zugleich die Südafrikanische Transvaal-Republik und auch der Oranje-Freistaat feierlichst anerkannt. Mit Uebergehung von inneren Zänkereien berühre ich noch, daß Ende der 60er Jahre die Basuto-Stämme besiegt wurden und ihr Land zur Hälfte der Republik, zur andern der britischen Colonie anheimfiel. Ein Anspruch der Transvaal-Republik auf den ihr zunächst liegenden Hafen in der Delagoabay wurde von den Portugiesen zurückgewiesen; der Bau der Eisenbahn von Pretoria nach Laurenzo Marques, dessen Vollendung vor wenigen Monaten feierlich begangen wurde, leitet nun aber den ganzen Handel

der Republiken dorthin und entgeht derselbe hierdurch den üblichen Plackereien der britischen Behörden.

Im Jahre 1876 begann der bekannte Kaffern-aufstand und nahm Dimensionen an, denen Transvaal nicht gewachsen schien. Zuerst schürte ihn England, um die Buren zu schädigen, und erreichte auch seinen Zweck, indem nach einer sehr beeinflußten Abstimmung 1877 die Republik wieder der britischen Cap-Colonie einverleibt wurde. Der Kaffernaufstand nahm aber eine große Verbreitung an. Außer dem Zulukönig Ketschowayo war der gefürchtete Secucuni und die Swazi unter Waffen. Da außerdem noch vier oder fünf bedeutende Stämme den Kriegspfad betraten, wäre es den Engländern kaum möglich gewesen, die Oberhand zu behalten, wenn nicht Ketschowayo unthätig in Ulundi gesessen hätte, weil seine Stammesgenossen ihn nicht zum Führer gewählt hatten. In einem der kleinen Gefechte in den Isandhlwanabergen blieb der Prinz Napoleon und mit ihm sanken die Hoffnungen der französischen Imperialisten ins Grab. Dieses traurige und ganz unnöthige Ereigniß stärkte die französische Republik mehr als zehn gewonnene Schlachten. Den Imperialisten war das Idol zerbrochen, der Cultus verlor sich in dem Wechsel der Tage und einer nach dem andern, in der Gloire erwachsen, ließ sich willenlos ins republikanische Lager herüberziehen.

Der armen, beklagenswerthen Kaiserin Eugenie blieb nur noch die Pilgerfahrt nach St. Helena und der Steppe in den Isandhlwanabergen, dann schloß das Jahrhundert das wunderbare Buch der Geschichte der Napoleoniden.

Von Ketschowayo rührt der bezeichnende Ausspruch über die Colonien in Afrika her, der bei allen Entdeckungen und Besitzergreifungen seine Geltung findet: Erst kommt Kaufmann, dann Missionair — dann bum-bum!

Man hatte endlich die Kaffern niedergeworfen, Ketschowayo in Capetown internirt, das Reich der Zulus in ein Dutzend kleine Abtheilungen zersplittert und so halbwegs den Frieden hergestellt. Mittlerweile war in Transvaal ein heftiger Rückschlag der Anschauungen über die Einverleibung eingetreten. Krüger stellte sich an die Spitze der Bewegung. Das Land griff zu den Waffen und der Kampf mit den Engländern entbrannte aufs Neue. Bei wechselndem Glück wurde auf beiden Seiten mit Eifer gefochten, doch schien es, als ob die Kräfte der Transvaaler ihr Ende erreicht hätten. In diesem Augenblick wollte die Vorsehung, daß der gute Gladdy wieder einmal die Politik Englands zu leiten bekam. Sein erstes Stückchen war das Telegramm an den Gouverneur von Capland: Wir haben den Buren Unrecht gethan, Krieg einstellen, die Republik Transvaal aufs Neue anerkennen!

Die Cap-Colonie ist fast mit Californien zu vergleichen. Vier Jahrhunderte in Ringen und Kämpfen hatten hier nicht mehr als 120,000 Weiße hergebracht und die gedeihliche Entwickelung wollte immer noch keine bestimmten Formen annehmen. Da fand man Gold und Diamanten und die nächsten 20 Jahre reichten hin, die Bevölkerungszahl der Weißen auf das Vierfache zu steigern.

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! Ach wir Armen!

seufzt Gretchen und sieht im Geist sich im Schmuck schon am Hofe glänzen.

Es war eine Völkerwanderung und Jagd nach dem Glück. Jeder Einzelne mit der Hacke in der Hand und zahllos concessionirte Gesellschaften arbeiteten darauf los, und als die Diamanten gefunden wurden, stürzten sich gleich Tausende auf einmal ins fremde Land, um mit einem Schlage reich zu werden. Auf den Feldern bei Hopetown fand 1867 ein Mr. O. Reilly einen gelblichen 21 Karat schweren Diamant, der von Sir P. Wodehouse in London mit 10,000 Mark bezahlt wurde. Ein Van Niekerk sah bei einem Griquahäuptling einen über 80 Karat schweren, ungeschliffenen Stein und erwarb ihn für 2 Pferde, 12 Ochsen und 500 Schafe.

Beim Schleifen verlor er die Hälfte seiner Substanz und wurde vom Earl von Dudley mit 200,000 Mark bezahlt. In kürzester Frist hatte sich in Kimberley eine Stadt von 50,000 Einwohnern etablirt, und als man lange Zeit nichts Wesentliches gefunden hatte, zerrann der schöne Traum und es verblieben leider nur viel ruinirte Menschen und Genossenschaften. Die Sache hatte sich mehr diskreditirt als nöthig war und da war es ein genialer junger britischer Postbeamte, der Abhülfe schuf. Cecil Rhodes, der Sohn eines englischen Geistlichen, rechnete gut, war kühn in Speculation und hatte nichts zu verlieren. In wiederholten Anstrengungen gelang es ihm, einen großen Theil der hoffnungslosen concessionirten Gesellschaften in eine einzige zu vereinigen. 94 Millionen Mark betrug der Chek, durch den die neue Gesellschaft der alten die Rechte abkaufte. Er stellte sich an die Spitze dieses Syndikats, regelte die Beziehungen zum europäischen Markte, brachte wieder Vertrauen in die öffentliche Meinung, und stellte so die Ausbeute und Vertrieb auf geordnete Grundlage. Heute ist dieser Mann leitender Premierminister der Cap-Colonie und wird auf ein persönliches Vermögen von 600 Millionen Mark geschätzt.

Der Diamantenreichthum in der ganzen Welt hat sich in den letzten 25 Jahren um 300 Millionen an ungeschnittenen und 600 Millionen an geschnittenen

Steinen vergrößert, wie man annimmt, überhaupt verdoppelt. In Süd-Afrika werden fast gar keine Diamanten geschnitten, sondern meistens in Europa. Amsterdam ist einer der Hauptorte für Schleiferei. In 52 großen und 20 kleineren Schleifereien werden 7500 Menschen beschäftigt. Die größeste Anstalt hat 600 Skaifs oder Drehbänke.

In Antwerpen arbeiten 4000 Schleifer, in London 1000 und ebensoviel in St. Claude im französischen Jura. 100 Arbeiter schleifen in Gent, 100 in Berlin, Hanau hat 9 Betriebe, darunter 2 größere mit 200 Arbeitern, so daß man annehmen kann, daß 16,500 Diamantschleifer ihr Brot verdienen, ohne die Makler und Juweliere.

Im Oranjefreistaat bei Koffyfontein sind in ganz letzter Zeit beachtenswerthe Diamantfunde gemacht worden.

Das Münzbureau in Washington hat festgestellt, daß die Goldproduction des Jahres 1894 in der ganzen Welt einen Werth von 170 Millionen Dollar, d. h. 12 Millionen Dollar mehr als im Jahre 1893 betrage.

Auf die Vereinigten Staaten fallen dabei 43 Millionen Dollar, d. h. 7 Millionen mehr als 1893. Zum großen Theil kommt der Mehrbetrag auf die afrikanischen Goldminen. Die Goldgewinnung in China war zurückgegangen; die sibirische etwas ge-

steigert. Die aufgebauschten Nachrichten aus Australien sind noch nicht recht klar erkennbar. Der von der russischen Regierung nach Buchara geschickte Ingenieur Schaurowsko-Pokrowsky bestätigt die Entdeckung von unerschöpflichen Goldlagern daselbst.

Gegenwärtig sind 41 Millionen Pfund Sterling in Marinekabeln angelegt. In der Atlantik allein kosten sie 15 Millionen Pfund Sterling. Alle Oceankabel bringen nur 1 Procent, nur South African Telegraph Company giebt 5 Procent. In der ganzen Welt ist die Goldförderung stets als im Wachsen begriffen erkannt worden, und da nur ein ganz geringer Theil der Erde daraufhin untersucht worden ist, steht wohl zu erwarten, daß neue Steigerungen stetig sein werden. 1495 war der jährliche Gewinn 7000 Kilo, und heute ist der jährliche Gewinn auf 250,000 Kilo gestiegen. Wohl dem, der dicht dabei steht.

An der Londoner Börse werden die Actien der Südafrikanischen Goldminen unter dem Namen Kaffirs behandelt. Mit den Werthen hat man in der öffentlichen Meinung so wild gespielt, als ob man eine künstliche Unkenntniß darüber hat hüllen wollen. So viel aber ist gewiß, daß in England und auch in Paris große Summen gewonnen sind. Um nur anzudeuten, wie dabei verfahren wird, erwähne ich nur die Veröffentlichung der Ergebnisse des Witwatersbezirks vom Jahre 1889, nachdem sich der ungehobene

Werth der Goldmine auf Achttausend Millionen Mark stellt.

Ich habe sogar hierher noch Briefe bekommen, die den Wunsch ausdrücken, ich möchte doch etwas Sicheres über die Goldgewinnung in Südafrika mittheilen. Da ich nun weder Techniker noch Actionair bin, muß ich mich auf die amtlichen Organe verlassen, möchte aber nicht, daß sich deswegen gute Bekannte in Speculationen stürzen. Die Johannisburger Grubendirection giebt bereitwillig Auskunft. Ein Blick auf die Angaben der Goldproduction der letzten vier Jahre läßt das rasche Wachsthum der Ausbeute erkennen. Es wurden gewonnen

1891 . . .	20,110	Kilogramm Gold,
1892 . . .	34,387	" "
1893 . . .	41,188	" "
1894 . . .	59,241	" "

Es hat sich die Ausbeute im letzten Jahre also gegen 1891 verdreifacht. Die Gewinnungskosten per Tonne haben sich verringert. Der Gesammtbetrag der im letzten Jahre in den sogenannten Mills verarbeiteten Erzen betrug 2,827,365 Tonnen und die durchschnittliche Ausbeute der Tonne Erz 13,06 Gramm (dividirt man die Ausbeute 1894 durch die Tonnenzahl, so ergeben sich dagegen 20,9 Gramm). Die für 1894 angegebene Ausbeute von 59,241 Kilo entspricht nach dem Bericht einem Gewinne von 46,257 Kilo Feingold im Werthe

von 148,134,360 Mark. Hierbei ist zu bemerken, daß zu der Ausbeute aus den Erzen auf noch fast eben so große Ausbeute aus den Abfällen des Vorjahres gerechnet ist, wodurch sich die angegebene Differenz zwischen 13 und 20 Gramm erklärt. Zieht man die ganze Ausbeute, d. h. alles Gold, das nur aus den Laugen und Abfällen sowohl als auch in den Erzmühlen im Jahre 1894 gewonnen wurde, in Betracht und berechnet diese Ausbeute auf die 2,827,365 Tonnen verarbeiteter Erze, so erhält man 20 Gramm Rohgold entsprechend 16 Gramm Feingold im Werthe von 52½ Mark. Ueber den durchschnittlichen Betrag der Productionskosten sind keine festen Angaben gegeben, nur daraus, daß viele in Transvaal die Goldgewinnung betreibende Gesellschaften per Tonne verarbeiteter Erze 10 bis 12 Dollar Dividende zahlen, kann man schließen, daß diese armen Erze mit gutem Nutzen verarbeitet werden.

Im Transvaaler Witwatersrand-District wird augenblicklich $^9/_{10}$ alles südafrikanischen Goldes gefördert. Ueber die Zukunft läßt sich Positives nicht sagen. Da die Anhäufungen der Abfälle früherer Jahre jetzt nahezu aufgearbeitet sind, wird die nächste Jahresausbeute vielleicht geringer ausfallen. Die größeren Gesellschaften scheinen jedoch ungetrübtes Vertrauen zur Zukunft zu haben, denn sie vergrößern ihre Hüttenwerke und die zur Zeit in Betrieb be-

findlichen 2400 Stampfen sind eben erst noch um die Hälfte vermehrt worden.

Mit zunehmender Tiefe der Gruben scheinen allerdings die Erze sich etwas weniger goldhaltig zu zeigen, von einer Erschöpfung aber ist noch keine Spur. Außerdem ist eine beträchtliche Landfläche, unter welcher die bedeutenden goldführenden Adern sich hinziehen sollen, noch kaum berührt, und man glaubt auch mit Rücksicht auf einige ausgeführte Bohrungen, daß der Goldgehalt des Gesteins in größerer Tiefe wieder zunimmt. Man ist soeben dabei, neue Schachte niederzusenken. Es steht wohl außer Zweifel, daß die Goldgewinnung noch eine Reihe von 20 Jahren sich hier als lohnend erweisen wird.

An der Pariser Börse sind die Goldminen-Actien wüster Speculation preisgegeben. Es sind Karten, mit denen hohes Hazard gespielt wird, weil man eben dabei nicht mit dem realen Werth rechnet, sondern nur auf die Verblendung des größeren Publikums. Für viele dreiste Spieler haben sich diese Manöver recht lukrativ gezeigt.

Die Erze, wie sie aus den Gruben kommen, werden in nicht zu großen Massen in einen krippenartigen Behälter geschüttet, in dem etwa sechs Stampfen durch Auf- und Niedergehen Alles unter sich in möglichst kleinste Stücke zermalmen. Eine Wasserleitung schlämmt ununterbrochen dies zermalmte Gestein

über ein schräges Drahtgitter, wo das schwerere Gold hindurchfällt oder auf elektrisch-magnetischem Wege auf dem Metall festgehalten wird, während der Wasserstrom Schlamm und Gestein fortführt.

Die Sache sieht weder goldig aus, noch erscheint sie sehr anziehend, denn der wüste Spektakel der Stampfer, die Versumpfung der Erzreste, der Schmutz der Arbeiter und der Gedanke, daß das betreffende Gold nicht das des Beschauers ist, läßt denselben recht wunschlos seines Weges weiter ziehen. Man kann der Sache aber nicht entrinnen, weil alles ohne Ausnahme sich mit unnatürlicher Lebhaftigkeit damit beschäftigt. Jeder Brief aus der Heimat fragt nach Diamanten und Gold, hier wird jeder Satz im Gespräch unterbrochen durch Zwischenbemerkungen über Johannisburg oder Kimberley, über das Auftreten neuer Förderungsverfahren, dem Anwachsen der Diggers im Witwatersrand bis auf 100,000 Menschen. Das Arbeitsterrain ist 62 Kilometer lang. Bisher waren die Bohrlöcher bis 300 Meter tief; jetzt geht man aber energisch noch gegen 200 Meter tiefer. Im letzten Jahre wurden noch 1150 Aktiengesellschaften zur Ausbeute des Publi — wollte sagen der Goldminen gegründet. Viele von diesen Gesellschaften haben noch keinen Spatenstich gethan, aber im Aktienhandel rauschen diese Papiere nur immer so hinauf und hinunter. Manches mal giebt es 30⁰, manches mal Hiebe.

Die solidesten Gesellschaften sind Robinson, Langlaagte, Crownreef, Jumpers, Simmer & Jack Durban, Roodepoort, Meyer & Charlton, May, Serreira, Geldenhuys, New Primrose, Nigel, Jubilee, Salisbury, Worchester.

Weitere Goldfelder haben sich gefunden in den Karroos, im Betschuanenland bei Mafeking und Vryburg, in englisch Namaqualand und mehreren Orten im Matabeleland. In Transvaal blüht am Drakenberge die Ausbeute bei Baberton und in der Schebamine und ein paar anderen kleinen Orten. Ich will, um die Gemüther zu beruhigen, auch hier gleich etwas von Diamanten sagen, weil der geehrte Leser doch sofort alles andere überschlägt und nachsucht, bis er sie — hat.

Der Diamant besteht aus Kohle und ist durch einen fast unmeßbaren Hitzegrad zu Stein prismatisch krystallisirt. Ganz lichtweiß kommt er fast nur in den Minen von Brasilien vor. In Indien kommt er in solchen Gefügen vor, die ich die zweite Qualität nennen möchte und außerdem giebt es Steine, die in ihrem Entstehungsprozeß in Berührung mit metallischen oder chemischen Stoffen gewesen sind und dabei Färbungen angenommen haben; durch Kupferoxyde zum Beispiel grün geworden sind und Smaragden genannt werden. In blauer Färbung heißt der Diamant Saphir und in rother Rubin. Diese

Definition ist nicht ganz correct, weil dabei die Härte des Steines hauptsächlich maßgebend ist, die drei eben genannten Steine in der Härte aber von dem Diamanten übertroffen werden. Dieses sind aber die einzigen Edelsteine, die wir kennen — alles andere nimmt dagegen untergeordneten Rang ein. Seit dreißig Jahren findet man im Caplande Diamanten. Man hat sogar Steine von großem Gewicht gefunden, aber bisher noch keinen reinen weißen Stein, der einem brasilianischen nur an die Seite zu setzen wäre. Bei der Entstehung ist im Capland eine chemische Substanz in ihrer Nähe gewesen, die ihnen eine leichte gelbliche Färbung gegeben hat. Die etwas bedauernswerthe Eigenschaft macht sie aber billiger als die brasilianischen, wodurch sie größere Verbreitung im gewöhnlichen Markt gefunden haben. Im rohen Naturzustand hat der Diamant nicht einmal ein glasartiges Aussehen, sondern sieht stumpf, schmutziggelb wie ein Kiesel aus und wird nur von Kennern gleich zuerst erkannt.

Auf einer Farm in West-Griqualand, unweit wo die Vaal in den Oranjefluß mündet, wurden vor dreißig Jahren die ersten Diamanten gefunden und veranlaßten gleich eine so massenhafte Ueberflutung durch Abenteurer und Gesellschaften, daß der Staat Griqualand die Farm für zwei Millionen Mark kaufte, sie in sogenannte „Claims" von dreißig

Quadratfuß parcellirte und für hohe Preise verauctionirte. Das Gouvernement der britischen Caplandcolonie hatte sich bisher nicht um Griqualand gekümmert, nun aber vermuthete man, daß früher schon mal ein Engländer im Lande gewesen sein sollte, der einen Schutzvertrag mit dem Häuptling abgeschlossen hätte. Es dauerte auch gar nicht lange, daß die praktischen Briten glaubten, daß dem wirklich so sei, und schleunigst wurde West-Griqualand in die Capcolonie einverleibt und ist es noch heute. Die Claimbesitzer schachteten nun los. Es war nicht Raum genug, um die Felsenbruchstücke aus dem Wege zu räumen und den blauen Thon, in dem sich die Diamanten finden, auszuwaschen; man mußte weiter hinausgehen mit den Schuppen und Wäschereien, dorthin mit der Materie auf Drahtseilbahnen in eisernen Kasten. Dampfmaschinen-Schornsteine, elektrische Beleuchtungen, Spektakel und ununterbrochene Hast haben nunmehr Kimberley zu einem verstrickten Bienenkorb gemacht, in dem man jeden Augenblick irgendwo eine Störung erwartet, aber nie findet. Augenscheinlich ist man mit den Gedanken nicht hier, erwartet allerdings unglaublichen Reichthum, aber man denkt ihn in London zu verwerthen und in Paris zu genießen. Die ganze Anlage von Kimberley ist eine zufällige und ein Gemisch von amerikanischer Steppenstadt mit ein paar recht hübschen Häusern dazwischen. Die Stadt hat Clubs,

Theater und Kaffeehäuser, aber nicht entfernt in der Art, wie solche z. B. in Colorado oder Californien wie übelriechende Pilze aufwucherten.

Verkehr und Leben hält sich ruhig in geordneten Gleisen. Viele Häuser haben nur eine massive Front, setzen sich hinten als Schuppen fort. Die meisten aus unangestrichenem Wellblech machen den Eindruck alter Sardinenbüchsen, 30 bis 40,000 Einwohner, zur Hälfte Kaffernarbeiter, zur Hälfte weiße Abenteurer, gehen still an einander vorüber. Jeder sieht den anderen entweder mit Neid oder mit Mißtrauen an. Zum Schutz gegen einander, zum Schutz gegen Kleinverkauf und Diebstahl hat ein Syndikat sehr drakonische Gesetze erlassen, die sich als nothwendig erwiesen haben, um die Waare nicht zu entwerthen. Kein Grubenbesitzer, Makler, Arbeiter oder wer es auch sei, darf ohne Anmeldung und Erlaubniß dieses Syndikats bei Strafe fünfjähriger Zwangsarbeit einen Diamanten verkaufen. Selbst der Käufer wird ebenso bestraft.

Jeder gefundene Stein wird angemeldet, registrirt und beim Verkauf in den Listen controlirt. Steine, welche sich so nicht nachweisen lassen, sind gestohlen, und es muß viel gestohlen werden, um solche Maßregeln zu erklären. Man nimmt an, daß alle Jahr zehn Millionen Mark in Kimberley-Diamanten veruntreut werden. Ich hörte zuerst von Eierdieben

reden und fand erst später die Erklärung. Der Engländer, der alles bis aufs Aeußerste abkürzt, nennt unerlaubten Diamantenverkauf Illicit diamond buying, er spricht aber nur die Anfangsbuchstaben I. d. b. = Eidibi aus, verlangt, man soll das verstehen, und wenn man es weiß, versteht man es auch. Es wird mit der größesten Härte gegen diese I. d. b. verfahren. Man sieht sogar weiße Leute, die Besitzer waren, zwischen zwei Kaffern in Ketten mit der Picke arbeiten.

Seit 20 Jahren ist aus dem alten Kimberley, wo die Claims vermessen wurden, ein Steinbruch entstanden, der eine der größesten Sehenswürdigkeiten in der Welt geworden ist. 8000 Arbeiter, meist Kaffern, klettern mit Aufgang der Sonne in diesen Abgrund und picken und hacken, und wie ein Spinnennetz von Drähten sausen die Eisenkasten auf und nieder, immer neues Gestein aus der Tiefe zu holen Der obere Umfang des Trichters mag 1500 Schritt sein, die Tiefe unten bis zu 500 Fuß. Hier giebt es keine Ruhe und Rast, in der Nacht werden alle Dynamitsprengungen vorgenommen. Wenn die Arbeiter die Mine verlassen, entkleiden sie unter Aufsicht sich ihres Arbeitsanzuges, werden von Aufsehern nackend untersucht, ob Haare, Ohren oder Mund nicht Contrebande bergen. Dann muß der Arbeiter über eine Art Graben springen, ehe er sich

in den Schuppen zu seiner eigenen Kleidern begiebt. Sollte ein Verdacht der Veruntreuung noch nicht beseitigt sein, so wird der Arbeiter in 36 Stunden Arrest mit Ricinusöl beschäftigt, da das Verschlucken von Steinen die beliebteste Art des Diebstahls ist. — Es giebt bei Kimberley mehrere solcher Steinbrüche. Die Mine von de Bers wird jetzt ganz bergmännisch unterirdisch betrieben, als die erste ihrer Art. Es hat etwas ungemein Ueberraschendes, in Kimberly an die „Claims" zu treten. Man ist ja auf vieles vorbereitet, das Bild ist aber doch so eigenthümlich, daß man den Eindruck mit ins Leben nimmt. Aehnlich wie der Thurmbau zu Babel scheint es eine wilde Zersetzung alles Bestehenden. Man staunt, wie der Egoismus der Einzelnen sich zusammengethan hat, durch Organisation gemeinsamer Kräfte schneller das ersehnte Ziel zu erreichen.

Ich dachte der Arbeit des Sisyphus, die Menschen schienen mir verdammt, mit so unvollkommenen Werkzeugen das harte Gestein durchdringen zu sollen, wo fast jeder Hieb, jeder Schweißtropfen eine Täuschung ist. Nur ab und zu der Schimmer einer Hoffnung, neue Kraftanstrengungen zu erwecken. Wie merkwürdig ist es doch, an solchen Stein, weil er so selten ist, solchen Werthbegriff zu knüpfen. Eigentlich ist es doch nur ein Spielzeug für gute Kinder, und für viele Kinder, wie z. B. Otero, knüpfen sich nicht

immer die rühmlichsten Gedanken daran. Heiliger Simili, was hast du alles aus den Menschen gemacht.

Vieles im Leben ist oft ganz anders, als man sich das gedacht hat; so sieht man schon von weitem aus den Wogen blockartige, oben flache Bergmassen auftauchen. Das gliedert sich, das wächst, man hört, dies sei der Tafelberg, das sei der Teufelspik und das der Löwenkopf. Zu Füßen dieser Coulissen lagert sich in der weiten Tafelbucht mit der Front nach Norden

Kapstadt.

Wundervoll, glanzvoll und viel schöner, als ich es mir gedacht. Eine große Hyperbel über den Erdball ist vollendet, der vierte Theil meiner neuen Weltreise abgeschlossen. Es ist mir, als hätte ich einen Lebensabschnitt erreicht. Die Eindrücke, die hinter mir liegen, habe ich für meine Freunde in der ersten Hälfte dieses Buches wiedergegeben. Ich habe keine Zeit, mich Reflexionen zu überlassen, also rastlos weiter in neue Erlebnisse, neue Welten.

Ist es die Wüste, ist es die lange Seefahrt, die den Reisenden aufnahmefähig für Naturschönheiten

oder dankbar für etwas Abwechselung gemacht hat — kurz, man nähert sich mit Bewunderung der ersehnten Capitale, denkt an die Bucht von Neapel und endlich hört auch die öde Schaukelei auf, die üblichen Formalitäten sind bald erledigt und wir fahren zum Grand hôtel. Durch die Güte des Consulats werden wir in den Besitz von Briefen und Zeitungen gesetzt und Wäschesorgen, Kleiderpracht, Bad, Lesen und Schreiben erinnern Einen wieder angenehm, daß man, wenn auch noch so entfernt, aber als Theilstückchen ins Getriebe der Welt gehört. Es thut ordentlich wohl, sich mal einen Augenblick nicht immer mit Fremdem, Neuem zu beschäftigen, sondern wieder einmal so recht concentrirt sich mit der Heimat befassen zu können. Mittlerweile ist man satt geworden und etwas kritisch. Man fragt sich, wie es kommt, daß eine Stadt, die schon Jahrhunderte in so regem Contact mit der europäischen Civilisation gestanden hat, immer noch so amerikanisch aussieht und so wenig Einwohner hat. Was sagen 70 bis 80,000 für so lange Zeit und so große Interessen.

Im Osten der Stadt hatten sich die Holländer aufgebaut. Da sind saubere Häuser in sauberen Gärten mit grünen Jalousien, Trottoirs von gebrannten Ziegeln und man sieht den Fenstern an, daß sie früher viel geputzt sein mögen. Der Verkehr ist da Null und beschauliche Ruhe betäubte die guten Jonkheers, bis

sie beim plötzlichen Erwachen bemerkten, daß nun doch schon ein bischen viel Engländer angekommen waren, die Alles besser machen wollten. Das war den guten Buren denn doch über allen Spaß. Sie rafften sich in heroischer Energie auf, spannten ihre Ochsenwagen an und suchten im Norden sich eine neue Heimat. In Noth, Sorgen und Kampf mit den Hottentotten gelang es ihnen, sich eine neue Heimat zu gründen. Doch wenn es ihnen gut ging, waren ihnen die Engländer immer nachgekommen und wollten mit ihnen theilen. Dann wurde geseufzt, gestritten und gekämpft und wieder ein bischen weitergezogen. So entstanden zwischen dem Oranje- und Vaalfluß der Oranje-Freistaat und jenseit des Vaalflusses die Südafrikanische oder Transvaal-Republik. In der Tafelbay hat sich das holländische Wesen in der Capstadt noch erkennbar erhalten, aber das 19. Jahrhundert ist hinzugetreten und hat mit affenartiger Geschwindigkeit eine neue Stadt Capetown daneben ausgebreitet, der man Geld, Hast und Interessen ansieht, die außerhalb liegen. Die Straßen sind breit, regelmäßig, elektrisch beleuchtet und nicht gepflastert. Der ewige Wind führt unglaubliche Sandmassen durch die Lüfte. Man muß aber die Augen auf der Straße doch aufbehalten, weil hier ein Brunnen offen liegt, dort ein Abzug zu überspringen ist, an manchen Stellen der meterhohe Bürgersteig kein Geländer hat.

Hier steht das Gouvernement, dort das Theater und ein paar Bankpaläste, ein Hotel und Restaurants. Da sieht es denn wie in einer Vorstadt von London aus Dann erweitert sich aber die Sache und das Wahrzeichen des Caplandes, die Wellblechbaracke, giebt dem modernen Aufbau erst seinen wahren Charakter. Es überschleichen Einen amerikanische Erinnerungen, man denkt an Denver Leadeville und zuweilen an San Franzisko. Die überaus große Liebenswürdigkeit dort etablirter Landsleute, Einführung in gastliche Häuser und deutschen Club lassen Einem zum Dank auch alles wundervoll und im schönsten Aufblühen sehen, aber man wird doch seines Herzens nicht froh. Man muß bei dem Sturm auf den Tafelberg einige sehr entfernte Landpartien machen, an zwanzig Kirchen verschiedener Sekten sehen, dabei immer Cap Constantia oder Pearlwein trinken Sogar das Concert eines Claviervirtuosen hat man überwunden. Meine ganze Seele ist schon mit Golddividenden, Claims, Diamantactien und Straußenfedern angefüllt, alles ist aber Hoffnung, Zukunft. Zu sehen ist nicht viel davon.

Die ganze Existenz der Caplandcivilisation kommt in Blechbüchsen aus Europa und ihre Pulsschläge sind die Börsenberichte aus London. Das ist mir ein bischen zu amerikanisch. Da möchte ich lieber weitergehen. Doch um einen Mann beneide ich das Cap-

land und wünschte, daß wir ihn für unsere Colonialpolitik verwenden könnten, das ist Cecil Rhodes. Ich kann ihn nicht anders als den Bismarck von Südafrika nennen. Er ist in Capetown, seinen Arm aber streckt er bereits ins Quellgebiet des Congo. Wollen wir in Ostafrika nicht vom Congo getrennt werden durch neue englische Machtsphäre und Intriguen, so beachte man heute schon meinen Wink. Jetzt schon verwalten Beamte der Südafrikanischen Gesellschaft Nyassa- und Maschonaland. Das große Reich der Barotse, die Häuptlinge der Zambesestämme, des Matabele- und Kamareich, also in ununterbrochner Fläche herrschen die englischen Interessen von der Capstadt bis an den Tanganikasee. Der Telegraphendraht, der jetzt von Capstadt bis Cairo gelegt wird, spricht die Wahrheit.

Afrika südlich vom Aequator bis zum Capland ist ein Hochplateau und vielleicht das einzige Stück Land auf dem Erdball, das seit der Secundärzeit keine Veränderungen mehr erlitten hat. Vielleicht hat es schon in dieser Form bestanden, als neben ihm die großen Continente sich in Meere verwandelten, die heute der Atlantische und Indische Ocean sind. Dieses älteste Stück Erde befindet sich in der Auflösung. Wir brauchten deshalb dort nicht die Wohnung zu kündigen, der Proceß kann sich vielleicht noch eine Million Jahre hinziehen, die Thatsache aber läßt sich nicht ableugnen.

Zwischen dem Zambese- und Oranjefluß werden die Küstenländer durch die Wüste Kalahari getrennt, und vom Oranjefluß nach Süden fällt das Hochplateau in drei Treppenstufen bis zur Küste ab. Diese Treppenstufen bröckeln ab, zerfallen im Gestein, sind sandig, unfruchtbar und mit Steinblöcken wie übersät. In der feuchten Jahreszeit reißen die Wassermassen, plötzlich auftretend, allen Humus vom Gestein und in der trockenen Jahreszeit versiegen Quell und Brunnen und die Flußbette sind trockene Wege geworden. Die Weiden sind verdorrt und ganze Heerden bleichen als Skelette auf der wüsten Steppe. Hungersnoth decimirt die Stämme und Armuth und Noth treten in den schrecklichsten Formen auf. Der öde Steppencharakter des Landes gewinnt nur an Fruchtbarkeit in Natal und dem Lande der Swasi. Das Quellgebiet des Oranje gestaltet sich unserer Schweiz sehr ähnlich und ist der sehenswertheste Theil der Südspitze von Afrika, was landschaftliche Schönheit anbetrifft. Nichts giebt es sonst, was Einen fesseln könnte, und man versteht es vollkommen, daß jeder Mensch, der ja nur hergekommen ist, um sich etwas zu erwerben, wenn er seinen Zweck erreicht hat, wieder nach Europa zurückgeht, um dort noch ein paar Jahre seines Daseins in ruhigem Genuß sich zu erfreuen.

Gold und Diamanten hätten wir uns ja schon angesehen. Der eigentliche Ausfuhrartikel ist aber

die Wolle. Auf der zweiten Terrasse des Tafellandes fristen enorm große Heerden von Fettschwanz-Schafen ihr Dasein unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Der Wassermangel und der unberechenbare Wechsel der Temperaturverhältnisse vernichten in schlechten Jahren hunderttausende. In anderen Jahren fehlt es an Menschenkräften, die Wolle zu verwerthen respective zum Hafen zu schaffen. Die Capcolonie hat sich sehr langsam entwickelt, weil sie nicht concentrirt genug ihre Wirksamkeit begonnen hat. Das viel jünger besiedelte Australien hat in dieser Beziehung die Capcolonie weit überflügelt. Städte wie Melbourne und Sidney haben über eine Million Einwohner und der Wollexport des Landes schlägt das Cap um das Sechsfache. Der Hafen Capstadt liegt nicht günstig zur Ausfuhr von Erzeugnissen aus dem Innern. Es fährt zwar eine Eisenbahn von dort bis nach Kimberley und weiter, der Weg ist aber zu weit und die Frachten zu theuer. Die kürzere Linie von Kimberley nach dem Meer endet in

Port Elisabeth

und hat es allen Anschein, als ob dieser Hafen auf dem besten Wege ist, die Bedeutung von Captown in

den Hintergrund zu drängen. Der ganze englische Schiffsverkehr wird auch schon bis Port Elisabeth weitergeführt. Die Stadt ist überaus sauber, elegant gebaut, bigott und sieht sehr englisch aus. Den Hintergrund bilden aschgraue Höhenrücken, und die unausgesetzten Stürme wirbeln undurchdringliche Staubwolken umher, die den Lungen, Augen und dem Gemüth geradezu schädlich sind. Was die Stürme im Meer anrichten, sieht man an den zahllosen Wracks gescheiterter Schiffe an der Küste. Hier ist das Cap der Stürme, Port Elisabeth aber lebt in guter Hoffnung auf die Zukunft. Das Gouvernement der Capcolonie macht die außerordentlichsten Anstrengungen, den ganzen Süden Afrikas unter seinen Einfluß zu bringen und hat es mit Ausschluß der beiden Bauernrepubliken auch schon erreicht. Kaffraria, Swasiland schlossen Verträge und in letzter Zeit ist Pondo und Tonga auch hinzugetreten. Beim Port Natal entfalten sich Piter Maritzburg und

Durban.

Letztere Stadt könnte ebenso gut in Yorkshire liegen, so unverfälscht englisch sieht sie aus. In Durban ahnt man von Afrika und dem Goldfieber

so gut wie nichts. Es giebt so viele Kirchen dort, daß die Straßen den Eindruck machen, als wären sie überhaupt nur dazu da, die Einwohner täglich dreimal in ein halbes Dutzend Bethäuser zu schaffen. Man sieht nur langgezogene Gesichter, vorwurfsvolle strenge Mienen, glatt gestreichelte Haare und große Füße. In Concertsälen wird nur sacred musik geduldet. Das ganze gesellschaftliche Leben ist nichts anders wie ein Vehmgericht älterer Damen, die es erbarmungslos auf Tabak- und Whiskyausrottung abgesehen haben und ihre Männer wegen dunkler Punkte in deren Vorleben drangsaliren. Der Ort sieht aus wie eine Herrnhuter Niederlassung und der Unterschied des Lebens in den neuen Gold- und Diamantendistrikten ist so kraß, daß man bei dem steten Vergleich oft nicht weiß, was Einem mehr leid thun soll, Durban oder

Johannisburg.

Im ganzen Kapland kostet das ein Pfund Sterling, was man bei uns für eine Mark hat; aber in den „Distrikten" sind so wahnsinnige Preise im Schwange, daß ich gar nicht begreife, wer das bezahlen soll.

Eine Flasche deutschen Sekt 35 Mark. Gasthofsrechnungen, Commissionen, Eisenbahn und was es auch sei, einfach unerschwinglich. Prachtbauten und eine Stadt für 50,000 Menschen aus Wellblech und Läden für Luxuswaaren und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Und alles das Baumaterial, Brennholz und Kohlen werden mit Ochsenwagen 300 Meilen über Land dahin geschleppt In dem Goldfieber haben sich alle Scenen der Entdeckung von San Franzisko, hier nur ohne Mord und Todtschlag, wiederholt. Johannisburg hat etwa 30,000 weiße Einwohner; eben so viel Schwarze, die nur Arbeitsvieh sind, leben bei Seite für sich. Für die Weißen aber ist in Specialitätentheatern, Schaubuden, Spielhäusern, Wettplätzen und Börsenhallen alles Denkbare geschehen. Jeder Schritt kostet Geld und das wird mit einer unheimlichen Schnelligkeit von Hand zu Hand gebracht. Ein Einwohner von Durban würde in der ersten Viertelstunde in Johannisburg sich vor den Busen schlagen und ausrufen: Ich danke Gott, daß ich nicht so bin wie Jene dort. Wahrscheinlich aber würde ihm das hier auch Geld kosten. Man kann sich gar nichts Unsympathischeres denken, als unter den Buren und dem zusammengelaufenen Gesindel zu leben. Unmanierlich, unerzogen, grob und rücksichtslos ist jedes Wort, jeder Gedanke, jede Bewegung. Wo aber kommen alle die Juden

her? Tausende von Israeliten mit dem fett blanken Kaftan und den Locken an der Seite hausiren mit Allem, was es nur giebt. Das sind auch die einzigen Ehrenmänner, die sich noch nicht scheuen, zuweilen taitsch zu reden, selbst wenn sie aus Warschau oder Galizien her sind. Alles, was Einer von den „Districten" erzählt, ist nicht wahr; gestern mag es noch wahr gewesen sein, aber heute ist dort schon wieder alles anders.

Bauerndünkel, Mangel an Bildung, Trotz und Eigensinn sind das Verhängniß der holländischen Buren. Zu allem anderen, aber nicht zum Regieren, haben sich diese Menschen mit Energie und Glück durch die trostlosesten Zeiten siegreich durchgekämpft. Nur Eins beseelt sie gemeinschaftlich und ohne inneren Hader, das ist der Haß gegen die englischen Machinationen. Unter sich zanken sie sich, beschimpfen sich und versöhnen sich nie. — Im zweiten großen Treek waren sie in das Land zwischen den Oranje- und Vaalfluß gekommen und bildeten dort den

Oranje-Freistaat.

Blömfontein ist die Hauptstadt. Land und Leute athmen Langeweile und Bauerntrotz. Das Land ist

so groß wie unsere Provinzen zwischen Oder und Elbe, und es hat so viel Einwohner wie Magdeburg. Die größere Hälfte sind noch wirkliche Kaffern. Die stehende Armee besteht aus zwei Geschützen und 45 Mann. Jetzt sind sie ein bischen zu Gelde gekommen und in Folge dessen sehr muthig. Weil die Engländer ihnen das Diamant-Kimberley so zartfühlend abgenommen haben, thun sie so, als ob England gar nicht existirt und alle Unionsvorschläge von Transvaal weisen sie zum Jubel der Capcolonie kurzsichtig zurück. Mr. Rhodes hofft, daß sie bald reif zum Verspeisen sind. Herr Brand und Herr Reiß werden immer abwechselnd zu Präsidenten gewählt. Heute regiert letzterer, leidet aber an der Brightschen Krankheit.

Im dritten großen Burentreek ging ein Theil nördlich über die Vaal und bildet dort die

Südafrikanische oder Transvaal-Republik.

Die Bodenfläche ist noch einmal so groß wie die des Oranjestaates und die Bevölkerung so groß, wie die von Hamburg und Altona. Die Zahl der Weißen

aber mag die der Altonaer sein. Der im Lande populäre „Ohm Paul", der bekannte Herr Krüger, ist Präsident und regiert schlecht und recht, ziemlich despotisch, obgleich er ebenso wie sein College in Blömfontein einen begutachtenden Beirath hat. Seine Hauptthätigkeit besteht im Verkauf von Conzessionen, Besteuerung von allem, was einen Namen hat, Parzellirung von Regierungsbodenflächen, Haß gegen England und eigenartigen öffentlichen Reden. Der Haß gegen England brachte es dahin, daß er den Bau der Eisenbahn nach dem portugiesischen Hafen Laurenzo Marques an der Delagoabay endlich fertig bekam, um den ganzen Handelsverkehr nur nicht nach der Capstadt oder sonst in englische Häfen leiten zu müssen. Trotzdem wäre Ohm Krüger mit seinem ganzen Sandsteppenland bankerott und den Engländern doch zur Beute geworden, wenn die gütige Vorsehung ihm nicht zu rechter Zeit die Goldminen geöffnet hätte. Eine Weile wird die Sache wohl noch anhalten. Im Oranjefreistaat sind die Buren alle calvinistisch. Hier in Transvaal herrscht die protestantische Staatsreligion, andere Confessionen sind vom Bürgerrecht, Wahlrecht und von Beamtenstellen ausgeschlossen. Pretoria ist die Hauptstadt, wo das alles ausgeheckt wird. In der Staatszeitung steht: Was der Präsident Krüger für ein mächtiger Mann ist, sieht man schon daraus, daß der Kaiser von Deutschland ihm telegraphirt hat, als

unsere Eisenbahn eingeweiht wurde. In beiden Republiken sind die holländischen Bauern von einem wahren Wahn ergriffen, alles Fremde und nicht Burenhafte zu besteuern, zu belasten, zu stören, auszuschließen und zu ennuyiren.

In Johannisburg liegen auf jeden Kopf der Bevölkerung an Steuern, Abgaben etc. 245 Mark. Der Eisenbahnbau wurde bis jetzt nur verhindert, um den Buren nicht die Gestellung der Ochsenwagen zu beeinträchtigen.

Den Zulukaffern ist die Unannehmlichkeit eigen, daß sie einen gewissen penetranten Geruch haben, der sehr unangenehm ist. Abgesehen aber davon, giebt es in der ganzen Welt nicht wieder ein Volk, das so herkulisch und muskulös gebaut ist. Die berliner Ersatzcommission kann nun leider das bei den ihr vorgestellten Jahrgängen nicht immer finden. Wenn der Berliner zeitig unbrauchbar designirt wird, sagt er: Nich uf de Waden, uf dem Jeist kommt es an. Wenn diese Kaffern dem Jeist der Berliner hätten, wären sie geschaffen, die Welt zu erobern. Sollten den Berlinern dazu nur die Waden der Zulus fehlen?

In Glieneke an der Tafel der Prinzeß Carl avertirt der Hofmarschall die Hofdame Gräfin Sisi S., daß Strauß ihr Nachbar sei. Beim Hinsetzen beginnt sie die heitere Unterhaltung mit den Worten: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen, denn

ich spiele ihre Werke" – „Entschuldigen, Gräfin, ich bin nicht der Walzerstrauß." Die Gräfin hat sich aber schon verbessert und sagt: „Lese das Leben Jesu mit dem größesten Vergnügen" – „Entschuldigen Gräfin, der bin ich auch nicht, auch nicht der, der die Eier legt, ich bin nur der Hofprediger!"

Diese nette kleine Geschichte fällt mir jedesmal ein, wenn ich nun den sehe, der die Eier legt.

Die dummen Menschen tödten den Elephanten, um seine Zähne zu bekommen, aber klug genug sind sie immer noch, die dummen Vögel nicht wie früher todt zu schlagen, um nur ein paar brauchbare Federn von ihnen auszurupfen.

Die jährliche Ausfuhr von Straußenfedern aus der Cap-Colonie beziffert sich auf 30 Millionen Mark heute noch und man fragt sich, wo denn eigentlich dieser Vorrath bleibt. Im letzten Sommer habe ich in Madrid und Lissabon Begräbnisse gesehen, bei denen Maulthiere und Wagen mit Straußenfedern geschmückt waren Beim grand Prix in Paris wippten auch einige auf zu großen Hüten, sonst sind mir aber so wenig Federn begegnet, daß es mir unerfindlich ist, wo alle die Millionen bleiben.

Die Strauße selbst legen keinen großen Werth auf den Umgang mit Menschen und ziehen sich wie alle Thiere in Afrika von der Küste ins Innere zurück. Da kamen einige Leute, die etwas klüger

waren, auf den Gedanken, Strauße einzufangen, sie in Koppeln einzuhegen, eine Weiterzucht zu etabliren und ihnen jährlich die vier allein brauchbaren großen Federn aus jedem Flügel auszureißen und zu verkaufen. Diese Idee haben nun sehr viele Farmer, namentlich auf dem zweiten Tafelabsatz der Cap-Colonie, eingerichtet und stehen sich recht gut dabei. Kluge Federfuchser haben das nun in Brasilien und Ceylon und Californien nachgemacht, und zwar mit solchem Erfolge, daß der Absatz der Cap-Straußenfedern dadurch wesentlich zurückgegangen ist. Um das zu verhindern, hat nun das Gouvernement für Ausführung eines lebendigen Straußes eine Steuer von 2000 Mark befohlen.

In den Hafenplätzen sind Markthallen für den Verkauf von Straußenfedern, die in Bündeln bereit gelegt in überraschender Schnelligkeit verkauft werden. In Californien waren in der dort unweit los Angelos eingerichteten Zucht, die ich im Jahre 1893 Gelegenheit hatte zu sehen, 200 Thiere vereinigt, die vortrefflich gediehen.

Im Jahre 1869 konnte ich in Oberägypten einer Straußenjagd anwohnen, zu der ein ganzer Tribus Beduinen ausgezogen war. Nachdem in der Wüste Strauße bestätigt waren, umgaben die Reiter im Kreis mit größeren Intervallen eine Fläche von etwa 2000 Morgen. Die Strauße begannen in der Mitte

unruhig zu werden und in stets gesteigerter Angst liefen sie mit vorgestrecktem Kopf und ausgebreiteten Flügeln nach irgend einer Richtung bis an den Kreis der Reiter. Von diesen zurückgeschreckt, begann der Lauf nach entgegengesetzter Richtung und nachdem die armen geängstigten Thiere so etwa drei bis viermal den Kreis durchmessen hatten, waren sie zum Hinfallen ermattet, außer Athem und wurden nun mühelos todtgeschlagen. Die vier weißen geschätzten Flügelfedern wurden dabei an Ort und Stelle jede mit 1 £ bezahlt. Der Händler stieß diese Feder gegen den Strich stark in den Sand, schüttelte sie dann und zeigte, wie eine gute Feder sich selbst dann immer von selbst wieder zurechtlegt und ihr Ansehen immer glatt und ordentlich bleibt. Die Straußenzucht in Colombo auf Ceylon schien mir nicht zu gedeihen, da die Thiere zu sehr unter den tropischen Regengüssen litten und dabei vergaßen, unter die ihnen bereiteten Schutzdächer zu treten. — Der Hofprediger ist jetzt schon todt, die Gräfin aber lebt noch.; ist auch todt! † Fifi [illegible]

Nach Ankunft der Europaschiffe in Capetown findet der Capland-Reisende zwar alles ganz eigenthümlich und sich selbst sehr berühmt, findet aber doch auch schon andere Leute da, die alles schon kennen. Dann findet er die Preise so über alle Maßen, daß er gern den großen Zug nach Norden benutzt, der ins Land der Glückseligkeit führt. Leider

muß er aber darunter leiden, sich nicht schnell genug dazu entschlossen zu haben, denn die limitirten Plätze in dem Luxuszug sind alle schon vergriffen. Umstandslos werden ihm aber so viel Billets verkauft, wie er nur haben will. Er muß sie nur höher bezahlen und damit zufrieden sein, während er sechzig Stunden hin und her geklingelt und gebummelt wird, auf einer Stuhllehne oder seinem Koffer zubringend, daß er die Engel im Himmel pfeifen hört. Die Ernährung ist vollkommen unzureichend und die Vorsicht gar nicht von der Hand zu weisen, sich ein Freßkörbchen so einzurichten, daß man im Nothfall was für acht Tage hat. Zuerst sieht man noch ab und zu einen Baum und einige Schafe. Wenn man anfängt, die Geduld zu verlieren, kommt der imposante Aufstieg auf die zweite Terrasse, doch ehe man sich dessen erfreut und alle Felsen der Welt vom Harzer Waldkater bis zum Restaurant des rochers im Pariser bois de Boulogne damit verglichen hat, sitzt man wieder getäuscht, bestaubt, erschöpft und wird in der zweiten Terrasse herumgeklingelt, daß man der lüneburger Haide mit Heimweh und Hochachtung gedenkt. Das letzte Buch, das der geehrte Reisende über das Capland gelesen hat, sind die Reisen von Anderson, und die lassen ihn nicht zum Schlaf kommen, weil ja nun gleich die Flußpferde, Nashorns, Elephanten und die nach Tausenden zu zählenden Antilopenheerden

kommen müssen. Vier Strauße sind auch wirklich in einer Koppel entdeckt worden, also jetzt nur noch Giraffen und Zebras. Von alle dem aber will nichts, gar nichts, keine Spur zu sehen sein. In Ueberanstrengung überfällt den Afrikareisenden auf seiner Kofferkante tiefer Schlaf.

Es war gerade 50 Pfennig-Sonntag, Wieprecht dirigirt ein Monstre-Concert, Bodinas geht wie ein Imperator durch die Massen, Löwen brüllen, Kinder reiten auf Kameelen. Wie herrlich schön war dieser Traum aus dem Berliner Zoologischen Garten, denn in Capland giebt es diese Musik nicht mehr. Levi sitzt „zwischen den Ketten" auf dem Börsenplatz in Johannisburg und brüllt Goldaktien zu Kauf aus. Elephanten, d. h. Schein-Commissionaire, thun so, als ob sie sich darum reißen, und Kameele aus dem geehrten Publikum kaufen sie wirklich. Außer Ochsen ist sonst nicht viel vom Thierreich aufzutreiben. Wenn ich nach Berlin zurückkomme, sei mein erster Weg, mich im Zoologischen Garten zu abonniren. Wenn ich dann eine Antilope als mir aus Afrika bekannt streichele, glaubt es mir vielleicht ein Kindermädchen aus dem Spreewald.

Wie herrlich ist doch das Reisen, welch' Zauber liegt schon darin, etwas das erste Mal zu sehen, dann die belebende Anregung in dem steten Wechsel des Neuen. Vieles hat man sich aber doch schöner und

manches ganz anders gedacht, als es die Wirklichkeit giebt. Glücklicherweise ist mein Gemüth optimistisch angelegt und die Natur hat mir die Gabe verliehen, aus allem die besten Seiten heraus zu finden. Hier im Capland aber verbraucht sich diese Begabung ziemlich schnell. Der Kampf um die Existenz in der Unwirthlichkeit der Natur und der Widerstand gegen die menschlichen Leidenschaften haben die Einwanderer zu einer Gattung widerspänstiger Gewaltnaturen ausgebildet, deren Entwickelungsgang man kennen muß, um sich alle die widerwärtigen Eigenschaften zu erklären und die wirklich guten anerkennen zu können. Der trotzige ungebildete Bauer, der eine ausgesprochene Scheu vor jeder Veränderung hat, verließ in Folge der Religionskämpfe und socialen Neuerungen trotzig seine Heimat, um sich im fremden Land eine eigene Zukunft selbst zu schaffen. Die holländische Verwaltung in Capland nahm ihn auf, incommodirte ihn wenig. Die Viehzucht in Masse, und unabsehbare Weiden machten den Bauer reich, zugleich aber auch stolz und faul. Wohl habe ich vor dem Bauernstand als Träger der Landwirthschaft die größeste Hochachtung. Unsere Schuleinrichtungen geben ihm die nothwendige Bildung; wo jedoch dies Maß überschritten wird, d. h. wo Bauernsöhne im Gymnasium und vielleicht sogar auf Universitäten herangebildet werden, gerathen nur zehn unter hundert sich selbst

und dem Staat zum Nutzen. Die anderen 90 Prozent haben mit der Wissenschaft nur Ansprüche erlernt, fühlen sich in ihrem Kreise deplacirt und finden nirgend einen ihnen zusagenden Platz. Pflügen mag er nicht mehr, er geht also in die Stadt, wird Socialist, Redacteur eines Winkelblattes und glaubt seine Weisheit am besten für das „geknechtete Volk" zu verwerthen, wenn er „als öffentliche Meinung" gegen die Regierung arbeitet. Das ist der Bauerntrutz, der kostet nichts, da mag geredet werden was es auch sei; wenn nur ein paar mal das Wort Freiheit darin vorkommt, johlen jubelnd Arbeitermassen dem neuen Apostel zu, und wenn er dann selbst in seiner Zeitung noch schreibt, daß er ein Kind aus dem Volke, self made man, unbestechlich und von der Regierung verfolgt sei, niemals einen Frack besessen habe, dann wird er gewiß gleich in den Reichstag gewählt.

Die Buren im Capland waren gezwungen, die Viehheerden, die nach hunderttausenden zählten, nomadisiren zu lassen, um die Weiden da auszunutzen, wo sie gerade dazu geeignet waren. Das Wohnhaus bildete der Ochsenwagen. Je weiter sich die Heerden von der Küste entfernten, desto ernstlicher mußte zu ihrem Schutz die Ausrottung der schädlichen Thiere betrieben werden. Löwen, Panther, Leoparden und Schakale waren dort in Massen hingelockt durch die Ansammlung von Antilopen, die in vielen Trupps bis zu 1000 Stück

alle Weiden verwüsteten. Es begann also ein Vernichtungskrieg, ähnlich dem der Amerikaner gegen die Büffel. Dies Leben bildete den Buren zu unfehlbarem Schützen aus und gab ihm einen Grad von Sicherheit und Selbstgefühl, wie es jeden anderen Menschen fast beleidigend berührt; der Bure nennt alles du. Er wird Ohm', sie Tant' angeredet. Sie nennen alle anderen Nef'. Seit mehr als zweihundert Jahren vegetirt diese Menschensorte, selbst wenn sie in ihren sogenannten Häusern wohnt, wie im Bivouak. Nicht ein Morgen Landes wird bebaut. Sie leben von Milch und Ochsenfleisch. Dreimal am Tage wird ein Kapitel aus der Bibel gelesen, kein Mensch spricht ein Wort. Niemand wäscht sich und alles schläft in den Kleidern, die überhaupt nur alle Jubeljahr mal gewechselt werden. Auf jeder dritten oder vierten Farm befindet sich irgend ein im Leben niedergebrochenes Wesen, das der Familie Lesen und Schreiben verzapft und in der Zwischenzeit Ochsen hüten darf. Zeitungen und Bücher sind verachtet und jede Annäherung Fremder wird als Eingriff in die Unabhängigkeit angesehen. Alles lungert faul den Tag umher und wenn sich das Herz einmal zu einem Lichtblick erhebt, schlägt der Bure mit der Faust auf den Tisch und sagt triumphirend, nun hätte er doch 500 Ochsen mehr als der Nachbar. Die einzige Unterbrechung dieses idyllischen Daseins ist alle drei Monat, wenn der

Ochsenwagen angespannt und Tagereisen weit zur nächsten Stadt gezogen wird, um das Abendmahl zu nehmen. Da wird die ganze Familie und werden auch Ochsen mitgenommen. Nach dem Abendmahl werden die Ochsen verkauft und alle Einkäufe gemacht, wie sie solch ein Leben verlangt. Ganz gelungen wird erst eine solche Fahrt angesehen, wenn sich bei der Gelegenheit eine von den vielen Töchtern verlobt, oder gar der Sohn eine Burentochter mit viel Ochsen gefunden hat.

Diese Lebensweise und Mangel an Bewegung hat bei der körperlich großen Race der Buren Riesengestalten in hochgradiger Verfettung erzeugt, wie ich so etwas gar nicht für möglich gehalten habe. Der Mann, der im allgemeinen nicht unter 220 Pfund auf der Bildfläche erscheint, steigert sein Gewicht bis zu Bismarcks Normalgewicht von 250, bleibt doch aber immer noch eine menschliche Gestalt. Die Frauen sehen aber so aus, als ob ihr ganzes Bestreben das sei, bei der nächsten Mastausstellung den ersten Preis zu erlangen. Natürlich sehen solche Menschen jeden Anderen für eine Art überflüssigen Hering an und lassen ihn das bei jedem Wort, jedem Blick auch empfindlich fühlen.

1815 wurde im Pariser Frieden die Capcolonie England zugesprochen. Unter der neuen Regierung fühlten sich die Buren so beeinträchtigt, daß sie der

neuen Verwaltung durch die erste Auswanderung, den sogenannten ersten Treek nach dem Oranjefluß, aus dem Wege gingen. Als sie dort Alles gesäubert hatten und anfingen in Zufriedenheit zu leben, hatten die Engländer irgendwo mit einem Hottentotten-Hirten einen Vertrag geschlossen, auf Grund dessen sie sofort nachkamen und Alles annectirten, was den Buren hätte von Vortheil sein können. So z. B. den Distrikt der Diamanten um Kimberley, sogar für eine Zeit lang den Oranje-Freistaat selbst. Ein Theil der Buren zog nun im zweiten Treek nordwärts über den Vaal. Aufs Neue begann der Kampf gegen wilde Bestien und auch gegen Hottentotten und Buschleute. Alles wurde niedergeschossen, der Rest der Hottentotten nach unserem Angra Pequena verdrängt, die Buschleute gänzlich unterworfen. Es wurde die Südafrikanische Transvaal-Republik gegründet; Pretoria wurde Sitz der Regierung.

Kaum daß die armen Buren da zu sich selbst gekommen waren, stellten sich auch schon die Engländer wieder ein. Agenten und Commissaire bereisten in Eile den ganzen Norden bis über den Zambese in unser Ostafrikanisches Seengebiet. So wurde in kurzer Frist das ganze Afrika bis an den Congostaat unter englischen Schutz gestellt. Die nächste erste Absicht ist, die beiden Republiken einzuschließen und von England abhängig zu machen; was auch schon

längst geschehen wäre, wenn die Entdeckung der Goldfelder ihnen nicht noch Lebenskraft verliehen hätte. Die zweite Absicht ist, das deutsche Südwestafrika auf die Küste einzuschränken; die dritte ist die, Portugal zu verhindern, seine Colonien Angola und Benguela in Westafrika mit Mozambique an der Ostküste durch das Zwischenland vereinigen zu können; viertens aber durch dieses Vorgehen nach Norden, das Ziel aller englischen Colonialpolitiker, in englischer Machtsphäre das Capland mit den Nilländern in Verbindung zu bringen.

Alle diese Vertragszettelchen mit drei Kreuzen haben merkwürdigerweise bis heute staatspolitische Geltung behalten. In dem bacchanalen Tanz nach Macht sollten auch wir das Augenmerk darauf richten, jetzt, wo es noch möglich ist, Flächen zu aquiriren, die man mindestens als Tauschobjecte gebrauchen könnte.

Soll ich etwa nun noch erzählen, wie ich in vielgenannten Städten ankomme, die auf den Karten sehr fett gedruckt sind, wo alles hochtrabende Namen hat, die ersten beiden Hotels, bis unter das Dach überfüllt, mich nöthigten, mit einer Kammer in einer Spelunke zufrieden zu sein; wie ich mit Noth und Mühe durch zehnmaliges Hin- und Herlaufen endlich meiner Bagage habhaft werde. Dazu Hemdeärmeldasein, Blechbüchsenexistenz, Festmahl mit allem Luxus im deutschen Club,

Gesangverein mit „Deutschland über Alles", todte Pferde auf den ungepflasterten Straßen und frei darin umherlaufendes Vieh. Jeder Ton, jeder Blick, jeder Mensch hat etwas Eigenartiges und weckt recht lebhaft meine Erinnerungen aus den Tagen meines Aufenthaltes in Colorado während des Silberkrachs. Nur Eines fehlt und das ist — der Revolver. Es ist wunderbar genug, aber es ist so. Die persönliche Sicherheit scheint nach keiner Richtung hin beeinträchtigt. In Hotels wird kaum die Thür abgeschlossen, selbst wenn man ausgeht.

Eines Gedankens aber habe ich mich nicht erwehren können und das ist der, was in der Zukunft daraus werden soll, wenn das farbige Element zum Bewußtsein seiner Ueberzahl kommt gegen die Handvoll weißer Scheusale, die sie nur als arbeitendes Vieh ansehen und auch so behandeln. Die Hottentotten sind, wie die Buren das auch mit dem Namen haben ausdrücken wollen, Jammerlappen und kommen gar nicht in Betracht, die Kaffern aber, die sehr zu Unrecht diesen nichtachtenden Namen von den Portugiesen bekamen, sich selbst aber Sulus, d. h. die Himmlischen, nennen, sind ein Volksstamm, der wohl alles Zeug dazu hat, dereinst in Capland eine große Rolle zu spielen.

Nach der Niederwerfung von Ketschowayo gelang es den Engländern, dies wohldisciplinirte Volk von

Riesen und Kriegern in dreizehn kleine Häuptlingsschaften zu zertheilen, was denn auch, wie zu erwarten stand, zu inneren Zwistigkeiten, Mord und Todtschlag führte. Die ärmere Bevölkerung an den Grenzen wandert als Arbeiter in die Diamant- und Goldfelder, sich so viel Ochsen, d. h. vier bis fünf, zu erwerben, um damit eine Frau kaufen zu können. Diese Leute sollen nicht immer das nöthige Quantum von Hochachtung gegen den Weißen mit nach Hause bringen. Sie fangen auch schon an zu rechnen, daß die Gesammtzahl ihrer Bedrücker eigentlich doch verschwindend klein gegen ihre eigene Volkszahl ist, und bei irgend einer großen Veranlassung fanden die führenden Sulus Verbündete nicht allein in jedem farbigen Stamme, sondern namentlich auch in dem von den Weißen verstoßenen Volk der Bastards. Es giebt ja einen großen Procentsatz Weiße, so z. B. fast alle Afrikander, (d. h. Weiße, welche in Südafrika geboren sind), die bereits mit scheelen Augen auf England sehen und die Lostrennung der Cap-Colonie von England nur für eine Zeitfrage halten. Die Farbigen aber empfinden jeden Schritt, den ein Weißer in ihrem Lande thut, wie eine ungerechte Anmaßung und sind mit Glasperlen auch nicht mehr zu beruhigen. Der Sulu arbeitet nur gezwungen, treibt aber Athletiksport in hohem Maße. In Natal leben 300,000 neben etwa 20,000 Weißen.

Alle Arbeitskräfte werden durch Inder, Chinesen und Menschen ersetzt, wo sie zu finden sind. Hätte die Küste einen besseren Hafen, so müßte Durban den Haupthandel des Caplandes an sich reißen, da eine Eisenbahnverbindung mit den Republiken schon fertiggestellt ist, so aber kann ich jedem Capreisenden nur empfehlen, wenn er mit dem Ueberblick der Verhältnisse in dem Jammerburen-Diamant- und Goldlande fertig ist, für sich zur Belohnung eine Expedition durch Natal und Swasiland zu machen. Das wird Alles aufwiegen, was er bis dahin erlitten hat. Es wird Ignoranten geben, die behaupten können, daß die Schweiz schönere Punkte habe und Sulus auch schon im Panoptikon gewesen wären — gerade hier aber ist alles vereinigt, um einem Forscherblick in Natur und wilde Völker noch ein Feld der Thätigkeit zu bieten, das selbst hier schon täglich durch fremden Einfluß an Ursprünglichkeit einbüßt Etwas, was bei dem kriegerischen Sulu sehr eigenthümlich erscheint, ist die peinliche Sorgfalt, die er auf seinen Haarschmuck verwendet. Eine den Kopf schützende Wulst kennzeichnet ihn als Krieger — sie bildet aber nur die Unterlage für bei jedem Einzelnen anders geformte Zöpfe, Zipfel, Strähnen, Zacken, Wellen, fette und trockene Streifen. Im Kriegsschmuck bildet auch die Farbenbemalung eine große Rolle. Wenn die Formen und Bilder auch manchmal an die Clowns

unserer Circi erinnern, wird der Gedanke daran aber gänzlich verscheucht durch die mächtige, breite Gewaltgestalt dieser Kraftmenschen Ketschowayo erzog sein Volk zu Kriegern, verbot das Heirathen vor dem vierzigsten Jahre. Bei ihren Uebungen im Laufen, Springen, Werfen und Ringen sieht man erstaunenswerthe Leistungen. Wie wir im Caroussel nach Türkenköpfen stechen, werfen sie nach rothen Zielen, welche die englische Uniform bedeuten sollen. Hochinteressant ist es, in ihren Gebräuchen und Gewohnheiten sie als zum Bantu-Volk gehörig mit den Negern zu vergleichen, denen wir an der Guineaküste begegnet sind. Ein Sulu-Medicinmann sah mit allem Schmuck, allen Geberden und Ausrufen einem solchen an der Guineakiste so ähnlich, daß ich anfangs glaubte, es sei derselbe Mann. Auch hier haben diese Trottel fast unbeschränkte Macht In den siebziger Jahren gebot ein solcher Kerl seinem Volk, das Vieh zu tödten, weil die Ahnen im Jenseits das so gewünscht hätten. Es geschah, und an 50,000 Sulus gingen damals am Hunger zu Grunde.

Es bleibt mir nur noch zu sagen übrig, daß alle die kleinen kulturpolitischen Ausfälle gegen die Briten auf deutschem Patriotismus beruhen, ich aber nur sagen kann, daß da, wo ich mit Engländern in Berührung gekommen bin, mich ihre Zuvorkommenheit und Gefälligkeit nur zu Dank verpflichtet hat. Vieles

wäre mir zu sehen gar nicht möglich gewesen, wenn ich nicht ihre bereitwillige Unterstützung dabei gehabt hätte. Mein Lehrer in der englischen Sprache war einst ein Amerikaner aus Boston, der so von seiner Correctheit überzeugt war, daß er behauptete, das schlechteste Englisch würde in England selbst gesprochen. Nirgends aber hat mich mein Englisch so oft im Stich gelassen wie im Capland, wo häufig Engländer sogar Fahrenheit, Celsius und Réaumur von mir nicht verstehen wollten, weil ich es nicht hinreichend abkürzte, mit einem unartikulirten Gurgelton oder sonst was verband. Zuletzt wird das Einzige, was sie nicht grausam zusammenschmelzen, noch Whisky und Soda bleiben.

Ich hatte gedacht, in Pretoria eigentlich eine kleine Ruhestation zu machen, um so mehr, als ich im Transvaal-Hotel recht angenehm untergebracht war. Da sich aber das Gerücht verbreitet hatte, es wäre ein Reisender angekommen, der das Capland zum Vergnügen bereise, erschien das einigen Reportern so unglaublich und Grund genug, mich heftig zu interviewen. Zwei der lieblichen Tagesblätter schilderten mich als einen scheinbar jovialen Geheimnißkrämer, der durchaus nicht mit den Absichten des Kaisers Wilhelm hätte herausrücken wollen. Sie hofften, mit „Ohm Paul" würde ich zwangloser reden, denn seit die Interessen Transvaals in der Delagoabay zu

finden wären, gäbe es für Transvaal und Deutschland nur noch gemeinsame Interessen.

Im Herzen hatte ich längst Abschied von der Cap-Colonie genommen, mit meinen Koffern aber nahm ich ihn jetzt. Machte noch eine schauderhafte Eisenbahnfahrt auf der seit diesem Frühjahr so berühmt gewordenen Delagoa-Eisenbahn, lebte so gut ich konnte aus einem mitgenommenen Körbchen mit Früchten und segnete den Augenblick, als ich wieder Portugiesen zu sehen bekam.

Delagoabay. Laurenzo Marques.

Was muß alles mit mir vorgegangen sein, um das zu sagen, in dem Bewußtsein, so manche Gelegenheit nicht vorüber gelassen zu haben, um dem portugiesischen Colonialsystem so manches anzuhängen.

Wenn man aus dem verrotteten, kahlen, unsympathischen Spanien nach Portugal kommt, ist man angenehm berührt, bebaute Felder, Baumwuchs, Wasser und höfliche Menschen zu finden. Durch den hochstrebenden Geist Heinrich des Seefahrers getrieben, umspannten sie einst die ganze Welt mit ihren

Besitzergreifungen, die Kleinheit des Mutterlandes aber versagte die Mittel, diese zu großer Ausbeute zu bringen. Der größeste Theil aber ging dann mühelos in die Hände anderer Mächte über. Der Colonialhandel Portugals hat sich immer nur auf schmale Küstenstriche beschränkt, die Portugiesen haben sich aber stets human zu den Eingeborenen gestellt. Sie befestigten bei der ersten Besitzergreifung sich in strategisch gesicherten Plätzen und ist das der Grund, daß diese portugiesischen Ansiedelungen meistens in so ungesunden Einöden liegen, die der Eingeborene meidet und die den Europäer sicher durch Malaria dahinraffen. Ein Portugiese Laurenzo Marques gründete, auf der Rückreise von Goa begriffen, in dieser Bay eine Factorei. Ob sie nun danach Delagoa heißt oder die Sprachforscher Goa mit Sumpfland übersetzen, die Benennung daher zu erklären, ist schwer zu entscheiden. Einmal ist der Grund und Boden dieser portugiesischen Niederlassung vielleicht seiner perniciösen Sumpffieber wegen der ungesundeste Ort in ganz Afrika — andererseits macht man hier die überraschende Beobachtung, daß Goaleute aus Indien sich hier des Haupthandels bemächtigt haben. Wer in Indien gewesen ist, erkennt sogleich die gelben ernsten Parsen mit ihren Lederkappen, die natürlich den Geldverkehr in ihre Banken leiten, und viele andere Inder, des Tauschhandels beflissen. Tamilen, wie Gerippe mit schwarzem

Sammt bezogen, verrichten alle Arbeiten, und damit auch gar nichts fehlt, wo eigentlich nichts zu suchen ist, schleicht hier und da auch ein Chinese umher, der entweder wie die andern am Fieber zu Grunde gehen wird oder, wenn die Parsen nicht da wären, bald im Besitz allen baaren Geldes sein würde. In Laurenzo Marques ist die Transvaal-Eisenbahn wie ein elektrischer Funke in einen Kadaver gefahren. Alle Muskeln zucken und bewegen die Glieder, als ob es wirkliches Leben sei. Die Angehörigen stehen umher und hoffen auf Leben. Das Fiebertodchen aber im Hintergrund reibt sich die Knochen in Schadenfreude und denkt, daß es doch der Stärkere sei. Eine Hand voll Menschen, die man unter anderen Umständen Weiße nennen würde, schleichen gelblich fahl und schlaff einher.

Eine Straße hat auch Häuser, eine Kirche ist auch dabei und mit krampfhaftem Eifer werden Wellblechschuppen aufgestellt, Lager und Agenturen eingerichtet, um den ganzen Exportreichthum von Transvaal verschiffen zu können. Wenn dabei auch alle Leute zu Grunde gehen, wenigstens ist damit doch den Engländern ein Schnippchen geschlagen. Transvaal will seine Interessen ganz und gänzlich von England ablösen und auf Deutschland übertragen. Ich auch.

In meinem kleinen Hotel roch es nach Moder, gegen Abend zogen weiße Nebel wie die Geister-

gestalten im Erlkönig umher. Man wagt nicht, ein Fenster zu öffnen und Athem zu holen. Endlich belebt ein Kanonenschuß und die Flagge die sinkenden Kräfte. Ich hatte nicht das Fieber, aber dachte schon an Alles, was mit fi anfing, nun aber war Alles wie mit einem Zauberschlage fort; der Wörmanndampfer, der mich nach Sansebar bringen sollte, war soeben eingelaufen. Ich fand meine reservirte Cabine, hörte wieder heimische Laute, war zu Hause, und obgleich mein Weg noch um die Welt gehen sollte, hatte ich das Gefühl, als ob ich die Heimreise anträte. Hochinteressant wäre es, alle die Daten über Verkehr, Im- und Export zu geben, welche die Firma Wörmann in Hamburg gewiß zuvorkommend mittheilen könnte. Im Interesse des Lesers aber thue ich mir Zwang an und überlasse ihm selbst, sich dort Belehrung zu holen.

Anfang des 16. Jahrhunderts brachte jeder neue Tag Nachrichten über Entdeckungen neuer Länder, Funde ungemessener Schätze und von Völkern, die deren Werth gar nicht zu kennen schienen. 1522 rüstete Portugal eine Flotte aus zu dem Zweck, die Häfen am Zambese in Besitz zu nehmen und zu befestigen. Vasko da Gama hatte sie bereits besucht. Man fand Araber und Inder im Handelsverkehr mit dem Hinterlande. Die Goldgier machte den Portugiesen tapfer, die Häfen wurden durch Forts befestigt, die

Araber vertrieben. Er verbündete sich mit kriegslustigen Kaffern, zerstörte das Reich von Monamatopa, fand Gold und die Ruinen von Zimbabwe. Der erste Erfolg war der, daß Camoës, oder wie die Portugiesen ihn aussprechen: Camoësch, in die Leier griff, die Helden besang, verherrlichte, und er war es, der zuerst Zimbabwe für das alte biblische Ophir hielt, die Residenz der liebebedürftigen Königin von Saba. Das bischen Gold, was da war, hatte bald ein Ende gefunden, aber ein überschwenglicher Quell des Reichthums erblühte dem christlichen extra-gläubigen Portugal durch den Sklavenhandel.

In den drei Jahrhunderten müssen eine Million Menschen von der portugiesischen Senegalküste nach Brasilien, Westindien, Nordamerika, Arabien und Indien verschifft worden sein. Wenn man annimmt, daß von zehn im Innern aufgegriffenen Negern nur fünf lebend die Küste erreichten und beim Schiffstransport noch zwei zu Grunde gingen, so ist der Apparat, die Kosten und der Schaden denn doch ein bischen zu theuer. Trotzdem hat es sich aber bis zum Jahre 1868 hier recht flott erhalten und heute noch werden geistreiche Vorwände gefunden, der Sache ein modernes Kleid umzuhängen. Man miethet jetzt freiwillige Arbeiter und die Häuptlinge aus dem Innern sorgen dafür, daß mit einem Kupferstück Handgeld der Name Sklave fortfällt. Die Sache selbst

bleibt aber dieselbe. Seitdem sie aber nicht mehr so schwungvoll betrieben wird, ist die Küste Mozambique verödet, vergessen und verlassen. Sofala, Quilimane sind vernegert, kaum ein paar weiße Menschen zu entdecken. Die alten Paläste der Sklavenhändler stehen zerfallen in Sümpfen. Kein Portugiese betreibt irgend einen Handelszweig; französische Faktoreien und die Hamburger Firma Hansing kämpfen hier gegen das Fieber und führen Elfenbein und einiges Andere aus. Das sehr gute Elfenbein geht immer noch gewohnheitsmäßig den Weg der Sklaven nach Amerika; Marseille und Bombay sind sonst die Absatzpunkte.

Das alte Ophir spannt hier jeden Reisenden zu den größesten Erwartungen und ich denke, manches wird die Zeit noch aufzuklären suchen. Der arabischen Cultur dankt die Ostküste Afrikas sehr viel. Das erste Sultanat saß schon lange vor Mohamed in Sofala, doch erst durch das Auflodern im Islam besiedeln die Araber die ganze äquatorische Küste. In dieser Zeit wurde auch das arabische Sultanat in Zansebar gegründet. In Zimbabwe, im heutigen Maschonaland, sind Ruinen eines Tempels der Göttin Almagah. Das Heiligthum war durch eine Befestigung geschützt. Außerdem finden sich nicht allein noch andere Ueberreste von fast prähistorischem Alter, sondern auch sichere Anzeichen uralter Ausbeute von

Goldminen oder Gefilden, zwischen dem Zambese und Limpopo. Arabische Händler vom Rothen Meer entwickelten in uraltester Zeit schon regen Tauschhandel und brachten Gold, Gewürze und Narden, auch köstliche Stoffe von da nach Aegypten und Syrien. Die Bibel sagt, daß dem König Salomo durch phönikische Schiffe Gold aus Ophir gebracht worden sei. Die Handschrift der Septuaginta, die beträchtlich älter ist als die hebräische Schriftrolle, wird das Goldland Sophira genannt, was bei der beliebten Wandelung des r in das bequemere l unserem Sofala fast gleich ist. Außerdem mündet dort an der Küste der Fluß Sabi, und da liegt die Verführung sehr nahe, an die Sabäer zu denken und die Königin von Saba.

Zimbabwe heißt Burg in allen Bantusprachen und wiederholt sich mehrfach unter diesen Völkern. Im Reich der Sabäer in Südarabien findet sich der Ueberrest eines Tempels genau in denselben Maßen, wie der der Almagah in Zimbabwe. Bis jetzt ist eine endgültige Klarheit noch nicht in diese historische Bibelstelle gekommen; vielleicht thun das die Engländer, die in ihren Forschungen ja immer sehr gründlich sind. Wunderbarer Weise verließen die Portugiesen sehr bald das niedergeworfene Monamotopa und seitdem ist ein Portugiese kaum zwei Meilen von der Küste ins Innere gekommen. Anfang dieses Jahrhunderts durchquerten zwei Halfcast's das Innere

von Afrika von Benguela nach Quilimane und brachten die ersten Andeutungen über die Größe des Zambese. Im Vertrage von 1891 hat sich nunmehr England dazwischen geschoben und beide portugiesischen Colonien wohl für alle Zeiten getrennt Schon seit mehr als zwanzig Jahren beuteten zahlreiche englische Pflanzer und Gesellschaften das Innere von Mozambique aus und der Thätigkeit dieser Phalanx ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß die englische Regierung, dort um Schutz angerufen, dem Ruf nur zu gründlich Folge geleistet hat. Die Sache hing so zusammen:

Portugal wünschte eine Eisenbahn nach Massi-Kassi; die Mozambique-Gesellschaft übernahm den Bau und erhielt dafür die Berechtigung, im Manica-Hochland Gold zu suchen. Der englischen Pioneer Line Comp war von der portugiesischen ein ähnliches Vorrecht gewährleistet, beide Gesellschaften geriethen in Massi-Kassi in heftigen Zusammenstoß. Das Einzige, was die Portugiesen thaten, war die Confiskation eines Flußdampfers und schließlich setzte Sir John Willoughby für die Engländer den unbeschränkten Verkehr auf dem Punguefluß durch, den freien Zugang von der Ostküste nach Maschonaland. Eine phantastische Forderung der südafrikanischen Colonie wurde ebenfalls anerkannt — und die Gegenleistung einer Eisenbahn von 117 Kilometern ist noch nicht fertig. Daran soll nur eine kleine Fliege schuld sein

und ist es auch in der That. Dies kleine Biest heißt Tsetse und ist eine Fliege wie jede andere, nur mit dem Unterschied, daß sie giftig ist und einen Stachel hat, der gerade um so viel länger als der anderer Fliegen ist, um ihn noch so viel tiefer dem Ochsen in die Haut zu stechen, daß die Blutgefäße getroffen werden und das Thier unfehlbar in kürzester Zeit blutvergiftet verenden muß. Andere Thiere und auch Menschen werden von der Tsetse verschont, das Rindvieh aber mit solcher Vorliebe bedacht, daß in dem Breitengrad vom Zambese bis Mozambique kein lebendes Rindvieh existirt. Was dies abscheuliche kleine Thier gerade in dieser Breite festhält, ist noch nicht genau erkannt, so viel steht aber fest, daß der Verkehr aus Mangel an befördernden Ochsen hier so gut wie Null oder sehr behindert ist. Afrikakenner aus unserem deutschen Ostafrika leugneten die Existenz dieser Tsetse gänzlich, obgleich sie niemals in diesen Breiten waren. Zu meiner Informirung ging ich vor meiner Abreise in Paris noch in die Museen des jardin des plantes und fand dort zu meinem Erstaunen sieben verschiedene Arten der Tsetse. Ein Ochse soll aber an einer schon genug haben. Es freut mich, bei dieser Gelegenheit wieder einmal meine Elephantenbahn empfehlen zu können. Der Elephant hat ein so dickes Fell, daß er über die Tsetse lacht. Wegen seiner Zähne kann man ihn ja immer noch später todtschlagen,

wenn er erst seine guten Dienste als Güterzug geleistet hat. In den vierziger Jahren berührte Livingstone zuerst den Zambese und setzte die Welt durch seine Berichte in Erstaunen. Auf den ältesten Karten von Afrika ist irgend wo beliebig ein großer See gemalt, aus dem der Nil, der Congo und Zambese entspringen muß. Ich vermuthe, daß unsere großen Reisenden, wie Behaim, Marko Polo sich gar nicht haben denken können, wo so gewaltige Wassermassen herkommen, wie sie diese drei Flüsse ins Meer ergießen. Da ihnen die Regelmäßigkeit der tropischen Regenzeit noch nicht klar war, konnten sie nur denken, daß solche Ströme Abflüsse von Riesenreservoirs seien. Von Seen im Innern mag ihnen wohl manches zu Ohren gekommen sein, und so entstand der Riesenteich auf den Karten von Afrika.

Der Zambese durchströmt mit einem Bogen nach Norden Afrika in seiner ganzen Breite, in einer Länge von 2600 Kilometern, sein Stromgebiet umfaßt eine Fläche von einer Million Quadratkilometern. Seine kolossalen Wassermassen durchbrechen alle Gebirgshindernisse in fünf größeren Kataraken und mehr als fünfzig Stromschnellen, sein Mündungsdelta ist so groß als das des Nils, und das Erdreich, das er mit sich führt, versandet meilenweit seine Einfahrt. Er beginnt seinen Lauf in Steppe, verwandelt dann sein ganzes Gebiet in üppigen tropischen Urwald, der

wiederum ihm seine Feuchtigkeit zurückgiebt. In der Regenzeit aber nimmt er gefährlich an Macht zu und rast wie eine elementare Kraft durch das Land. Schrecken und Entsetzen flößt er seinen Umwohnern ein, die ihm Opfer bringen und nur in heiliger Scheu von ihm reden. Das großartigste Naturschauspiel der Welt zeigt er in seinen Victoriafällen. Den Eindruck haben Livingstone, Mohr, Holub, Serpa Pinto mit Begeisterung beschrieben. Der fast 2000 Meter breite Strom wird durch zwei Inseln in drei Theile getheilt und stürzt nun seine gesammten Wassermassen mit donnerartigem Gedröhne 350 Fuß tief senkrecht in einen Trichter hinab. Man glaubt, er müsse die Erde spalten, und viele Meilen weit im Lande hört man das grausige Getöse. Aus dem Trichter erhebt sich aber der Strom und tritt nach wenigen Windungen, ebenso wie der Niagara nach seinem Fall, in einen durch Felsen gebildeten Engpaß. Als ob der Strom zeigen wollte, daß er durch den Absturz nicht gebändigt sei, bäumt sich Alles in ihm auf; riesige Dampfsäulen steigen hoch hinauf, um als Sprühregen in Regenbogenfarben wiederzukehren. In der Mitte des Flußbettes erheben sich haushohe Wassermassen wie Blöcke, um immer neuen wieder Platz zu machen. Der Fluß theilt sich in zwei Arme, zahllose Inseln bildend, dann wird er sanft und läßt sich auch sogar von ein

paar englischen Dampfbooten befahren, was die Portugiesen sehr wundert, weil sie selbst nie darauf gekommen wären, und auch auf die Eingeborenen einen großartigen Eindruck macht.

Die ganze Küste von Mozambique fällt nicht hoch aber steil ab und hat gegen das Meer vorgelagert ein Terrain von Sumpf oder Sand, was größeren Schiffen nur erlaubt, meilenweit vom Ufer zu ankern. In kleineren Booten wird dann versucht, auf stets sich ändernden schmalen Zugängen den ersehnten Küstenort zu erreichen. Die Sache endigt aber immer damit, daß man an hundert Schritt noch von Negern durch den Sumpf ans Land getragen wird. Die Neger gehören zum Sulustamm, scheinen aber hier gegen ihre Brüder in Natal und Kaffraria sehr degenerirt. Sie sind kleiner, schwächer, haben dünne Beine, flache Nasen und würden Einem gar nicht den Eindruck von Sulus machen, wenn nicht Waffen, Schmuck, Geräthe und viele Gebräuche genau dieselben wären. Ein wesentlicher Unterschied aber besteht darin, daß die Neger hier nicht mehr ihre Hütten rund erbauen, sondern viereckig construiren. Vielleicht ist hierbei der Einfluß der Europäer erkennbar.

Endlich erreicht man Mozambique selbst, seit 400 Jahren ungestört im Besitze Portugals. In Zeiten erster Besiedelung war der Sicherheit besonders Rechnung zu tragen. Alvarez baute auf der Nord=

spitze einer Koralleninsel das Fort San Sebastian, unter dessem Schutz sich die Stadt Mozambique auf das Herrlichste entwickelte. Gouverneur, Beamte, Offiziere, Großkaufleute bauten Paläste, Alles lebte vom Sklavenhandel und Alles war sehr schön und gut. Nun sollte auf einmal kein Sklavenhandel mehr sein, da aber die königlichen Beamten nicht davon lassen konnten, wurde alle halbe Jahr mit ihnen gewechselt. Man schickte zuletzt nur noch Verbrecher oder Verbannte, Mißliebige und solche Leute her, von denen man hoffte, daß sie dem Fieber keinen Widerstand leisten würden. Dagegen ernannte man stets einen Generalgouverneur aus den besten Familien, betrachtete den Posten als Sinecure, verlangte auch gar nicht, daß er selbst dorthin ginge. Die Stadt hatte sich im Glanz bis auf 6000 Einwohner gesteigert, hat sie auch heute noch — die Zahl der Weißen aber ist bedenklich zurückgegangen und eine Hand voll zweifelhafter Portugiesen schleicht fieberangeknaxt mißmuthig einher. Die Paläste sind im Verfall, die Häuser unfertig und die Bevölkerung scheint nicht zur Lebensfreude über dem Gedanken zu kommen, was sie eigentlich in der überflüssigen Stadt noch zurückhält. Sie lebt in Erinnerungen, ist gänzlich versauert und vernegert. Wie neues Leben und Zukunft präsentiren sich die Factoreien europäischer Häuser. Gebäude und Straßen sehen wie Theaterdecoration zum Barbier von Sevilla

aus und riechen sehr nach vorigem Jahrhundert. Plätze sind mit schattigen Bäumen geschmückt, es ist aber niemand da, der sich beschatten läßt.

Bleibt man vor einem Hause stehen, tritt eine zweifelhafte Persönlichkeit, vielleicht der Besitzer, in die Thür, hoffend, der geehrte Fremde könnte sich für Geld das Haus ansehen wollen. Im Lehm- und Rohrhütten-Stadttheil geht es lebhafter her. Das arabische Element scheint hier ganz fremd; Indien aber ist in allen Stämmen vertreten. Von Arbeit ist nicht die Rede, aber der Tauschhandel florirt immer noch wie im Mittelalter. Die großen Dampferlinien sind nur für die Factoreien. Der Volksverkehr mit Indien und den Inseln wird durch eine Marine kleiner Segelschiffe vermittelt, die auch heute noch zuweilen eine Ladung sogenannter „freiwilliger Arbeiter" durchzuschmuggeln versteht.

Elfenbein ist der Haupthandelsartikel nach Indien, dagegen werden Schmucksachen, Metalle und Stoffe eingeführt. Die Factoreien beherrschen den Platz gänzlich und wenn nicht ab und zu auf dem Fort San Sebastian Mißbrauch mit Pulver geschähe, würde man gar nicht an die Portugiesen denken. Auch hier regiert das Hamburger Haus Hansing, das auch in Zansebar sehr engagirt ist.

Für jeden Reisenden, der von Norden kommt, wird Mozambique ein größeres Interesse haben als

den, der die übrigen Küstenplätze Afrikas schon kennen gelernt hat. Man trifft hier ein Völkergemisch zusammen, bei dem alles, was man sieht, interessant erscheint und manchen Aufschluß über Vieles giebt, das man nur aus Büchern und Bildern kennt. Wie in Madeira, läßt man sich im Hammok umhertragen, was in der Hitze sehr angenehm ist. Mit Umständen und Umwegen erreicht man dann endlich wieder sein Schiff.

Deutsch-Ostafrika.

Im Anfange der achtziger Jahre ging ein Drang durch die Gemüther, die Welt kennen zu lernen und in Liebe zu umfassen. Dr Peters drang zu den Suaheli ins Innere, Graf Pfeil und der Botaniker Juhlke schlossen sich ihm an. Peters, genial, praktisch und entschlossen, erwarb durch Verträge mit den Häuptlingen Gebiete um Usagara von beträchtlicher Größe, d. h. 142,000 Quadratkilometer. Er erhielt 1885 den erbetenen Schutz des deutschen Reiches. Der Sultan Bargasch von Sansibar protestirte und machte Anstalten, sein Recht mit den Waffen aufrecht

zu halten. Eine Flottendemonstration aber besänftigte ihn und ließ ihn den Thatbestand anerkennen und es bildete sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, das Land auszunutzen. Gegen eine Jahresrente trat der Sultan ihr die Zollverwaltung an der Küste ab. Nun erstand die Plantagegesellschaft. Der Sklavenhandel wurde erstickt; die neuen Verhältnisse jedoch schnitten so tief in die bisherigen Gewohnheiten ein, daß 1888 ein allgemeiner Aufstand sich erhob, in dem alle Plantagen und Stationen der Zerstörung anheimfielen. Das Land wäre nunmehr verloren gewesen, wenn das Reich nicht helfend eingetreten wäre. Major von Wißmann, der mit Pogge in Durchquerung Afrikas Erfahrung erworben hatte, bewies sich hier als Mann der That. In kluger Umsicht und energischem Handeln führte er im Laufe eines Jahres die Aufständischen zur Ruhe und Ordnung zurück. Wißmann war der Mann, den wir brauchten, er hatte nur einen Fehler, er schien zu jung. Mit Todesangst sah man am grünen Tisch nicht die großen Eigenschaften Wißmanns, sondern fürchtete, seine Thatkraft würde nur neue Verwickelungen hervorrufen. Hätte man damals ihn gewähren lassen, stünde es anders mit der Begrenzung der Ostafrikanischen Colonie. In der Colonial-Politik liegt ein Stück überschwellender Kraft der Nation und an allen anderen Mächten sieht man, daß nichts

dabei herauskommt, wenn man auf Strümpfen wie zwischen Eiern einherwandelt. Dieses Land mußte sich nach Wadelai, Lado erstrecken, Emin Pascha deutscher Gouverneur des Nordens bleiben. Dieses Land mußte den Congo erreichen, mußte den Zambese erreichen und Fühlung mit Südwestafrika bekommen. Wißmann und Peters waren damals in der Lage, dieses Ziel zu erreichen. Man hat die günstige Gelegenheit vorüber ziehen lassen und wir müssen heute mit den Händen im Schoß zusehen, wie die Engländer es so leicht für sich machen, als ob ihnen die reifen Früchte von selbst zufallen. Deutsch-Ostafrika ist noch einmal so groß wie Deutschland, hat zum Erschrecken viel wüstes Land, aber auch Theile von außerordentlicher Fruchtbarkeit.

Der schönste Schutz und die angenehmsten Gesellschaften werden nichts, gar nichts erreichen, wenn nicht eine Masse Geld hineingesteckt wird, um die Früchte nicht tropfenweise, sondern gleich im Vollen und Ganzen sich mehren zu sehen Wo drei Stengel eingepflanzt sind, wird heute schon ein großes Trara davon gemacht, in Wirklichkeit aber sind das alles minimale Versuche im Vergleich zu den Hoffnungen, die man auf diese Colonie gesetzt hat. Tabora ist der Glanz, von dem sich alles bestrahlen läßt, was ist das alles aber gegen die riesige Fläche und die Anstrengungen, durch die sie erkauft ist. Es kann mir nicht im

Entferntesten einfallen, über die Verhältnisse von Deutsch-Ostafrika reden zu wollen, wenn ich bedenke, welch unvergleichlich vortreffliches und erschöpfendes Buch Dr. Peters darüber geschrieben hat. In ihm ist alles zu finden, was uns über das Land zu denken möglich ist, und man staunt über die Sorgfalt, mit der diese Menge von Zahlen und Vergleichen zusammengetragen sind. Es ist ein wissenschaftliches Buch von hoher Bedeutung und wird daher keinen großen Leserkreis finden. Wer aber auch sich nicht die Zeit gönnen kann, darin zu lesen, sollte nicht versäumen, wenigstens den Karten seine Aufmerksamkeit zu schenken. Da stehen allein schon Lösungen von vielen Problemen drin, die wie Geister das Neuland umschweben.

Verkehrswege müssen den Handel heben. Ich kann nicht begreifen, daß man dabei immer gleich an Eisenbahnen denkt, die viel zu theuer zu bauen, noch theurer zu erhalten sind und in den Tropen sich schnell bis zur Unbrauchbarkeit abnutzen. Wo sind die Kohlen und wie soll man sie herbeischaffen? Schon davon zu reden frißt gleich die ganze Jahressubvention auf, die der willige Reichstag zuweilen für gut hält zu bewilligen. Nur Elephantenbahnen sind der einzige Ausweg. Wenn Pyrrhus schon auf Elephanten geritten hat, wird Wißmann das doch auch können: von Dar es Salaam über Tabora nach

dem Tanganika-See, um die Thür nach dem Congo zu öffnen. Dieser ganze Versuch würde kaum so viel wie ein paar Locomotiven kosten. Damit würde ich nicht erst warten, bis sich das Bedürfniß herausstellt, sondern ich bin überzeugt, daß durch solche Verkehrslinien eine nie geahnte Bewegung in die jetzt stagnirenden Verhältnisse kommen würde.

Die Seen vom Zambese bis zum Nil in dieser Weise verbunden müßten eine Welthandelsstraße schaffen. Der wundeste Punkt der Colonie ist der, daß des tropischen Klimas wegen es ganz ausgeschlossen ist, Europäer zu Feldarbeiten zu verwenden. Es müßte denn sein, daß mit Italienern ein Versuch einschlüge. Die eingeborenen Negerstämme sind nur ausnahmsweise zu gebrauchen, da ihrer angeborenen Freiheitsliebe und Faulheit wegen auf sie nicht mit Zuversicht zu rechnen ist, der Mohamedaner zumal es für unwürdig hält, dem Weißen zu dienen. Ein Hafen existirt nirgend an der ganzen Küste, obgleich ein paar flache Einbuchtungen diese Namen führen. Die Schiffe müssen weit vom Ufer auf der Rhede liegen bleiben und die Ueberführung und Landung kann dann nur mit flachen Booten geschehen. Das ist Alles sehr mühsam, umständlich und zuweilen gefährlich.

Wenn man vom Süden heraufkommt, liegt gleich Lindi, dann Dar es Salaam, dann Bagamoyo und

nordöstlich Zansibar gegenüber Pangani. Alle diese Orte sind äußerst unbedeutend, liegen flach an der Küste mit einer Reihe weißer Häuser mit grünen Jalousien, ein paar zweistöckige mit Galerien; aber Alles unter Palmen, Bananen und saftigem Grün. Hinter Lindi allein erhebt sich das Terrain und bringt etwas Abwechselung in die einförmige Küste. Dann folgt das alte Kilwa, nicht etwa das neue Kilwa, welches etwas südlich davon im Sumpf verkommt, sondern ich meine das alte Kilwa, welches vor tausend Jahren schon historische Bedeutung hatte. Es lag auf einer Insel in reizender bewaldeter Bucht und Ueberreste alter Bauten zeugen heute noch von der früheren Bedeutung. Leider legte das Schiff hier nicht an, um mich besser informiren zu können.

Bagamoyo ist die Residenz des Gouverneurs und haben sich dadurch die Bauten so gemacht, als ob sie in einer Residenz wären. Alles ist sauber, oft elegant, die Vegetation thut ihr Bestes dabei und 10,000 Einwohner gehen wie in der Residenz einher. Warum das aber so ist, kann man nicht begreifen, denn die Lage von Bagamoyo hat eigentlich keinen rechten Zweck. Für das Hinterland ist dieser Ausgangspunkt gar nicht durchaus nothwendig und das ungünstig flache Ufer schließt eigentlich jeden Seeverkehr aus.

Von Natur ist Dar es Salaam durch etwas bessere Wasserverhältnisse bevorzugt und der Haupt-

seeverkehr hat sich hierher gezogen, weil die Anker- und die Landungsverhältnisse hier bessere sind. Dar es Salaam hat auch 10,000 Einwohner, lacht mit freundlichen Häusern auch aus Palmen hinaus und entwickelt eine rege Thätigkeit. Wenn ich Gouverneur wäre, so würde ich den Sitz der Regierung nach hierher verlegen. Hoffentlich wird dies Grund genug sein, mich niemals in die Lage zu bringen. Pangani taucht kaum auf einer Düne aus einem tropischen Mongrovesumpf hervor, hier duftet Alles noch stark nach Rohrhütte, Sieber und als ob es noch recht weit von europäischer Cultur sei.

Den Panganifluß aufwärts hat man unter vielen unangenehmen Gefühlen, wie z. B. der Moskitos, der Nähe wieder einmal der Grenze der lieben Engländer, der nicht zu großen Zuverlässigkeit der guten Eingeborenen, einen ziemlich beschwerlichen Weg zurückzulegen, um den höchsten Berg Afrikas, den 15,000 Fuß hohen schneebedeckten Kilimandscharo zu sehen. Alle, die ihn besuchten, sind bezaubert von der imposanten Form, der herrlichen üppigen Vegetation und waren überrascht, genau unter dem Aequator sein Haupt mit Schnee bedeckt zu finden.

Vielleicht hat der freundliche Leser mittlerweile schon so eine Idee davon bekommen, was das heißt, Expedition ins Innere des Landes zu machen, welche Vorbereitungen und Kosten dazu gehören, sich alle die

Träger für das Allernöthigste zu miethen, dieselben zu disciplinieren, bewaffnen, ernähren und wieder nach Hause zu bringen; welche Last man dem Gouvernement, den Stationen, der Schutztruppe auferlegt und wie viel Zeit damit verbraucht wird. Vielleicht mildert das seine Enttäuschung, wenn ich sage, daß ich den Kilimandscharo nicht bestiegen habe.

Alles Bestehende hat eine Zeitdauer von drei Jahren, erst wenn sich diese drei Jahre wiederholt haben, ist Aussicht auf längeren Bestand.

Unsere junge Colonie hat nun bald viermal solcher drei Jahre durchgemacht und man kann wohl sagen, daß es Sturm und Drang war. Der 27 Jahre alte Peters gab den bewegenden Anstoß und setzte Vermögen, Gesundheit und Leben dem großen Zweck ein. Er ist es, der unsere Aufmerksamkeit auf Ostafrika gelenkt hat, und seine Erwerbungen sind es, die den Stamm zur heutigen Colonie bilden. Zur Ausbeute dieser Ländereien bildete sich die deutsche Ostafrikanische Colonial-Gesellschaft und ging mit Vertrauen an die Besiedelung im neuen Lande. Das waren drei Jahre der seligen Träume. Den Engländern kamen diese Fortschritte vollständig überraschend. Sie zwangen den Sultan von Zansebar zu protestiren, der mußte die Häuptlinge im Innern aufhetzen. Es fand ein allgemeiner Aufstand gegen die Fremden statt. Alle Stationen, Missionen wurden zerstört, viele massakrirt,

die wenigen übriggebliebenen nach der Küste gedrängt. Nur Bagamoyo hatte sich halten können.

Das Reich hatte 1885 die Ostafrikanische Gesellschaft unter seinen Schutz gestellt, und wenn der große Bismarck auch gesagt hatte, daß deswegen nicht die Knochen pommerscher Musketiere aufs Spiel gesetzt werden sollten, gelang es ihm, da einige katholische Missionare im Aufstand umgebracht waren, mit Windhorst's und der Centrumsbeihülfe, zur Rettung zwei Millionen im Reichstag auszuwirken. Nun trat das Reich zur Gesellschaft aber in andere Rechte. Der Kanzler bevollmächtigte den Major Wißmann mit der Herstellung des normalen Zustandes und seine militärischen Maßregeln wurden auf das Nachdrücklichste durch unsere Flotte unterstützt. In zweimaliger Durchquerung Afrikas hatte Wißmann nicht allein hinreichende Erfahrungen gesammelt, sondern auch Charaktereigenschaften bewiesen, die ihn vor allen anderen dazu geeignet machten, seinen Auftrag zu erfüllen. Wie er ihn in Vorbereitung, Kampf und Sieg und Neuorganisation erfüllte, sind die zweiten drei Jahre. Diese Zeit ist die Poesie und schönste Erinnerung derer, die unter seinen Befehlen dort sein durften. Drei Häuptlinge waren es, die sich an die Spitze des Aufruhrs gestellt hatten. Bushiri bei Pangani, Seliman ben Seef und Bana Heri. Der Karawanenhandel, Verkehr und Sicherheit

waren gänzlich unterbrochen und es schien fast unmöglich, der Bewegung wieder Herr zu werden. Die Küste wurde auf Sklavenhandel und Kriegscontrebande blockirt. Wißmann hatte von Zansebar aus eine Schutztruppe von 1000 Sudanesen, die in Cairo angeworben waren, und 500 Sulus organisirt, wobei Wißmann wie sein hochbegabter Adjutant Dr. Bumüller Ungewöhnliches leisteten. In der Truppe drillten Gravenreuth, Zelewski, beide Schmidt, Bulow, Eberstein, Medem Leue, Langheld, Elpons, Ramsay, Richelmann, Johannes, End. Als Aerzte zeichneten sich Schwarzkopf und Kohlstock aus. Stuhlmann und Ehlers seien in ihrer Mitwirkung noch genannt und nicht zu vergessen das so oft zum Siege so nothwendige Eingreifen unserer heldenmüthigen Marine. Mit Stolz und Befriedigung nenne ich hier einige Namen und wir alle werden gut thun, sie nicht zu vergessen, wie sie weit über das gewöhnliche Maß hinaus deutschen Ruhm und deutsche Ehre, deutsches Recht und deutsche Treue der ganzen Welt verkündet und sich um Vaterland und die Nation verdient gemacht haben. Ich sage: ich nenne einige Namen, aber außer ihnen sind noch viele da, die in selbstloser Opferbereitschaft fröhlichen Sinnes in diese neue Welt zogen und nicht wiederkehrten.

Wißmann war die Seele der ganzen Organisation und sie ein Instrument in seiner Hand. In Jahres-

frist zerschmetterte er in heftigen Kämpfen oft mit unsäglichen Marschanstrengungen Bushiri im Norden, unterwarf die ganze Küste, vernichtete in unzähligen Gefechten und drei oder vier Entscheidungskämpfen, was an Widerstand noch da war. Bushiri wurde gehängt, mit den Anderen auf Gnade und Ungnade paktirt, die Stationen wieder aufgerichtet, militärisch befestigt und besetzt. Karawanen zogen wieder unangefochten von den Seen nach der Küste, und es gab so viel zu thun und einzurichten, daß Wißmann darüber Europa fast vergessen hätte. Zur Berichterstattung reiste er dorthin ab und wer könnte sich wohl in die Lage dieses Mannes versetzen, der in der Hoffnung der Anerkennung seines Schaffens die Gewißheit des abgeschlossenen englisch-deutschen Vertrages vorfand. — Der Reichskanzler Caprivi war, nachdem der Reichscommissar Wißmann seine Schuldigkeit gethan hatte, nun bestrebt, analog dem Heimatlande, der Colonie einen festen Rahmen für den Pendelgang der Verwaltung zu geben. Da Wißmann so schnell, so tapfer gewesen war, traute man ihm andere Eigenschaften weniger zu, schon weil er zu jung war. Herr von Soden wurde zum Gouverneur von Ostafrika bestellt und wanderte dort mit einer Armee von Civilbeamten und viel Papier ein. Allerdings fand er recht wenig Acten vor, dem Uebelstande wurde aber bald abgeholfen und Gerichte und Ver-

waltungsbureaux und Alles so schön und gut eingerichtet, wie es zu Hause war. Im Frieden werden viele Leute durch den Anblick von Soldaten gereizt. 400 Mann der Schutztruppe wurden zu Polizisten gemacht.

Es kamen jetzt die drei Jahre, wo der Kummer am Herzen von Allen nagte, die mit Wißmann die Retter gewesen waren. Ganz gewiß werden alle die neuen Verwaltungsmaßregeln sehr nothwendig gewesen sein. Es schien aber, als ob das Land schon zu früh damit beglückt würde, da sie oft auf die Einwohner noch gar nicht anwendbar, reibende Schererei im Verwaltungspersonal waren. Da es in der Colonie wenig unabhängige Leute giebt, brachte der im Auftrage des Berliner Tageblattes reisende Wolff in einer Reihe geharnischter Artikel seine Sympathien für Wißmann dadurch zur Geltung, daß er die Verwaltung des Herrn v. Soden einer unliebsamen Kritik unterzog. Schon damals wäre man nicht abgeneigt gewesen, Wißmann wieder die Führung anzuvertrauen, wenn Wolff nicht so scharf direct darauf hingewiesen hätte. Wißmann hatte sich zurückgezogen und zwar, wie das öfter so beliebt ist, aus Gesundheitsrücksichten. Infolge dessen glaubte man der Sache am besten zu nützen, wenn der Posten des Gouverneurs wieder mit einer frischen militärischen Kraft besetzt würde und so trat der Oberst von Scheele seine Mission in Bagamoyo an.

Es waren wieder drei Jahre des Ueberganges. Persönliche Neigung und Wesen belebten aufs Neue den Geist in der Schutztruppe. In der Verwaltung durfte Herr v. Scheele sich nun auf das segensreiche Vorarbeiten von Soden stützen. Plantagirung, Einwanderung und Uebernahme von Landstrecken zur Cultivirung nahmen ihren Fortgang. Persönlicher Einblick in alles Schaffen hob das Vertrauen und ein kriegerischer Zug gegen die Wahehe krönte schließlich noch die thätige Wirksamkeit des Herrn von Scheele, der mit Befriedigung seine militärische Laufbahn durch diese drei exotischen Jahre angenehm unterbrochen hat.

Die Weigerung, sich als kaiserlicher Gouverneur und höherer Militair dienstlich unter die Civilverwaltung des kaiserlichen Rechtsverwesers des Reichs gegenüber der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft zu stellen, ließ Herrn von Scheele es vorziehen, wieder in die Armee zurückzutreten, und mit Jubel klang es vom Nyassa bis zum Kilimandscharo: Wißmann ist wieder da! Unser Kaiser hat in allem, was er thut, einen genialen Wurf, aber ich hätte es ihm wohl gegönnt, zu hören und zu sehen, mit welcher Befriedigung dieser Entschluß im ganzen Lande aufgenommen wurde. Man betrachtet in Ostafrika das Erscheinen Wißmanns als Beginn einer neuen Aera. Unmittelbar damit verbunden fragte man gleich: Und Peters — was ist aus Peters geworden? So

fühlt die öffentliche Meinung, daß, wo der Name Deutsch-Ostafrika genannt wird, man nicht vergißt, daß wir die Entdeckung und Erhaltung diesen beiden Leuten in erster Linie verdanken.

Nach dem Fortgange Wißmanns traten recht ernste Mißgeschicke an den Bestand der Schutztruppe heran. Im August 1891 wurde der Hauptmann von Zelewski gegen die übermüthigen Wahehe mit wohlausgerüsteter Expedition entsendet, bei Lula aber in der Marschkolonne in mannshohem Gras von tausenden dieser Wilden überfallen und erschlagen. Es blieben 10 Europäer und 250 farbige Soldaten nebst noch 100 Trägern auf dem Schlachtfeld und selbst die Leichen wurden durch Steppenbrand total vernichtet. Lieutenant v. Tettenborn und v. Heydebreck retteten den kleinen Rest nach der Küste. Die Engländer sahen mit Befriedigung den Rückgang in der deutschen Colonie und stachelten den Häuptling Meli am Fuß des Kilimandscharo zu Herausforderungen auf, welche die dortigen deutschen Stationen in Gefahr brachten. Es mußte schnell etwas geschehen, um die Autorität aufrecht zu erhalten. Hauptmann von Bulow und Lieutenant Wolfrum mit 110 Mann gingen bei Moschi sofort zum Angriff vor, erlagen aber mit herben Verlusten. Beide Offiziere fielen. Die Station Marangu mußte aufgegeben werden. Es konnten nur noch kleinere Recognoscirungen und

Executionsvorstöße unternommen werden, bis Oberst v. Scheele sich entschloß, im October vorigen Jahres einen Streifzug gegen die Wahehe zu unternehmen.

Ich hatte in den Tagen die Auszeichnung, im neuen Palais zu Potsdam im kleinsten Kreis über meine erste Weltreise berichten zu dürfen, als folgende Depesche aus Dar es Salaam vom Obersten von Scheele eintraf, die mit allerhöchster Befriedigung aufgenommen wurde:

„Feste Stadt Kwirenga 30. October gestürmt, in vierstündigem schweren Straßen- und Häuserkampf erobert. Kwirenga ist in einem Umkreise von 4½ Kilometer von steinerner, bastionirter Umwallungsmauer umgeben und hat zwei Citadellen; wurde von 3000 Kriegern vertheidigt. Lieutenant Maaß, 8 Askari todt, 29 Askari schwer, Lieutenant Kleist, Engelhardt und Unteroffizier Jaehnke leicht verwundet. 150 Feinde beerdigt, viele in Häuser verbrannt. Kwiringa zerstört. Erbeutete Geschütze und Gewehre der Zelewski-Expedition, befreite 1500 Weiber und Kinder, meistens geraubte Sklaven. 2000 Stück Groß- und 4000 Stück Kleinvieh, für 70,000 Mark Elfenbein und 3000 Faß Pulver genommen. Trat am 3. November mit 3., 4. und 12. Compagnie den Rückmarsch nach Kilossa an. Wurde am sechsten bei Mage von 1500 Kriegern angegriffen. Der Feind durchbrach Trägercolonne; sein Angriff scheiterte aber am Feuer

der Truppe. Erlitt außer einigen Trägern keine Verluste. Der Feind verlor 25 Todte unmittelbar an der Colonne und erlitt bei der Verfolgung noch viele Verluste. Haltung der Truppe am 30. und 6. vorzüglich; 5. und 6. Compagnie mit Verwundeten und größtem Theil des Viehes treten Rückmarsch später an.

Scheele."

Bei der Freude, die diese Depesche verbreitete, fühlte man durch den Nachsatz doch eine gewisse Beklemmung, daß der Sieg und die Zerstörung des befestigten Ortes nicht einmal so heftige Verfolgung hatte verhindern können. Es zeigt dies aber, wie man hier andere Maße als in der Heimat an alle Verhältnisse anlegen muß, militärisch sowohl als auch vom Standpunkt der Verwaltung. Der Neger ist nicht blos ein Weißer, den die Natur schwarz lackirt hat, sondern ein Produkt seiner Zone und Race, so daß sich auch alles bei ihm anders ausdrückt, wie wir es etwa erwarten möchten. Wir Weiße haben auch eine Bestie in uns, aber sie ist gezähmt und abgerichtet. Jeder gute Deutsche wird schon mit einem Gensdarmen im Busen geboren. Davon fühlt der Schwarze noch nichts. Ehe er lieben lernt, muß er erst die Furcht kennen. Unsere weiß angestrichenen Gesetze beschweren ihn noch recht wenig.

Die Schutztruppe der Colonie ist etwa 2000 Mann stark; die Schutztruppe selbst besteht aus 12 Compag-

nien zu je 150 Mann. Europäer sind der Compagnieführer, 2 Offiziere, 1 Feldwebel, 1 Sergeant, 8 Unteroffiziere. An farbigem Personal 1 Offizier, 10 Unteroffiziere. An Artillerie und Geschützen stehen zur Verfügung: 5 italienische Berggeschütze, 1 Maximgeschütz, 1 Nordenfeldgeschütz, 8 Schnellfeuerkanonen, 5 Revolverkanonen, 4 Mörser, 5 Landungskanonen, 7 leichte Feldgeschütze und 6 Maschinengewehre.

Die Polizeitruppe, in acht Bezirke vertheilt, besteht aus 2 Offizieren, 3 Unteroffizieren und 245 Mann. Außerdem sind dazu noch einige Offiziere, Beamte und Aerzte kommandirt. Zu ihrer Disposition stehen 13 leichte Feldgeschütze, 1 Revolverkanone und 1 Berggeschütz.

Von 52 Geschützen waren 27 unbrauchbar geworden, was gewiß durchaus nicht etatsmäßig ist, sogar drei Dampfboote thaten der Oberrechnungskammer den Kummer an, die Dienste zu versagen und werden als Kohlenhulks verwendet. Im englisch-deutschen Vertrage ist den Deutschen die Insel Mafia zugesprochen worden. Ließe sich diese nicht ausnutzen als Sanatorium, Depot und dergleichen?

Unter dem Präsidium des Fürsten Hohenlohe-Langenburg wurde seiner Zeit die Ostafrikanische Gesellschaft gebildet, als derselbe Statthalter von Elsaß-Lothringen wurde, trat der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg an seine Stelle.

Im April dieses Jahres hat derselbe mit Ihrer Hoheit der Frau Herzogin der Colonie einen Besuch abgestattet. Am 3. April ankerten sie vor Tanga und wurden durch den stellvertretenden Gouverneur von Trotha an Bord begrüßt. Den 4. April gaben Herr und Frau von Saint Paul dem hohen Paare ein Festmahl. Da der Herzog sein Hauptaugenmerk auf die Plantagen-Cultur gerichtet hatte, so wurde mittelst Dampferfahrt am 5. April zunächst die Cocos-Plantage Mnóa der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft besichtigt. Den 7. April brachen die Reisenden nach dem Innern auf und zwar zur Besichtigung der Stationen der Plantagengesellschaft und der Kaffeeplantagen. Als Stützpunkt dazu diente die große Tabaksplantage Lewa. Zunächst ging die Tour auf der neuen Eisenbahn von Tanga bis Umba. Von Umba begann unter Führung des Herrn Friedrich Schröder, des Leiters der Plantage Lewa, die Ueberlandreise und zwar die Frau Herzogin zu Pferde, der Herzog zu Maulthier. Lewa hatte sich zum Empfang in Lampenglanz, Festons und Palmen-Ehrenpforten geschmückt. Von hier ging es über Magita nach den Kaffeeplantagen Deremo und Ngelo der Ostafrikanischen Gesellschaft. Die Heimkehr aus Usambara ging wieder über Lewa und von da über Tschogwe den Pangani abwärts bis Pangani. Der Ausflug wurde mit Jagdpartien verknüpft und pflanzten die

hohen Herrschaften zum Gedenken ihrer Anwesenheit eine Reihe Kaffeestauden. Der Herr Herzog hat durch die Form seines Besuches die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die wirthschaftliche Seite der Colonie legen wollen und ist es hier vielleicht angemessen, darüber ein paar kurze Andeutungen zu geben.

Der ganze Zweck meiner Reise ist der, auch von unseren Colonien das kennen zu lernen, was sich eben ohne große Unternehmungen erreichen läßt, da ich mich zu alt fühle, um mich allen den Anstrengungen auszusetzen, die jeden Tag kennzeichnen im afrikanischen Leben unserer Pioniere der Civilisation. Es käme meinen flüchtigen Einblicken gar nicht das Recht zu, darauf ein maßgebendes Urtheil zu begründen, da ich aber doch genug gesehen habe, um die Opfer und Arbeit an Leben und Thatkraft unserer Schutztruppe und Beamten zu erkennen, möchte ich hiermit meine Bewunderung und meinen Dank ausdrücken, daß ich auch weitere Kreise darauf hinzulenken suche, diesen Dank nicht zu vergessen. Möge meine gute Absicht auch unsere Afrikaner gegen mich milde stimmen, wenn ich ihre Schweiß- und Blutstropfen sozusagen vom Bord des Schiffes aus bespreche.

Im vierten Jahrhundert fand vielleicht vom persischen Meerbusen aus eine Ausstrahlung arabischer Elemente nach den Inseln des Indischen Oceans statt, diese Araber waren Träger hoher Cultur und ihre

Plantagen begründeten erst den ganzen Gewürzbau daselbst. Ein Jahrhundert später entloderte der Islam aufs Neue die Thatkraft der Araber; mit ihrem Vordringen nach Indien trieb es nun auch indische Elemente, an ihrer Seite überseeischen Handel anzuknüpfen. Sie brachten Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Kardamom, Zimmt. Die tapferen Araber drangen auf das Festland ins Innere und zogen Sklaven zur Arbeit und Verkauf, Elfenbein und Handel nach den Küsten. Die verschlagenen Inder waren nur die Vermittler und ernteten allein den Vortheil des Umtausches mit dem Heimatlande. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatten sich die Rollen vertauscht, die Inder waren die Besitzer geworden und die Araber von ihnen als Agenten benutzt. Im Großen und Ganzen ist es bis heute auch so geblieben. Völkerstreit, klimatische Unbill und die entsetzliche Heuschreckenplage haben in regelmäßigen Zeiträumen alle Arbeit und Mühe vernichtet, doch gelang es mit der vorhandenen Sklavenarbeit, immer wieder im Lauf der Zeit die Verluste einzubringen.

Das aber hat sich unumstößlich ergeben, daß hier unter dem Aequator der Europäer nicht als Arbeiter zu verwenden ist und nach Aufhebung der Sklaverei der Neger nur so lange arbeitet, bis er Geld bekommt, und dann erst wieder arbeitet, wenn dies vertrunken ist. Die Arbeiterfrage tritt bei der wirthschaftlichen

Ausbeute des Landes ganz in den Vordergrund. Diese absonderlichen eigenartigen Zustände geben von Schritt zu Schritt greifbare Gelegenheit, sentimentalen oder vielmehr sensationsbedürftigen Abgeordneten billige Humanitätssiege zu erstreiten. Vorläufig aber werden den colonialen Verhältnissen daraus die unglaublichsten Schwierigkeiten bereitet, ohne daß der Sache irgendwie dabei geholfen wird. Es nützt eben nichts, Kapitale in Neukulturen zu versenken, wenn unaufhörlich an der jungen schwachen Wurzel gezerrt wird von Leuten, die haben wollen, daß von den Kaffeebäumen Chokolade fließen soll.

Zum Tauschhandel besitzt die Ostafrikanische Gesellschaft zur Zeit große Factoreien in Tanga, Pangani, Dar es Salaam, Kilwa und Lindi. Außerdem etabliren sich soeben Handelsniederlassungen in Usaramo und dem Kilimandscharogebiet. Daneben blühen Handelsunternehmungen der Deutsch-ostafrikanischen Seehandlung, Perrot & Co., Schilke & Meyer und Filiale der Häuser Hansing & Co. und des Elfenbeinhauses Meyer aus Hamburg.

Die Deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft cultivirt bei Lewa den Tabaksbau. Die Plantage wurde 1889 durch Buschiri gänzlich zerstört und mußte 1891 erst wieder neu aufgerichtet werden. Es arbeiten dort 3 Europäer und 153 Kulis und Neger, so viel

als eben in der Nähe nicht zu faul sind. Die Fläche hat etwa 100,000 Quadratmeter. Man rechnet, daß 15 Bäume ein Pfund Tabak geben; $1^1/_2$ Millionen Bäume ergaben 1000 Centner Tabak. Die Gesammtkosten dieser Plantage betragen 120,000 Mark. Rechnet man im Handel das Pfund zu 2 Mark, was 200,000 Mark ausmachen würde, so sieht man, daß der Betrieb sich bezahlt macht. Das Gelingen ist der Sachkenntniß und Thätigkeit des Herrn Friedrich Schröder zu danken.

In Derema floriren gegen 200,000 Kaffeebäumchen in Plantagen und nach den Proben in bestrickend guter Moccaqualität. Was meine Erfahrungen aus Java und Ceylon darüber betrifft, liegt in der zu zeitigen Güte eine gewisse Gefahr für den dauernden Bestand solcher Pflanzen. In Java hat man sich genöthigt gesehen, fast alle Plantagen mit Liberiareisern zu okuliren; in Ceylon hat man fast alle Kaffeeplantagen verloren und durch den weniger empfindlichen und bequemeren Thee ersetzt.

Cacao, Thee und Kardamom werden in Derema in Versuchsfelder gezogen. In Kikowe wird Baumwolle gebaut und hat man 1893 und 1894 doch schon 5000 Kilogramm ernten können von etwa 200 Morgen Fläche. In Muoa hat die Ostafrikanische Gesellschaft für 600,000 Mark eine Cocosnuß-Plantage angelegt, die sich hoffnungsvoll anläßt.

Die Usambara Kaffeebaugesellschaft hat 3000 Fuß über dem Meere die Plantage Buloa eingerichtet. Bei Tanga hat der Bezirksamtmann von Saint Paul 500 Morgen mit Vanille und außerdem Kautschukbäume angepflanzt. Hansing cultiviren in Kitopeni Vanille. Eine Zuckerbaugesellschaft ist dabei, Zuckerrohranpflanzungen zu machen.

Tabora, der Mittelpunkt des Hinterlandes, liegt in einem tiefen Thalkessel und wäre längst ertrunken, wenn genug Wasser da wäre, so aber ist nur so viel Wasser da, um es in einen Sumpf zu verwandeln. Was den Europäer dort absolut tödtet, sind die übeln Miasmen der Sumpfluft; sein Herz und Magen aber werden erfreut durch eine vierfache Ernte von allen denkbaren Küchengemüsen, Gewürzen und vegetabilischen Delikatessen, im Großen und Ganzen aber durch sehr ergiebigen Reisbau. Kurz, wie herrlich und schön klingt das alles, wie wonnevoll und hoffnungsreich — man darf aber nicht vergessen, daß das alles fromme Wünsche sind. Unser Ostafrika ist so groß wie Deutschland und fast Frankreich zusammen genommen und die Culturflächen, von denen ich sehr ruhmredig trompetet habe, sind so groß wie ein Stück des Herzogthums Anhalt, und alle diese Culturbestrebungen fressen alle drei Jahre die Heuschrecken auf — uff! Wenn ich alles Schöne noch sagen will, um Sympathie für Ostafrika zu erwecken, so will ich

nicht versäumen zu erwähnen, daß bei Kiloa zuweilen Perlen gefischt werden, daß Lindi mit warmer Quelle die Berechtigung hat, Badeort zu werden, und daß in der paradiesischen Umgebung von Mikindani die schön gehaltenen Plantagen des Herrn von Quast liegen.

Da von Perlen die Rede ist, will ich nicht versäumen zu erinnern, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein sei, ohne eine Cabinetsfrage daraus zu machen, auf welchem Wort die Betonung liegen soll. Kurz, dieser Frühling war sehr günstig, eine längst gefühlte Lücke in der Verwaltung Ostafrikas auszufüllen. Mehrere der Herren hat das Glück der verheiratheten Sudanesen nicht schlafen lassen und die letzten deutschen Dampfer haben eine Anzahl charmanter liebenswürdiger, eben erst verheiratheter junger Frauen in die Colonie gebracht, um unsere Afrikaner zu zähmen. Schon jetzt hat alles mehr heimatliche Formen angenommen und das Grundelement des Staates, die Familie, tritt in ihr Recht. Einige ganz wilde Afrikaner sollen sogar schon aus der Hand fressen. Sogar Bumüller gründet sich eine Dynastie, was man in Heidelberg, seines rühmlichen Andenkens, gar nicht fassen kann.

Ueber den Elfenbeinhandel habe ich mich in diesem Bande bei der Plauderei über Gabun an der Westküste des Weiteren ausgelassen, so daß mir hier nur noch zu sagen übrig bleibt, daß die Zahlen hier

von Jahr zu Jahr steigen. Im Jahre 1894/95 sind hier 14,692 Zähne im Gewicht von 317,777 Pfund zur Ausfuhr gekommen. Das energische Vorgehen der Engländer in unser Seengebiet wird sich aber zuerst und recht bald dadurch merkbar machen, daß sie den Elfenbeinhandel in ihre Sphäre leiten werden. Die Karawanen durch Träger ist eine unerhörte Menschenschinderei. Man muß den Häuptlingen des Hinterlandes lehren, daß es lukrativer für sie ist, wenn der Elephant seine Zähne selbst nach Tabora trägt, daß der lebende Elephant besser bezahlt wird, als die todten Zähne.

Heinrich Meyer in Sansebar, Hagenbeck und die meisten Factoreien haben geschickte vermittelnde Araber zur Hand, die als Agenten nach dem Innern geschickt werden müßten. Bis übermorgen wird das gewiß nicht fertig sein, daß es aber geschehen muß, ist ganz gewiß. Ebenso gewiß wird es für die kulturhistorische Entwicklung des Landes das sein, was für uns die Einführung des Petroleums war, wenn es gelingt, den riesig starken Dickhäuter als Locomotive auszunutzen. Ich bin des Erfolges so sicher, daß wenn ich neben einer Dampfeisenbahn eine Elephantenconcurrenzbahn bauen würde, erstere durch meine geringen Erhaltungskosten und niedrigen Tarife überflügelte. Dies soll aber mein letztes Wort über Elephantenbahnen sein. Wer davon keinen Gebrauch

macht, steht sich selbst im lichten. Der zoologische Garten in Berlin müßte eine solche Modellbahn durch sein Bereich legen und unsere Afrikaner müßten beurlaubt werden, um nur einen Nachmittag darauf zu fahren. Sie würden sich schämen, dann eine Locomotive nur von Weitem zu sehen. Die Sache ist mein Tollpunkt.

Die Frage des Verkaufs von Bodenflächen an Gesellschaften und Private zur landwirthschaftlichen Ausbeutung hat in Ostafrika die Anschauungen mit jedem Gouverneur gewechselt. v. Scheele hatte sogar eine Verordnung dagegen erlassen. Ich vermuthe aber, daß unter Wißmann darin vorgegangen werden wird. In unserem Südwestafrika sind mehrfach Farmen zu 40,000 Morgen abgegeben worden und zwar der Morgen zu eine Mark. Es scheint, daß dies für die dortigen Verhältnisse zweckentsprechend ist, weil die Viehzucht dort im Vordergrund steht.

Im Congoreich haben die ungünstigen pecuniären Verhältnisse der Gesellschaft und die peinliche Spannung mit der belgischen Kammer eine hastige wilde Speculation hervorgerufen, um nur noch so schnell als möglich baares Geld herauszuschlagen. Man hat sich aber doch auch an gewisse Nothwendigkeiten dabei binden müssen. So kostet das Hectar 10 Francs für Fabrikanlage, 100 Francs zur Anlage von Sactoreien. Es werden nur Parzellen zu 5000 Hectar, für

Ackerbau das Hectar zu 10 Francs abgegeben, dagegen kostet das Hectar 150 Francs, wenn das Land an einem schiffbaren Flusse liegt. Falls in sechs Jahren die Bewirthschaftung nicht begonnen ist, fällt das Land wieder an den Verkäufer zurück und der Contract erlischt.

Ebenso wie in der wirthschaftlichen Ausbeute hat man zur Gründung einer Menge Gesellschaften humaner Zwecke bald hier bald dort angepocht, ohne jedoch nachhaltig genug eingreifen zu können. Geld, Geld und wieder Geld ist hier die nothwendige Lebensfrage. Wir Deutschen haben zuweilen sehr gute Herzen, geben auch im ersten Anstoß Geld, aber im zweiten und oft nothwendigen dritten Nachschub ist nie mehr Geld vorhanden Man schlägt sich an den Busen und sagt, daß man ja schon das Seinige in der ersten Rate gethan hätte, und so schläft das Interesse für die Sache so nach und nach ein. Eine recht gut unterstützte Organisation entwickelten die Missionen. Mit unerschrockener Selbstverleugnung dringen die Väter bis tief ins Hinterland und achten weder Lebensgefahr noch Entbehrung, den Völkern den Segen des Christenthums zu Theil werden zu lassen. Ihr selbstloser, milder, persönlicher Einfluß im Verkehr thut dabei das Beste.

Die meisten Missionsstationen sind sauber und hübsch ausgebaut, auf dem Papier figuriren auch

recht hübsche Zahlen über Bekehrungen und wenn in der Schule zehn bis fünfzehn Kinder unterrichtet werden, wird großes Triumphgeschrei erhoben. Das Christenthum soll sich aus eigener Entschließung aus dem Herzen bilden und wachsen und dieser Gang ethischer Gestaltung ist der animalen Natur des Negers noch nicht verständlich genug. Der Neger glaubt nur, wo er Gewalt fühlt, und seiner Natur war das heuschreckenartige Auftreten des arabischen Islam vor allem am verständlichsten, weil alles vernichtet wurde, was sich ihm entgegenstellte. Außerdem aber begreifen die wilden Naturkinder nicht in dem sogenannten Christenthum die schroffen Gegensätze, die sich in den verschiedenen Missionssekten gegenseitig bekritteln, befehden und zu behindern suchen. Nur die englischen Missionen stehen ihnen ganz klar gegenüber, weil die unter dem Deckmantel christlicher Liebe englische Colonialpolitik treiben. Der englische Missionar ist weiter nichts als ein Agent, dem verhaßten deutschen Nachbar so viel Schwierigkeiten in den Weg zu legen wie möglich und der englischen Interessensphäre so viel Land und Völker zuzuführen, als nur irgend denkbar ist.

Die evangelische Missionsgesellschaft für Ostafrika hat sieben Stationen. Am Nyassa-See wirken die Berliner evangelische Mission und die Brüdergemeinden. Die Leipziger evangelisch-lutherische Mission hat sich

das Gebiet des Kilimandscharo zu ihrer Thätigkeit auserfehen. Ferner sind noch thätig Church Missionary Society, die University's Mission, die London Missionary Society, die Mission of the Free Church of Scotland. Von katholischen Missionen wirken die Congrégation du Saint esprit et du Saint coeur de Marie mit neun Stationen; dann die weißen Väter mit sechs Stationen; die bayrische St. Benedictus-Mission und andere. Wie viele dieser würdigen Väter und barmherzigen Schwestern in zehn Jahren der anstrengenden Arbeit und dem Klima erlegen sind, wie viele im Aufstand 1889 einfach hingeschlachtet sind, ist allein schon der Mühe werth, besonders beleuchtet zu werden! Das aber wäre undankbar, unerwähnt zu lassen, welche thätige Theilnahme und Beihülfe die Congrégation du St. esprit (die sogenannten schwarzen Bagamoyobrüder) zu aller Zeit, namentlich aber bei Gelegenheit der Niederwerfung des Aufstandes der Verwaltung der Colonie geleistet haben.

So ungefähr sieht es für den flüchtigen Reisenden auf der Oberfläche aus, daß es da unten aber noch etwas giebt, das nicht vergessen sein will, bewies Mitte Mai dieses Jahres im Kilimandscharo-Gebiet ein Erdbeben. Ob dies ein Spaß war, den sich der Professor Falb gemacht hat, da es gerade auf seinen kritischen Tag traf, oder ob speculative Köpfe die Aufmerksamkeit auf Gold-, Diamanten- und Metall-

minen lenken wollten, will ich nicht entscheiden, bisher aber haben sich Hoffnungen nach dieser Richtung noch nicht erfüllt.

In dem Bestreben, Niemandem zur Last zu fallen, ist es wohlthuend, die Freude zu sehen, mit der ein Landsmann von unseren Afrikanern in der Colonie aufgenommen wird. Wenn man kommt, bringt man ihnen ein Stück Heimat, wenn man aber geht, nimmt man ihnen etwas davon. Meine Sympathien bleiben diesen braven Männern, und die darüber zu walten haben, mögen sich doch stets daran erinnern, daß der Aufenthalt in den Tropen für den Europäer immer nur eine Zeitfrage bleibt. Jugend und überschwellende Kraft werden die älteren Afrikaner ersetzen müssen, für diese aber halte man in der Heimat noch einen Platz offen, denn diese Leute haben ihre Kräfte und Gesundheit für uns eingesetzt. Seien wir ihnen dankbar.

Zansebar.

Auf uraltem Korallenblock von etwa 30 Quadratmeilen hob sich eine Insel nur wenige Meter über

den Meeresspiegel. Wasser versumpfte einen Theil des Innern, das Meer spülte an den Ufern die Korallenriffe bloß. Grotten, Trichter, Riffe machen die Ufer in der Brandung ebenso malerisch wie gefährlich Im Innern ist die höchste Erhebung zwischen 200 und 300 Fuß, wo die Korallen zu Tage treten, giebt es schöne Formationen; die Versumpfung aber hat eine Vegetation erzeugt, die ich nur mit der von Ceylon vergleichen möchte.

Es ist mir durch meine Reiseberichte ja schon gelungen, Freunde zu verführen, meinen Fußtapfen zu folgen, ich kann aber für solche, die nicht durch Seekrankheit und Hitze leiden, nicht genug empfehlen, eine Fahrt nach Ceylon mit der Rückfahrt über Zansebar zu verbinden. Das Ueberraschende der tropischen Vegetation und der Völkercarneval in der 200,000 Seelen starken Bevölkerung werden für jeden Europäer ihren Zauber ausüben und erhalten. Unser Freund Vasco da Gama landete 1498 auf Zansebar, fand bereits soviel Inder dort vor, daß dies ihn mit bestärkte, sein Ziel, das Fabelland Indien, zu erreichen.

1503 wurde Zansebar von den Portugiesen besetzt und 200 Jahre lang auf das Scheußlichste ansgepreßt; die Portugiesen richteten hier den bis dahin gänzlich unbekannten Sklavenhandel in großem Maßstab ein. Diese Pest ist das Einzige, was hier von den Portu-

giesen sich noch bis in die letzte Zeit hinein erhalten hat. Viele Hunderttausende von Menschen wurden von hier aus nach Indien, Arabien und Amerika verschleppt. Der Menschenhandel war der einzige Reichthum der Häuptlinge des Hinterlandes geworden. Man kann sich nun eine Vorstellung machen, wie einschneidend die Einstellung dieser Einnahmequelle auf diese Bestien wirken mußte und jeden Verkehr mit Weißen erschwerte. Nachdem der Handel der Portugiesen eine große Zahl von Arabern mit Zansebar verkettet hatte, überrumpelte Ende des 17. Jahrhunderts der Sultan von Mascat die Insel und vertrieb die Portugiesen. Der Einfluß der ersten Sultane wuchs wie der Sturm und ihre Macht umfaßte von Zansebar aus die ganze Küste und das Hinterland bis in die Seengebiete.

Regelmäßige Karawanen hatten einen Straßenverkehr geschaffen, der heute noch für unsere Colonie bindend geblieben ist. Die Sultane ernannten Walis in den Seebezirken, die bei der großen Entfernung bald zu uneingeschränkter Macht gelangten. Im Augenblick der Bedrängniß erinnerten sie sich dann zuweilen noch ihres Verhältnisses zum Sultan von Zansebar und unsere Begegnungen mit Bana Heri und Rumaliza finden darin erklärenden Anhalt.

Die Sultane von Zansebar waren Souveräne und wenn das irgendwo auch von uns bezweifelt

worden ist, so ist das nur in dem Bewußtsein des Stärkeren geschehen. Seyid Bargasch wurde 1873 von England stark gebeten, den Sklavenhandel einzustellen. Nach einigen energischen Maßregeln geschah es denn auch, daß der Verkauf von Menschenfleisch eingestellt wurde. Man soll aber nicht glauben, daß die Haussklaverei in Sansebar damit ihr Ende erreicht hat. Diese Art der Arbeits-Uebertragung und -Bedienung im ganzen orientalischen Leben ist so eingebürgert, daß es unmöglich ist, so etwas einfach mit einem Befehl zu ändern, und die optimistischen Philanthropen selbst in England denken dieses Ziel erst in den nächsten zwanzig Jahren erreichen zu können. Ein englischer Arzt, Kirk, gewann großen Einfluß beim Sultan und hat dann als Consul und englischer Minister-Resident die Interessen seines Heimatlandes in Sansebar bis zur Erschöpfung durchgedrückt.

Die Vertretung deutscher Interessen dagegen konnte nur bei Heimlichkeit und Ueberraschung auf Erfolg rechnen. Dr. Peters war der erste, der sich Rechte vom Sultan erwarb. Niemand aus Deutschland hat die Ostafrikanische Colonie betreten, der nicht erst in Sansebar Fühlung nahm, um zu wissen, was ihm ungefähr bevorstand. Es wäre eine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit, hier nicht der Kräfte zu erwähnen, ohne die vieles ganz unmöglich gewesen wäre. In

erster Linie war es unser Consul Vohsen, der in Sachkenntniß mit Sicherheit auf das hinwies, was wir im Interesse unserer Colonie zu thun hätten. Wie das aber zu thun sei, durch welche Stellungnahme zum Sultan in Verträgen und Ausrüstungen, Anwerbungen, das danken wir den Factoreien der Hamburger Häuser O'Swald und Hansing. Von Zansebar aus organisirt Wißmann die Niederwerfung des Aufstandes und wird die ihm hülfreichen Kräfte dankbar anerkennen. Als Sultan Seid Bargasch ben Said plötzlich starb, folgte ihm Seyid Khalifa und nach zweijähriger Regierung folgte ihm sein Bruder Seyid Ali 1890. Die Verhältnisse waren durchaus orientalisch. Im Divan sah der Herrscher sich für den Mittelpunkt des Weltalls an und im Laufe der Jahre waren die Grenzen seiner Machtsphäre für ihn selbst etwas unklar geworden.

Der Haushalt verschlang fast die ganzen Einkünfte. Paläste wurden gebaut und fielen wieder ein, schmetternde Musikbanden und ein Prachtapparat von etwa 200 Mann persischer Leibwache, orientalisches Ceremoniel und reich ausgestatteter Harem waren der Weihrauch, der den Sultan der Wirklichkeit entrückte. Er leistete sich sogar eine kleine Flotte, die denn auch mit Salutschießen vollauf beschäftigt ist. An 1000 irreguläre Soldaten sind prachtvolle Malermodelle, wie überhaupt Zansebar das Paradies für

ein Bettelparadies orientalischer Pracht erscheint. Jedes Volk, jedes Land, jeder Stamm scheint davon ein ganz absonderliches Stück zu dem Maskenball geschickt zu haben. Ein Gang auf die Straße ohne Skizzenbuch ist ein Vergehen, das man sich selbst anthut. Gesichter, Glieder, Bewegungen, Farben, Stoffe, Trachten feiern ein Bacchanal, bei dem es schon der Mühe werth ist, mit dabei zu sein.

Die Stadt hat die Front nach Westen, hat eine Reihe prächtiger weißer Paläste und Häuser, die aber so aussehen, als ob sie im Wasser ständen. Da giebt es ein paar Straßen und Bazare, aber wo es nur immer möglich ist, klappt sich die Sache immer gleich zu, um in unglaublich schmale, winklige Gassen sich zu verkrängeln. Der Hitze wegen oben zugedeckt und unten oft stark mit Wasser gesprengt, befindet man sich im Halbdunkel oft in einer Pfütze und merkt, daß, je entfernter vom Palast, stark steigernd der Schmutz bald die Herrschaft erlangt. Zwei Reiter können sich nur an gewissen Stellen ausweichen. Wenn aber ein Würdenträger oder sonst gewichtige Persönlichkeit kommt, da giebt es viel Geschrei und rechts und links Hiebe. Das geehrte Publikum wird wie Pfefferkuchen an die Wand gedrückt und außerdem noch durch den Würdenträger geschubst. Alles fühlt sich glücklich und sieht

darin, daß der Sultan doch noch eine ungeheure Macht besitzt.

Wie Colombo auf Ceylon, so liegt Sansebar von natürlichen Parkanlagen Schambas umgeben. Wahrhaft bezaubernd sind die Gruppen der Mango, der Kokospalmen und Bananen, welche die Reisfelder, Bataten und Ananas begrenzen. Aus jedem Grün lugen schilfgedeckte Rohrhäuser hervor; jeder Schritt gönnt Einblick in ein glückliches, schwarzes, nacktes Familienleben und man wird gar nicht müde, immer wieder in diese Welt zurückzukehren.

England bekam einen Todesschreck, wie es sehen mußte, daß sich so ganz ohne zu fragen Deutschland dort begann einzunisten, und suchte überaus geschickt das Versäumte wieder nachzuholen. Einige alte Antisklaverei-Acten und ein Pack alter unbezahlter Rechnungen vermittelten denn auch die Anknüpfung von weitläufigen Unterhandlungen, die, wenn sie auch auf Kosten der Deutschen gingen und den Sultan nicht glücklicher machten, so doch England seinen Zielpunkten näher brachten. Wie ein Donnerschlag traf erstens der englisch-deutsche Vertrag von 1891 Alle, die ihre Kräfte der Colonie Ostafrika gewidmet hatten. Peters hatte glänzende Erfolge im Witulande und Uganda erreicht, Verträge abgeschlossen und nördlich des Kilimandscharo sich wie ein Held geschlagen — und das Alles war mit einem Federstrich den Engländern

abgetreten worden. Ein Land, viel größer als Deutschland, Uganda, der Schlüssel zum Nil und Congo. Wir bekamen Helgoland dafür. —

Unerschöpflich schien schier das Thema. Auf jeder Bierbank wurde gekannegießert. Je energischer die Ansichten sich Luft machten, je bedeutender erschien der Erfinder irgend einer neuen Erklärung. Das Opfer war ja ein sehr großes, aber mit welchem Opfer hätte nicht jeder Deutsche die deutsche Insel Helgoland uns wieder zurückerwerben mögen! Wem das im Laufe der Zeit nicht klar geworden war, dem würde wohl bei Gelegenheit der Eröffnung des Nordostsee-Kanals die Erkenntniß gekommen sein, daß es ein weiser Griff war, die Gelegenheit zu finden, unserm Vaterland diese Laus aus dem Pelz zu schaffen. Ich pfeife auf Witu, wenn unsere Flagge nur auf Helgoland weht. Es lebe der Kaiser!

Die Britisch-afrikanische Gesellschaft hat ihre Rechte an ihre Regierung abgetreten. Die Gesellschaft soll dafür 250,000 £ erhalten. Als im Jahre 1890 die dem Sultan von Sansebar 1886 zugesprochene Festlandsküste vom Juba bis zum Revuma an Deutschland überging, wurde das Reich zu einer Zahlung von vier Millionen Mark verpflichtet. England zahlte für seinen nördlichen Antheil nichts und nahm das ganze Sultanat unter seinen „Schutz". Die von Deutschland gezahlten vier Millionen wurden

von der englischen Regierung in Empfang genommen und verwaltet. Jetzt nimmt man diese ganze Summe, um die Zahlungsverpflichtungen gegen die englische Gesellschaft sich abzustreifen. Das ist aber noch nicht alles, dem Sultan werden dafür noch Besitzthümer der Gesellschaft angeboten, welche ihm noch ansehnliche Ausgaben verursachen. Aus den Bedingungen sind folgende hervorgehoben: Der Sultan von Zansebar zahlt 150,000 £ für die Abtretung der Concession, der Sultan soll ferner die Privatactiva der Gesellschaft aufkaufen zu einem Preise, wie ihn ein unabhängiger Sachverständiger festsetzt. Der Preis darf 50,000 £ nicht überschreiten. Die Gesellschaft übergiebt dem Sultan den ganzen Besitz von Gesellschaftseigenthum etc. nebst der Telegraphenlinie. (Er soll offenbar zur Unterhaltung dreier kostspieliger Sachen verpflichtet werden.)

Die englische Regierung zahlt für Rückgabe des Freibriefes 50,000 £. Dafür wird ihr deren öffentlicher Besitzstand namentlich der Forts Kikuya und Machako, wie die Straße von Kibwesi nach der Küste übergeben. Die Privatländereien im Gebiet des Sultans und im Innern sollen für gewisse Zwecke zur Verfügung der Regierung bleiben.

Bei den Verhandlungen wurde die Zahlungsfähigkeit des Sultans in Zweifel gezogen, aber darauf hingewiesen, daß er ja genug Geld von den Deutschen

für die Zollverwaltung an der Küste bekäme. Man sieht, die Engländer werden ihren lieben Freund auch bald an die Wand gedrückt haben.

Zansebar hat jenen orientalischen bestrickenden Zauber, der immer wieder anzieht, sieht man aber irgendwo gründlicher hinter die Couliſſen, so gehört an vielen Stellen viel guter Wille dazu, um über Schmutz und Gestank hinfort zu kommen. Vor der Stadt liegt eine Flotte von Schiffen. Kriegsschiffe zu freundschaftlichem Nachdruck, Postschiffe auf dem Weg vom Capland nach Europa, französische Transportschiffe mit Nachschub von Truppen nach Madagascar und andere mit Rücktransport von Kranken und Blessirten. Unverbürgte Kriegsnachrichten flattern nur so in der Luft umher. Englische Panzer, die Acht geben, daß Niemand die Insel forträgt und Passagierdampfer aller Nationen von und für Aden, Bombay, Ceylon und wohin man nur wünschen möchte. Kurz, so elend und jammervoll bis jetzt die Westküste von Afrika mit Verbindungslinien bedacht war, so ausreichend und bequem ist dieses auf der Ostküste eingerichtet.

Im Hafen liegen Hunderte von kleinen zweimastigen Booten, denen man ansieht, daß sie seit Hunderten von Jahren die Araber an alle Küsten gebracht haben. Man muß die Kühnheit und Geschicklichkeit dieser Seefahrer bewundern, denn sonst

wäre gar kein vernünftiger Grund, daß der nächste beste Sturm diese ganze Marine kentern läßt. Der Monsun weht sechs Monate aus NW und dann sechs Monate aus SO. Der Orientale hat Zeit. Beladen liegen diese kleinen Seelenverkäufer und sobald der Monsun nach SO umspringt, wird der Hafen von Zansebar leer und Indien und Arabien bekommt Elfenbein und heimlicher Weise oft genug noch schwarzes Menschenfleisch. Jeder Deutsche wird den Eindruck von Zansebar mitnehmen, daß trotz der Engländer dort immer noch der Sultan O'Swald regiert.

Das Witusand

ist nach dem Vertrage 1890 zwischen dem deutschen Reich, der englischen Regierung und dem Sultan von Zansebar in die englische Interessensphäre abgetreten worden Es stößt an der Küste mit unserem Tanga zusammen. Die Grenze läuft ziemlich gerade über den Kilimandscharo und weiter südlich

von Uganda bis an den Albert-See im Nilgebiet. Die nördliche Grenze ist der Juba und erreicht im Bogen bei Lado wieder den Nil und die NO-Grenze des Kongoreiches. Im Juba bei Bardera liegen noch die Reste des kleinen Dampfbootes meines Freundes v. d. Decken, der in den sechziger Jahren dort ermordet wurde.

Der Sultan Achmed von Wituland war durch die Gebrüder Denhardt und Peters den Deutschen gegenüber sympatisch aufgetreten. Es waren Verträge mit ihm abgeschlossen und er wurde auf seinen Wunsch unter deutschen Schutz gestellt. Der Sultan gehört der Suahelifamilie Nabahani an. Auf Betrieb des englischen Consuls Kirk protestirte der Sultan von Zansebar und machte seine illusorischen Rechte als Oberherr geltend. Es bildete sich die deutsche Witugesellschaft, welche Grund und Boden erwarb und Stationen anlegte, die zu blühen begannen.

1887 fielen von Norden her die Somalis verheerend ins Land und mußten unter zahlreichen Kämpfen zurückgeschlagen werden. Mit Galla- und Wituleuten war das beste Einvernehmen hergestellt. Zwischen den Sultanen von Witu und von Zansebar war seit ewigen Zeiten großer Gegensatz gewesen. Da die Deutschen Sultan Achmed und seinen Sohn Sumo-Bakari unter ihren Schutz genommen hatten, bestärkten die Engländer den Sultan von Zansebar, diese

Verträge für ungültig zu erklären. 1890 im großen Vergleich wurde nun das ganze Witu-Reich an England verwiesen und wurde dies natürlich der Grund, daß die Sympathien für die Deutschen in bitteren Haß sich verkehrten, die bereits erreichten Erfolge gänzlich zerstörten und auch heute noch in unserem Kilimandscharogebiet die Veranlassung von vielen Störungen sind. Recht nutzlos waren nunmehr alle heldenmüthigen Thaten von Peters, Thiedemann und anderen geworden. Es wäre so schön gewesen — es hat nicht sollen sein! Emin ist nicht mehr in Lado und Uganda ist uns mit englischen Brettern vernagelt.

Ich fürchte, es wird den Anschein haben, als ob ich mich stark im Gegensatz zu den Engländern befinde, wenn ich aber über gewisse Sachen schreibe, kann ich die Thatsache doch nicht umgehen.

Der Gouverneur von Englisch-Ostafrika etablirte den Sitz der Verwaltung in Mombassa und griff gleich ziemlich energisch in die inneren Verhältnisse ein. Der Witu-Sultan Fuma beeilte sich durchaus nicht, seine Freude über das neue Protectorat auszudrücken und nach einigen kleinen Schikanen setzte der Gouverneur den Sultan ab, obgleich im Vertrage vom 1. Juli 1890 die Souveränetät des Sultans garantirt worden war. Der Sultan wurde gefangen gesetzt und am 10. Juli dieses Jahres ein x-beliebiger Suaheli Omar Mhamadi zum Sultan erkoren. Niemals hatte die Familie dieses

Parvenues den Rang von Häuptlingen gehabt und die Verwunderung der Wituleute war sehr groß, was dieser Staatsstreich zu bedeuten hätte. Wenn die Engländer einen Vertrag mit einem Neger machen, verlangt die ganze Nation, daß der Neger gehängt wird, wenn die geringste Störung eintritt, für die Briten aber scheinen Verträge nicht dieselbe bindende Kraft zu haben. Die Ansprüche der Deutsch-afrikanischen Gesellschaft, vorzugsweise aber die der Gebrüder Denhardt, sind bisher nur mit Ausflüchten umgangen worden.

Die ostafrikanische Panganibahn ist unserm lieben Nachbar ein Dorn im Auge. Es sind denn auch sofort die Kosten bewilligt worden zum Bau einer Bahn von Mombassa nach Uganda und unsere Colonie wird das wohl fühlen, wenn sie fertig ist. Ueberall im Witulande regt sich der Gegensatz zu den neuen Herren, da aber alle diese Aufstände der einheitlichen Leitung entbehren, werden wohl die Engländer ihrer bald Herr werden. Eine Anzahl vornehmer Araber spielen die Unabhängigen, greifen Engländer auf, verlangen Lösegeld und wo das nicht eintrifft, werden die unglücklichen Opfer verstümmelt und getödtet. Einer der Rührigsten war M'bruck. Er hielt sich eine Truppe von Gesindel und entlaufenen Sklaven und da er sich nicht unter die Engländer beugen wollte, erklärte er sich für unabhängig. Seine

Räubereien haben die Engländer weidlich schwitzen machen.

M'bruck ben Rashid hatte bis zweitausend gutbewaffnete Krieger und eine festverschanzte Stellung. Die aufständische Bewegung schlug ihre Wellen bis nach unserem Tanga, dessen Schutztruppe verstärkt werden mußte England betrat den Kriegspfad. Der Admiral Rawson, der General Mathews nebst dem General-Consul Hardinge führten 400 britische Matrosen, Sudanesen und Askaris mit 800 Trägern und zwei Maximgeschützen in den Kampf. Jetzt durfte M'bruck nicht mehr ein gewöhnlicher Räuber sein und wurde in den englischen Zeitungen schon König titulirt. Die feste Stellung Gonjora wurde erobert, niedergebrannt und gab für die Graphik ein herrliches Bild. „Der König" war leider nicht da und die Metzelei einiger Frauen nicht übermäßig ruhmreich. Da die aufständische Bewegung im Wachsen blieb, entwickelte England eine imposante Flotte längs der Küste. Schon die Salute verbreiteten Schrecken bis tief ins Land. In den Gefechten bei Mwati war der General Mathews und sechs englische Offiziere verwundet, aber auch der Häuptling Zahran gefallen. M'bruck war leider nicht zu finden. Endlich, nachdem keine Kugel den „König" M'bruck treffen konnte, scheint man mit dem Spaß aufgehört und zu schwererem Geschütz gegriffen zu haben Eine Masse Pfund Sterling

trafen das Herz des kühnen Arabers und der Krieg ist als beendet anzusehen.

Dies Alles sind auch nur äußerliche Sachen. Das Herz dieser ganzen Politik ist Uganda und hier für das nächste Menschenalter eine für das Innere von Afrika einschneidende Entwickelung zu erwarten. Im Bestand der Völker ist das aber nicht eine Sache, die sich im Handumdrehen erledigen lassen wird, und sind den Engländern diese zu erwartenden Schwierigkeiten vollauf bewußt. Da sie nun gern fremde Finger die Kohlen aus der Asche holen lassen, kamen sie auf den geistreichen Gedanken, ihr Schutzgebiet am Albert-See an die Belgier, d. h. den Congostaat zu verpachten in der Hoffnung, daß deren Bemühungen zur Herstellung der Verbindung mit dem Nilgebiet ihnen die Culturarbeit in Uganda und Umgegend abnehmen oder vorbereiten würde. Leider haben die Belgier bisher noch keinen Gebrauch davon gemacht, da solche Maßnahmen gegen den Congovertrag wären, woran sich England aber in diesem Fall nicht binden wollte. Oberst Colleville ist mit der Sicherung der englischen Interessen in Uganda betraut und hat unter Befehl englischer Offiziere eine Reihe von Forts angelegt: Kachema, Baranwa, Huma, Ditanva, Kibiro und Mahaje-Kabir.

Merkwürdigerweise haben diese Stationen aber mehr die Sicherung der Seen- und Congoverbindung

mit Wadelai-Lado im Auge, und um den König Kabarenga und Uganda zu besänftigen, werden dort doch wohl noch andere Maßregeln nöthig werden. Kabarenga herrscht über Unioro. Nachdem die Engländer ihn schon dreimal vernichtet und vertrieben haben, hat er noch im Juni d. J. seinen sogenannten Schutzherren eine empfindliche Schlappe beigebracht, wobei Major Cuningham und Hauptmann Dunnig schwer verwundet wurden.

Das dem englischen Parlament vorgelegte „Blaubuch" enthält folgenden Bericht des vom Oberst Colleville nach Wadelai abgeschickten Major Owen: „Ich habe im Namen der Königin von England einen Vertrag mit Ali dem Scheich von Wadelai und dem umliegenden Lande geschlossen und ihm als Symbol dieser Abmachung eine britische Fahne übergeben. Da der Scheich auf dem rechten Ufer des Nils seinen Wohnsitz hat, so habe ich unsere Fahne auf dem alten Fort Emin Paschas (auf dem linken Ufer) gehißt und ihren Schutz einem Lieutenant Abad, dem ich eine Truppenabtheilung zuwies, anvertraut. Der Offizier unterzeichnete ein Schriftstück, in welchem er sich zum Schutz der britischen Flagge verpflichtete, sowie zum Dienste für die Königin von England, so lange dieses verlangt werde. Er verpflichtet sich für sich und seine Mannschaften. Ich forschte auf das genaueste nach, ob Europäer in der Nähe wären und bin über-

zeugt, daß nach dem Abzug von Emin Pascha keine solche im Gebiete sind. Das Abkommen mit dem Scheich Ali geht dahin, daß dieser zu keiner Zeit irgend einen Theil seines Landes an eine fremde Macht abtreten oder einen Vertrag mit einer anderen Regierung unterzeichnen will, wenn er nicht vorher die Vermittelung oder Zustimmung der Regierung Ihrer britischen Majestät erlangt hat."

Ich denke, diese kleinen Proben werden genügen. Eine krampfhafte Thätigkeit hat die Engländer ergriffen und wenn diese Uebereile in den meisten Fällen immer gegen die deutschen Interessen gerichtet ist, mögen sie für uns als bewährte Muster zur Nachahmung dienen. Mich hat der blasse Neid gereizt gemacht und ich habe mir vorgenommen, längere Zeit nicht mehr über englische Colonialpolitik zu reden. Good by.

Somaliland.

Die afrikanische Nordostecke ist noch recht wenig bekannt und läßt sich recht wenig darüber sagen.

Hamitische Völker breiten sich dort aus. An den Küsten die Somali, im Innern die Galla. Fanatisch, treulos, grausam erschweren sie den Verkehr mit der Außenwelt. Sklavenhandel und Waffeneintausch mit Arabern sind ihre Culturberührungen. Der Islam hat namentlich bei den Galla Eingang gefunden. Italien hat seit zehn Jahren dort Besitzergreifungen gemacht. Es weht die italienische Flagge von Warschek bis Awad und von Garad bis Wadi Nogal, auch von Obiat bis Djal. Im Ganzen ein Küstenstrich von 1200 Kilometern. Wegen der eigenthümlichen geographischen Lage an der Straße des Monsunwechsels hat Somaliland im Jahr zwei Regenzeiten, vom October bis December und April bis Juli; aber bei dem Mangel der Ausbildung der Flußnetze scheint der Wüsten- und Buschcharakter im Lande mehr vorzuwalten. Es sollen einige Orte 60—70,000 Einwohner haben.

Die Somali, welche man in Aden zu sehen bekommt, zeichnen sich durch Ebenmaß des Körperbaues und aufrechte Haltung aus.

Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist das Sinnbild der Unendlichkeit; auf meiner Fahrt „Um Afrika" bin ich aber nunmehr an den Punkt angekommen, wo ich sie 1894 mit dem vierten Bande meiner ersten Weltreise begonnen hatte. Der Band enthält das Rothe Meer und Aegypten. Der fünfte

Band brachte Erinnerungen früherer Reisen aus Tripolis, Tunis, Algerien und Marokko. Dieser sechste Band „Um Afrika" 1895 wird die Geduld der Leser stark in Anspruch genommen haben, was zum Theil auch in der sterilen Malerei selbst liegt. Bei der großen Unbekanntschaft der afrikanischen Verhältnisse habe ich aber geglaubt, vielen meiner Freunde nützlich sein zu können.

Die afrikanischen Inseln des Indischen Oceans

mögen der Vollständigkeit wegen noch berührt werden, da die größeste, Madagascar, augenblicklich auch der Schauplatz interessanter Kämpfe ist.

Die Geologen nehmen an, daß Madagascar nicht mit dem Festland von Afrika in Verbindung gestanden hat, sondern als Ueberrest eines, vielleicht beim Aufbäumen des Himalaya im Meer versunkenen Continents übriggeblieben sei. Man hat diesen Continent Lemuria genannt, ihn in der Phantasie mit Riesen bevölkert, als Ueberbleibsel an organischem Leben aber nur eine verkümmerte Affenart gefunden, der man den Namen Lemuren gegeben hat. Nur die Seychellen-, Malediven-, Andamanen-Inseln sollen auf das zeitgenössische Alter mit Lemuria Anspruch machen dürfen. Die übrigen Inseln verdanken ihre Erhebung über den Wasserspiegel entweder der wachsenden Korallenbildung oder erscheinen als die Spitzen später entstandener vulkanischer Kegel. Außerdem neigt die

afrikanische Ostküste zum Abbröckeln und zeigt eine Reihe von solchen kleinen Küsteninseln, die so anzusehen sind. Madagascar hat allerdings auch eine Zahl Vertreter afrikanischer Flora, die aber bereits Zeit gehabt haben, wesentlich zu degeneriren, und zeigt gänzlichen Mangel an den afrikanischen großen Thieren. Aber auch hier kann der Fund des Skelettes eines kleinen Hippopotamus nicht verschwiegen werden.

Der Reisende Granddidier fand auf Madagascar ein Skelett des ausgestorbenen Riesen-Vogels Rock, der in den sibirischen Fabeln eine große Rolle spielt. Einige zwanzig Baumarten kommen allein nur in Madagascar vor. Es sind darunter sehr harte Holzarten, mit denen man andere Hölzer bearbeitet. Der herrliche Ranivalabaum, auch der Baum der Reisenden genannt, enthält reichlich kaltes frisches Trinkwasser in seinem Innern, gilt als bestes Bauholz und die Verwendung seiner Blätter ist unglaublich vielseitig.

Die Insel hat die Größe wie Deutschland und Frankreich zusammengenommen, ist etwa von Norden nach Süden von zwei vulkanisch erloschenen Gebirgsrücken durchzogen, die ein Hochplateau bilden, auf dem sich der größeste Theil der Einwohner angesiedelt hat, die Insel hat eine ältere Bevölkerung, etwa 500,000 Sacalavis. Wahrscheinlich im vierten Jahrhundert, als die Sundainseln durch Malayen überflutet wurden,

mögen von dort die Howas nach Madagascar hinübergewandert sein.

Noch Anfang vorigen Jahrhunderts lebte die Bevölkerung in etwa funfzig von einander unabhängigen Häuptlingschaften, bis die intelligenteren helleren Howas sich zur herrschenden Klasse aufwarfen, die negerartigen Sacalavis in die unfruchtbareren Westküstenstriche drängten und in sich eine Art Culturstaat ausbildeten, der immerhin seine exotische Berechtigung hat.

Die Sacalavis fühlten diese Zurücksetzung, und alle Nachtheile, die den Howas durch andere Mächte geworden sind, fanden Nahrung in der Bereitwilligkeit, mit welcher den Fremden an der Küste der Zuzug gestattet wurde. Wer von den Fremden sich mit den Sacalavis zu schaffen machte, wurde dadurch schon der Feind der Howas. Götzendienst, Opfer, Vielweiberei, Haussklaven und wunderbare Gebräuche verflechten sich mit weisen Gesetzen und Standesorganisation und neben dem starken Rechtsbewußtsein großer Disciplin. Ich fürchte, daß Vasco da Gama auch keine Howas-, sondern eine Sacalavi-Selica liebte. Portugal hat sich auch niemals auf der Insel halten können.

Nachdem alle schifffahrenden Mächte dort ihre Gastrollen gegeben haben, ohne festen Fuß zu fassen, hatten den meisten Erfolg noch englische Missionen zu verzeichnen, sodaß man zur Zeit bis 300,000 Seelen

zum Christenthum bekehrt hat. Wenn man in Zweifel war über die Schuld eines Malagassen, so bekam er in feierlicher Gerichtssitzung eine Giftpille. Wenn diese nicht wirkte, war die Unschuld erwiesen. Viermal im Jahr steigern sich Fasten und Enthaltsamkeiten aller Art. Alle Staats- und Familienhandlungen werden eingestellt, bis in feierlicher Festlichkeit der König oder die Königin vor versammeltem Volk öffentlich gebadet hat. Dann beginnen ausschreitende Lust und Wonne und auch wieder die Geschäfte.

Mitte vorigen Jahrhunderts setzten sich die Franzosen auf die kleine Küsteninsel St. Marie. Anfang dieses Jahrhunderts wurde der König Radama durch die Engländer mit europäischen Bedürfnissen bekannt, womit das Unglück des Landes seinen Anfang nimmt. Alle zehn Jahre werden von den Regenten nur die Anschauungen gewechselt, Tausende von Christen umgebracht, dann alle Götzenbilder verbrannt und alle Fremden ausgetrieben. Dann erscheint ein Franzose Lambert, mit dem König eng befreundet und hoch geehrt; die Armee wird lächerlich ausgeputzt, dem Volk befohlen, europäische Tracht anzulegen. In einer Gegenbewegung verlor der König das Leben und Lambert seinen Einfluß. Bei der Königin Ranavalona mußte wieder alles nackt gehen, bis auch sie 1883 das Zeitliche segnete. Unglaubliche Opfer forderte der Kummer über ihren Tod. Ihr Nachfolger hatte

wieder einige Franzosen bei sich, die ihm etwas regieren halfen.

Lambert war seiner Zeit in Paris vom Kaiser Napoleon III. feierlich empfangen und da man in der Zeit in Paris nicht viel zu thun hatte, beinahe vergoldet worden. Wenn nun ein König in Antananarivo ungeduldig wurde, dann kam gleich ein gestickter Rock oder ein Paar hohe Stiefeln an, und dann war Frankreich wieder für einige Zeit gerettet. Instructeure für die Armee wurden verschrieben und mit Schrecken sahen die Engländer, daß sie hier etwas versäumt hatten. Nun begann ein Hetzen und Bekritteln, wo nur Gelegenheit dazu war. Der unglückliche Krieg 1870 und die republikanische Verfassung und Repräsentation gaben billige Gelegenheit, die Franzosen zu diskreditiren, und in der That gelang es, die Hochachtung vor ihnen zu mindern.

Je nach der jedesmaligen Stimmung ist es schon mehrere Male zwischen den Franzosen und Madagascar zu recht ernsten Auseinandersetzungen gekommen. So waren französische Expeditionen 1847 erfolgreich und 1883 bombardirten sie sogar den Hafenort Tamatave. Seit der Zeit hielt sich ein französischer Ministerresident am Hofe von Antananarivo auf und beanspruchte das Recht, alle auswärtigen Beziehungen des Königs allein zu vertreten. Das ging eben so lange es eben ging. Solch kleiner Benedetti spielt in

der Hitze auch mal einen Trumpf aus, in der Ueberzeugung, daß alles darüber selig und er ein sehr berühmter Mann sein wird; diesmal aber hat er so oft mit bum bum gedroht, daß nun schon gar nichts übrig blieb, als mit bum bum zu kommen.

Auf Ranavalo II., der den französischen Einfluß groß gezogen hat, folgte 1882 auf den Thron die Königin Ranavolo Manjaka III. Es war nicht gut, daß sie allein war, und nach längerer Prüfung wurde sie durch ihren Premierminister Rainilalarivony geheirathet. Das gute Herz der Königin war schon im ganzen Lande bekannt, dieser Marfori aber bekam den Größenwahn in Herrschsucht und in seinen Schroffheiten gegen die französischen Wünsche ist die Veranlassung des jetzigen Krieges zu suchen. Die Franzosen scheinen dabei ziemlich leichten Herzens und nicht sehr archipret gewesen zu sein. Schließlich werden die europäischen Waffen doch wohl zu ihrem Recht kommen Das Klima und die kleinen Hovas, mit denen sie Soldat gespielt haben, sind doch unterschätzt worden. Ich möchte sie den Japanern vergleichen und die Franzosen warnen, sich nicht zu Tode zu siegen. Frankreich besitzt auf der Ostküste die Insel St. Pierre und auf der Westküste Nosy bé und hat nunmehr den vortrefflichen Hafen Majunga besetzt und zur Basis seiner Operationen gemacht. Der commandirende General Duchène hat es vor-

gezogen, systematisch zu Werke zu gehen, um im bequemen Hafen von Majunga bequeme Gelegenheit zur Ausschiffung der Truppen und des Kriegsmaterials zu haben. Die Entfernung von Majunga bis Antananarivo ist etwa wie von Cuxhaven nach Berlin. Zu Zweidrittel ist diese Strecke so gut wie unbewohnt und eine Verpflegung der Truppen durch das Land ausgeschlossen. Superbiville im ersten Drittel des Marsches hat einen schönen Namen, aber sehr geringe Einwohnerzahl. General Duchêne mußte sich doch überzeugt haben, daß es ihm an so vielem Nothwendigen fehle, und mit jedem Schritt, den er sich weiter von seiner Basis entfernt, schwächte er seine Verpflegung, Munition und Sicherheit. Krankheiten haben seine Truppen decimirt. In sechs Monaten ist eigentlich noch nichts Wesentliches erreicht und schließlich, wenn die Frage der Waffenentscheidung herantritt, fehlt es an hinreichenden Kräften, der Heidenkosten gar nicht zu gedenken. Ich wäre unter dem Schutz der Flotte an der Ostküste in Andovorante gelandet und wäre ohne Verzug auf kürzestem Wege die achtzig Kilometer auf die Hauptstadt marschirt, hätte die Entscheidung im Lebelgewehr gesucht und bei täglichem Gefecht gewiß nicht so viel Verluste gehabt, wie das Fieber in sechs Monaten gefordert hat. Ich rede hinter'm Zaun — vielleicht hat Duchêne doch Recht. Ich will's ihm gönnen.

Durch den feuchten Monsun sind die Ostabhänge des Gebirgsrückens mit üppigen tropischen Waldungen bedeckt und wird der Reisbau gefördert. Hier drängt sich die Bevölkerung zusammen, wogegen das abfallende Westplateau unfruchtbar und menschenleer geblieben ist. In der Südwestecke der Insel hat sich sogar eine Art souveränes Sucalavireich Siheranani erhalten. Dort sollen noch eine Anzahl Waldmenschen in Schluchten wie Thiere leben. Vielleicht sind das die wirklichen Ueberreste der Urbevölkerung.

Der Name Madagascar ist auf der Insel gänzlich unbekannt. Sie heißt dort „Das Land der wilden Schweine" und wie es scheint mit Recht, weil diese lieben Thiere sich dort ausgebreitet haben und sehr heimisch fühlen.

Man kann den Franzosen nicht den Vorwurf machen, daß sie diesen Krieg provocirt haben, vielmehr war es auf englische Hetzereien zurückzuführen, daß ein Prinz des königlichen Hauses bei feierlicher Gelegenheit den französischen Ministerresidenten insultiren durfte und der Premierminister und Gemahl der Königin jede Genugthuung versagte. Frankreich ist dadurch nunmehr in die Lage gezwungen, das de facto zu erfassen, was es seit 200 Jahren angestrebt hat: mit im Aufsichtsrath des Weges nach Indien zu stimmen. Unbegreiflicher Weise haben sie 1869 willenlos sich die Actien des Suezkanals von den Engländern aus

der Hand winden lassen, Papiere, die heute 750 Procent geben, was gar nichts zu bedeuten hat gegen den politischen Werth des Einflusses auf diese Weltstraße. Mit boshafter Schadenfreude muß jeder Engländer den Weg verfolgen über Gibraltar, Malta, Cypern, Suez, Aden, Sucotra, Indien. Jeder Name ist das Diadem eines Volkes und ein Dorn im Fleisch, es in fremdem Besitz zu wissen. Die Seychellen und Mauritius unterstützten die Linie Cap—Indien. Zansebar wurde hinzugefügt und mit Grauen und Entsetzen sehen nun die Briten wie es Ernst wird, daß Frankreich sich wie ein Keil in ihre Interessen schiebt: Aden gegenüber hat Frankreich den Landstrich mit dem Hafen Obock besetzt und nun, was wohl außer Zweifel steht, bemächtigt es sich der drittgrößten Insel des Erdballs mit dem größesten Hafen der Welt im Knotenpunkt von Indien, Capland und Aden. Dieser Punkt ist in der Nordspitze von Madagascar die aus fünf geschützten tiefen Buchten bestehende Bai Diego Suarez. Frankreich wird und muß diesen Hafen zu einer großen Flottenstation etabliren und damit wird es im Indischen Ocean die Krallen des britischen Löwen wesentlich beschneiden. Die Bai von Diego Suarez ist landschaftlich von großartiger Schönheit, leicht zu befestigen und im Stande, alle Flotten der ganzen Welt zugleich in sich aufzunehmen.

Möge ein glücklicher Erfolg im reichen Feld der neuen Arbeit unsern Nachbar den Deutschen-Haß und die abgeschmackten Revanchegelüste vergessen lassen. Vielleicht geben sie der freundlichen Königin Ronavolo Manjaka Gelegenheit, ihrer Lieblingsbeschäftigung, Drachen steigen zu lassen, nachgehen zu können; den Gemahl aber ließ ich an Stelle der Franzosen gleich fliegen.

Ob die Briten nicht auf den Gedanken kommen sollten, das, was die Franzosen in Diego Suarez thun müssen, für sich in Mahé in großem Maßstabe zu thun? — Ich kann's nicht mehr abwarten!

Adieu, Afrika! — Ich reise nach Australien.



Faber'sche Buchdruckerei, Magdeburg.

Korff, Emanuel

Weltreise-Tagebuch

Bd.: 6

1896